FÜHRER und DUCE wie ich sie kenne

TITEL DER ORIGINALAUSGABE:
I know these Dictators

von

G. WARD PRICE

Berichterstatter der Daily Mail

WOBST

In diesem Buch bringt der englische Weltreporter auf Grund persönlicher Begegnungen eine Fülle der eindringlichsten Beobachtungen politischer wie menschlicher Natur aus dem Leben der beiden entscheidenden Männer Europas

Über

„Der Schwarze Papst"

Das Leben des Ignatius von Loyola von Richard Blunck

urteilen Karl Rosenfelder in den „N.-S. Monatsheften"

Blunck verfügt über eine gründliche Kenntnis und erstaunliche Beherrschung des einschlägigen Schrifttums, wie auch über eine bemerkenswerte schriftstellerische Begabung. So ist eine Biographie entstanden, die weit über dem Durchschnitt steht. Blunck zeigt auf, wie sehr, fast bis in die letzten Einzelheiten hinein, der Jesuitenorden das Werk des „schwarzen Papstes" ist. Wir bekommen aus diesem Buch eine gründliche und einprägsame Darstellung von den Grundlagen der „Gesellschaft Jesu".

sowie Reinhold Schneider im „Berliner Tageblatt".

Das Buch ist gegründet auf eingehendem Studium und einer feinen Einfühlung in das entscheidende Jahrhundert Spaniens, die Zeit, das da Heil der Seele und ihre Rettung „das letzte Ziel alles Denkens, alles Strebens, alles Tuns" war. Die Lebensgeschichte, die aus der Enge des Baskenlandes in immer weitere Räume führt, wird lebendig und anschaulich erzählt; immer wieder ist der Erzähler bemüht, den Blick nicht allein auf die äußeren Geschehnisse, sondern auch auf die Innere, die Entwicklung und Ausbildung der geistigen Kräfte zu richten.

HOLLE & CO. VERLAG · BERLIN

Druck Brandstetter, Leipzig

Ward Price ist einer der bedeutenden ausländischen Journalisten, Berichterstatter der Daily Mail, dessen Buch in der ganzen Welt Aufsehen erregt hat. Er hat zuerst begriffen, daß die Gestalten Hitlers und Mussolinis einen grundlegenden neuen Weg für Europa aufgezeigt haben. Price hat lange vor der Machtübernahme die beiden Führer der mitteleuropäischen Mächte kennengelernt und sich in ihre Absichten vertieft. Er hat jahrelang die Politik Mitteleuropas verfolgt und sich überzeugen müssen, daß sie gegen den Angriff des Bolschewismus die einzig richtige ist.

Price geht durchaus vom Standpunkte des Engländers aus, sieht dabei aber sehr genau, wie sich das Gefühl der Zeit verändert hat. In seinem Bericht über das Leben der beiden führenden Männer Mitteleuropas sind nicht nur die reinen politischen Vorgänge berücksichtigt, sondern Price bemüht sich in jeder Weise auch, den menschlichen Erscheinungen Hitlers und Mussolinis gerecht zu werden.

So ist in diesem Buch zum erstenmal von einem ausländischen Beobachter, der sich von der historischen Bedeutung des Wiederaufbaues zweier durch die Friedensverträge schwer benachteiligter Länder hat überzeugen können, mit der ganzen Klarheit und Einfachheit seiner Rasse die Bedeutung dieses politischen Wandels klargelegt worden. Die Gestalt der beiden mächtigsten und entscheidendsten Männer Europas gewinnt in diesem Buch ein Gesicht, wie es eindringlicher und menschlicher nicht darzustellen wäre.

Auch den deutschen Leser dürfte es interessieren, in diesem Buch eines ausländischen Beobachters intimere Züge des Führers unseres Landes und des Duce zu erfahren, die beweisen, wie stark die beiden Persönlichkeiten aus ihrem innersten Wesen heraus das Weltgeschehen beeinflussen mußten.

HOLLE & CO. VERLAG · BERLIN

Bücher über Wirtschaftsfragen haben auch für den gebildeten Laien gewöhnlich nichts Verlockendes. Aber wer den „Weg zur völkischen Wirtschaft und zur europäischen Großraumwirtschaft“*) unter der Führung von Werner Daitz geht, wird mit Überraschung feststellen, wie klar und lebendig sich noch die kompliziertesten Wirtschaftsfragen darstellen lassen und wie eng sie mit unserm ganzen völkischen Dasein verbunden sind! Der nachdenkliche Satz einer kleinen Schlußvignette des Buches: „Vergiß nicht die Ursprünge“ ist, das merkt man auf jeder Seite, das Leitmotiv für alles Wirtschaftsdenken von Werner Daitz. Wer zu dem Buch greift und im Jahre 1930 den ersten Absatz „Zum Umbau der Volks- und Weltwirtschaft“ liest, hält es kaum für möglich, daß der Verfasser diesen Aufsatz bereits im Jahre 1916 (!) verfaßt hat, so klar ist die Voraussicht einer Entwicklung, die erst im Jahre 1933 mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus Wirklichkeit werden konnte. So gewinnt jeder Leser dieses Buches bereits mit diesem ersten Absatz das Kostbarste und, sagen wir es ehrlich, Seltenste, was es für einen Leser gibt, das Vertrauen zum Autor, das ihn durch das ganze Buch von Werner Daitz begleiten wird. Dadurch aber ist dieses Buch nicht nur für den Wirtschaftsfachmann, sondern auch für interessierte Laien, die sich mit modernen Wirtschaftsfragen beschäftigen möchten, von so besonderem Wert.

Rudolf Krohne in „Wir und die Welt“

*) Das Buch hat einen Umfang von 445 Seiten und kostet gebunden RM. 4.50

G. WARD PRICE

FÜHRER und DUCE

Fritz Stein
Hamburg-Altona
Luisenweg 6

Foto Hoffmann

G. WARD PRICE

Führer und Duce

wie ich sie kenne

1939

HOLLE & CO. VERLAG · BERLIN

Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Richard Blunck
Titel der Original-Ausgabe: I KNOW THESE DICTATORS

Aus der Unger-Fraktur gesetzt und gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig
Entwurf des Schutzumschlages von Friedrich Wolf
Alle Rechte vorbehalten
Abdruck auch auszugsweise nur mit Genehmigung des Verlages

Inhalt

Seite

Adolf Hitler 9

Gegensätze der Charaktere 11
Der Mensch Adolf Hitler 22
Jugend, Krieg und erste Politik 50
Anfängliche Rückschläge 91
Der Aufstieg zur Macht 125
Das nationalsozialistische Regime und seine Leistung . . 152
Männer um den Kanzler 183
Adolf Hitlers Ziele 200
Die Presse und die Diktatoren 218

Benito Mussolini 231

Der Duce als Mensch 233
Mussolinis Familie 249
Jugend und frühes Mannesalter 261
Vom Gefreiten zum Staatsoberhaupt 277
Schwierigkeiten und Taten 292
Die erste Zeit nach der Machtübernahme 304
Männer und Gefahren um den Duce 314
Mussolini und der abessinische Feldzug 326
Das Mittelmeer und das „Gentleman Agreement" . . 345

Nachwort zur deutschen Ausgabe 359

ERSTER TEIL

Adolf Hitler

Erstes Kapitel

Gegensätze der Charaktere

Die Welt ist vor eine neue Technik des Regierens gestellt. Eine große Entwicklung in der politischen Geschichte rollt vor unseren Augen ab.

Wir sollten sie mit offenem Sinn studieren. Die faschistische und nationalsozialistische Revolution sind zu folgenschwer, um aus persönlichen Vorurteilen heraus beurteilt zu werden.

Außerhalb ihrer eigenen Länder werden die Häupter dieses Regimes „Diktatoren" genannt. Diese Bezeichnung trifft zu in dem Sinne, daß ihre Autorität die höchste und beherrschende ist, aber das bedeutet nicht, daß Hitler und Mussolini widerstrebende und grollende Völker ihrem Willen unterworfen haben.

Sie sind Führer, die sich zur höchsten Autorität erhoben, indem sie den nationalen Wunsch, sich aus einer unwürdigen Lage zu erheben, verkörperten. Ihre Funktionen sind bezeichnet durch die Titel Führer und Duce, die sie tragen. Alle beide verfügen über die Unterstützung und Bestätigung eines viel größeren Teiles ihrer Landsleute, als jemals einer für die Regierung irgendeines demokratischen Staates gestimmt hat.

Sie kamen durch verfassungsmäßige Methoden zur Macht. Mussolini wurde von dem König von Italien berufen, eine Regierung zu bilden, und Hitler wurde durch den Präsidenten der Deutschen Republik zum Kanzler ernannt. Beide begannen ihre Regierungslaufbahn als Haupt eines Koalitionsministeriums.

Die äußere Form der Verfassung ist in beiden Ländern beibehalten worden. Es gibt noch einen Reichstag in Berlin und eine Deputiertenkammer in Rom. Das Parlament übergab in beiden Fällen seine Kontrollgewalt an die Organe der Diktatur. Dieser Wechsel der Regierungsmethode hat die Handlungsfähigkeit beschleunigt und einen außerordentlichen Rekord an Erfolgen nach sich gezogen.

Es würde nicht nur ungerecht, sondern auch dumm sein, diese greifbaren Erfolge nicht sehen zu wollen und ohne weitere Prüfung Regierungen zu verurteilen, die den Völkern, die unter ihnen leben, großen Segen gebracht haben. Die autoritären Regimes Deutschlands und Italiens haben, während sie die individuelle Gedanken- und Handlungsfreiheit einschränkten, einen hohen Stand nationaler Wohlfahrt in die Wege geleitet. Um sich ein gerechtes Urteil über sie zu bilden, beginnt man am besten mit dem Studium des Charakters ihrer Schöpfer.

Ungeachtet der Ähnlichkeiten in Laufbahn, Erfolg und der derzeitigen Lage zeigen sich ausgesprochene Charakterverschiedenheiten zwischen den beiden Diktatoren.

Diese Unähnlichkeit spiegelt sich gut in ihrer verschiedenen Gemütsart. Mussolini verfügt über einen scharfen, sardonischen Witz, den er freimütig bei seinen politischen Urteilen anwendet. Seine lebhaften Augen werden noch weiter, wenn ihm eine kaustische Bemerkung über die internationale Lage zu seinem aktiven Entschluß einfällt.

Hitlers Humor ist biederer und persönlicher. Er ist fröhlich und launig im Kreise seiner engsten Freunde, aber zu ernst in seiner Haltung gegenüber öffentlichen Angelegenheiten, als daß er darüber Späße machte.

Mussolini erweckt den Eindruck größerer Vitalität. Er

pflegt in einem hohen Armsessel zu sitzen, aber er lehnt sich selten in ihm zurück. Sein Temperament ist zu lebhaft, als daß er lange stillsitzen könnte. Er springt dann auf hinter seinem schweren eichenen Arbeitstisch und pflegt eine Unterhaltung über eine halbe Stunde hin stehend fortzuführen. Dabei ist seine untersetzte Gestalt kerzengerade aufgerichtet, er steht da auf weit gespreizten Beinen und hält den massiven Schädel so hoch, daß sein schweres Kinn und die vollen, aufgeworfenen Lippen angriffslustig vorgestreckt sind.

Während Hitler nur Deutsch spricht, redet Mussolini mit allen Ausländern Französisch, dessen er sich leicht und flüssig bedient. Gelegentlich pflegt er sich für einige kurze Sätze auf Englisch auszudrücken, aber er begann diese Sprache erst zu lernen, nachdem er zur Macht gekommen war, und muß sie langsam und überlegt sprechen. Deutsch spricht er gut; er hat es gelernt während der Zeit, die er als junger Mann im Trentino verbrachte, einer damals österreichischen Provinz.

Persönlicher Umgang mit ihm offenbart nicht die Anmaßung und den Größenwahn, den viele Leute in anderen Ländern für seinen Hauptcharakterzug halten, es sei denn, man wolle diese Bezeichnung auf den nachdrücklichen Ton und die bestimmte Art eines Mannes anwenden, der es gewohnt ist, anderen seinen Standpunkt aufzuzwingen. Sein herrisches Auftreten ist eine echte Eigenschaft seiner Natur und Gewohnheiten, keine Pose, und er ist viel zu humorig zynisch, um ein Opfer des Größenwahnsinns zu sein. Geschäftsmäßig, schlagfertig, prompt und geschickt in seinen Antworten, erweckt er den Eindruck eines erfolgreichen Weltmannes, der ein Fachmann in seiner Sache ist und Freude daran hat.

Das Auftreten Hitlers ist sehr verschieden davon. Er gibt sich nicht so bereitwillig als Mussolini dem Hin und Her von Frage und Antwort, Erwiderungen und Bemerkungen hin. Eine Unterredung mit ihm ähnelt eher der sokratischen Form des Dialogs. Der Besucher legt ein Thema vor, und Hitler verbreitet sich ausführlich darüber. Wenn mehr als zwei Leute anwesend sind, selbst wenn sie zu seinem intimsten Kreise gehören, gibt es keine allgemeine Diskussion. Entweder spricht Hitler und alle anderen hören zu, oder aber die anderen sprechen untereinander und Hitler sitzt schweigend dabei.

Mussolini unterhält sich eifrig. Wenn ihm ein Besucher im Palazzo Venezia schon bekannt ist, so sieht er oft von einer Begrüßung ab und richtet eine abrupte Frage an seinen Besucher, während dieser noch über die 25 Meter des leeren Marmorbodens von der Tür seines Zimmers bis zu seinem Arbeitstisch herankommt.

Hitlers Art ist förmlicher. Er grüßt seinen Gast mit einem Händedruck, wobei er den Arm etwas nach unten ausgestreckt hält. Sein freundliches Lächeln wird von einem Schweigen begleitet, das den Besucher, der zum erstenmal kommt, leicht in Verwirrung bringt. Oder wenn sein Besucher ihm schon bekannt ist, murmelt er wohl ein etwas spöttisches „Na?" — eine Frage-Interjektion, die die Last, mit dem Sprechen zu beginnen, dem Besucher auflädt.

Mussolini erweckt den unmittelbaren Eindruck eines lebhaften und eifrigen Geistes, der auf jeden neuen Anreiz reagiert. Das Wesen Hitlers ist träumerischer und mehr nach innen gekehrt. Sein Ausdruck bleibt ruhig, bis seine Aufmerksamkeit durch eine politische Bemerkung geweckt wird. Dann leuchten seine Augen auf, seine vorher

entspannte Gestalt strafft sich, und mit einer heiseren, dunklen Stimme trägt er eine umfassende Erwiderung vor. Hitlers öffentliche Reden sind lang und holen weit aus wie der Stil seiner Autobiographie. Der Duce spricht zu der Menge in kurzen Stakkatosätzen und schreibt so gedrängt, als wenn seine Worte in Stein gehauen werden sollten.

Während Mussolini objektiv und praktisch ist, ist Hitler subjektiv und mystisch. Mussolini hat seine Freude an verwickelten Berichten und offiziellen Denkschriften. Hitler verabscheut sie und vermeidet Diskussionen über Verwaltungseinzelheiten. Der eine ist Realist, der andere Phantasiemensch. Mussolinis Denkprozeß wird beherrscht von Tatsachen, Hitlers von Idealen. Ein hervorragender Deutscher sagte einmal zu mir: „Sie können sie wirklich nicht vergleichen; denn der eine ist rationalistisch, der andere intuitiv."

Der Gegensatz zwischen ihrer Wesensart spiegelt sich in ihrer physischen Erscheinung. Als die Diktatoren während des Besuches des Duce in Deutschland im September 1937 Seite an Seite standen, wirkte Mussolini, obwohl er sechs Jahre älter ist, als der Lebhaftere und Hitler als der Geistigere von den beiden. Obwohl der Führer einen kleinen Vorteil in der Größe hat, macht die mächtige Gestalt und der massive, geschorene Schädel Mussolinis ihn zu einer monumentalen Erscheinung.

Zur Macht zu kommen war schwieriger für Hitler als für Mussolini, aber in Hinsicht auf ihren darauffolgenden Erfolg in der Aufrichtung eines autoritären Regimes war die Lage umgekehrt.

Hitler errang die Herrschaft in einem Lande, in dem es

ſtarke Traditionen gab und wo das Kaſtenvorurteil immer vorgeherrſcht hatte. Daß er Erfolg haben ſollte, daß er die Anerkennung ſeines Willens und das Vertrauen zu ſeiner Führerſchaft bei einer Nation erlangte, die ſo feſte Einrichtungen wie die Armee, die Ariſtokratie, die Junker und die Induſtrieoligarchie Deutſchlands hatte, das iſt der größte Triumph einer Perſönlichkeit, den die Welt ſeit Generationen geſehen hat. Sobald einmal dies Wunder geſchehen war, konnte er über eine erſtklaſſige Regierungsbürokratie und über eine diſziplinierte und fleißige Nation verfügen.

Muſſolini fand auf ſeinem Wege zur Macht weniger Widerſtände, aber nachdem er ſeine Regierung aufgerichtet hatte, mußte er viele Unzulänglichkeiten in der Verwaltungsmaſchinerie überwinden und mit einem Volke arbeiten, das weniger an Gleichmäßigkeit und Zuſammenarbeit gewöhnt war.

So verſchieden im Typ die beiden Diktatoren ſind, haben ſie doch die gemeinſame Eigenſchaft feſteſter Überzeugung. Beide ſind Schickſalsgläubige. Muſſolini glaubt an ſeinen Stern, Hitler an ſeine Berufung durch die Vorſehung zu der politiſchen Erlöſung Deutſchlands.

Dieſe Gewißheit, daß ihre Namen und Taten im Buche des Schickſals geſchrieben ſtehen, gibt ihren Äußerungen das Selbſtvertrauen und die Beſtimmtheit. Beide drücken auf das nachhaltigſte ihren Wunſch aus, mit Großbritannien in beſſere Beziehungen zu treten. Aber ſie haben ihre eigenen Ideen darüber, welcher Art dieſe Beziehungen ſein ſollten, und ihre patriotiſche Glut würde dieſe Haltung in eine Haltung der Gegnerſchaft verwandeln, wenn ſie ſich überzeugen würden, daß Großbritannien

ein unverrückbares Hindernis auf dem Wege zu ihren nationalen Zielen wäre.

In gewisser Beziehung ist dieser Eindruck in ihrem Kopfe schon hervorgerufen worden als Ergebnis der Tatsache, daß die britische Regierung sich den idealistischen Prinzipien des Völkerbundes unterwarf.

Wenn Großbritannien sich selbst mehr unabhängige Handlungsfreiheit bewahrt hätte und diese benutzt hätte, direkt mit den Diktatoren zu verhandeln, so würde Europa heute ein gesicherterer Erdteil sein. Die Weisheit, die Hilfsquellen der Erfahrung und das Prestige, die in der ausländischen Meinung den britischen Staatsmännern zugesprochen werden, verloren ihre Wirksamkeit, als man sie in den gemeinsamen Topf von Genf warf.

Als der Völkerbund ins Leben gerufen wurde, waren diese autoritären Staaten unvorherzusehende Erscheinungen. Britannien wäre besser in der Lage gewesen, den Frieden zu sichern, wenn es mit ihnen nach jenen sachlichen und der Lage entsprechenden Methoden verhandelt hätte, die es auf seine eigenen Angelegenheiten anwendet, anstatt seine internationale Politik einer kosmopolitischen Ratsversammlung und dem utopischen Begriff der „kollektiven Sicherheit" unterzuordnen.

Man hat Phantasien ein größeres Gewicht als Tatsachen gegeben, und allein jene Schwärmer, die den Schatten dem Körper vorziehen, können mit dem Ergebnis zufrieden sein. Das hat einen Bund zweier Länder mit sich gebracht, von denen jedes uns wohlgesonnen und jedes weniger wohlgesonnen gegen das andere war.

Dann kam der abessinische Krieg, der die „Stresa-Front" zerschlug. Dadurch, daß sie sich weigerte, an der Sanktionsblockade Italiens teilzunehmen, erwarb sich die

deutsche Regierung die Dankbarkeit Mussolinis. Im Juli 1936 trat die noch offene Streitfrage der österreichischen Unabhängigkeit in das Stadium eines Waffenstillstandes in der Form eines Abkommens zwischen Deutschland und Österreich.

Die Gelegenheit hierzu wurde herbeigeführt durch die aktive Einmischung der Sowjetunion in den Bürgerkrieg in Spanien. Moskau warf alle seine Energien in den Versuch, Lenins Prophezeiung zu erfüllen, daß Spanien als das nächste europäische Land bolschewistisch werden würde.

Dieser Versuch hätte sich, wäre er erfolgreich gewesen, bald auf Frankreich ausgedehnt und damit eine riesig angewachsene bolschewistische Bedrohung unmittelbar an den Grenzen Deutschlands und Italiens mit sich gebracht. Mehr instinktiv und automatisch als planvoll bildeten die beiden autoritären Staaten eine Partnerschaft, um die Gefahr abzuwenden.

Durch Italiens Aktivität bei diesem Unternehmen wurde die Frage der Seekontrolle im Mittelmeer kritisch. Mussolini ist bis zum letzten entschlossen, dafür zu sorgen, daß sein Land nicht ein Gefangener in seinen eigenen heimischen Gewässern wird. Er hat die britische Regierung im Verdacht, daß sie die Absicht habe, Italien irgendwie in dieser Lage zu halten.

Dieser Glaube wird verstärkt durch die Überzeugung, Britannien werde es Italien niemals vergessen, daß Italien die Eroberung Abessiniens durchgeführt hat, ohne sich von der Konzentration der britischen Flotte in Alexandria und von dem Sanktionsfeldzug des Völkerbundes schrecken zu lassen. In Italien spukt die Auffassung, daß die britische Regierung eines Tages eine „nachträgliche Rache" für die Entsendung italienischer Streitkräfte gegen ihren

Willen erst nach dem östlichen und dann nach dem westlichen Ende eines Meeres nehmen wird, das so lange unter der Seeherrschaft Britanniens gestanden hat.

Obwohl Italien noch immer fürchtet, Deutschland strebe auf lange Sicht danach, die Adria zu erreichen und seinen Einfluß über den Balkan auszudehnen, wandte sich Mussolini doch an Deutschland um Hilfe und schloß ein Abkommen, für das er den unbestimmten Namen „Rom—Berlin-Achse" erfand.

Die britische Regierung jedoch hielt fest an ihren Abmachungen mit Frankreich, denen noch eine positivere Form gegeben wurde, als die deutsche Armee das Rheinland wiederbesetzte. Frankreich, das in Deutschland seinen Erbfeind sah und durch eine verschwenderische bolschewistische Propaganda stark beeinflußt war, hatte nicht die Absicht, die Lage Deutschlands dadurch zu erleichtern, daß es sein Militärbündnis mit Rußland aufgab.

Als der spanische Krieg weiterging, wurde die Achse Rom—Berlin beständig fester. In dem Nichteinmischungsausschuß bildeten die Vertreter Deutschlands und Italiens einen festen Bund und besprachen sich vor jeder Sitzung miteinander.

Als schließlich Mussolini Deutschland im September 1937 besuchte, wurde diese „Achse" zu einem Bündnis in jeder Beziehung, nur nicht dem Namen nach. Hitler und Mussolini tauschten öffentliche Treuegelübde aus vor einer Million Deutscher, die im Olympia-Stadion in Berlin und auf dem großen freien Platz darum versammelt waren.

Der Führer verkündete, daß zwischen den beiden autoritären Ländern von nun an nicht nur Einigkeit im Standpunkt, sondern auch Einigkeit im Handeln bestehe. Der Duce erklärte, daß der Nationalsozialismus und Faschis-

mus überall die gleichen Feinde hätten, die demselben Herrn dienten — der dritten Internationale — und daß, wenn er und das faschistische Italien einen Freund hätten, sie „mit ihm bis zum Ende zusammen marschieren würden."

Dieser Besuch war durch die Initiative Deutschlands zustande gekommen. Der freundschaftliche Brief, den der neue britische Premier, Mr. Neville Chamberlain, Mussolini sandte, hatte den Eindruck erweckt, daß Italien sich veranlaßt sehen könnte, seine neue Verbindung mit Deutschland aufzugeben und zu der „Stresa-Front" zurückzukehren. Die deutsche Regierung wünschte zu demonstrieren, daß man mit Deutschland und Italien als mit einer geschlossenen Gruppe verhandeln müßte und sie nicht trennen könnte.

Die Gelegenheit wurde wahrgenommen, um Mussolini die Macht Deutschlands in politischer, militärischer, luftfahrttechnischer und industrieller Hinsicht vor Augen zu führen, und zwar unter möglichst eindrucksvollen Bedingungen. Es wurde freilich angekündigt, daß er als Führer der faschistischen Partei und nicht als das Haupt der italienischen Regierung käme —, aber in Deutschland und Italien gibt es keinen wirklichen Unterschied zwischen Partei und Staat.

Vom deutschen Volk wurde Mussolini ein schmeichelhafter Empfang zuteil, was um so stärkeren Eindruck auf ihn machte, als dies seit dem Jahre 1922, als sein Regime begann, seine erste persönliche Berührung mit irgendeiner anderen Nation war.

Ein neues Glied in dem scharf angespannten Gefüge Europas wurde an jenem Abend des 28. September 1937 geschaffen, als Hitler und Mussolini in strömendem Regen

die Einheit ihrer Sympathien und Ziele dem ungeheuren Ozean von Gesichtern unter ihnen verkündeten, der in dem Wechsel von einem Meer von Licht und Dunkelheit unter dem Flutlicht aussah wie ein Bild Gustave Dorés vom Tage des Jüngsten Gerichts. Mussolini selbst hat geschätzt, daß ein neuer europäischer Krieg zehn Millionen Tote kosten würde. Es war eine schaurige Vorstellung, daß die ungeheure Menge vor unseren Augen nur ein Zehntel dieser Summe ausmachte.

In den autoritären Ländern sind die allein entscheidenden Faktoren der Wille und das Prestige der beiden Diktatoren. Diese Faktoren verband Mussolini nachdrücklich in einer vereinten internationalen Politik, die sehr wohl vervollständigt werden kann durch Italiens Anschluß an den bereits bestehenden Antikominternpakt zwischen Deutschland und Japan.

Wenn der Austausch persönlicher Schwüre zwischen Hitler und Mussolini bedeutet, daß Italien verurteilt ist, die Rolle eines „glänzenden Sekundanten" für Deutschland zu spielen, so kann diese neue Frontbildung in Europa zum Krieg führen. Der einzige Weg, diese Gefahr zu bannen, würde der sein, das italienisch-deutsche Abkommen zu einem neuen Viermächte-Abkommen zu erweitern, so wie es zwischen Deutschland, Italien, Frankreich und England im Juli 1933 unterzeichnet wurde, und es noch umfassender zu gestalten, indem man Polen mit ins Spiel zieht.

Zweites Kapitel

Der Mensch Adolf Hitler

Viele Leute außerhalb Hitlers eigenem Land und auch in diesem Land selbst kennen den Führer Deutschlands nur durch seine veröffentlichten Aufzeichnungen, seine Reden und sein öffentliches Auftreten. Das Bild, das die Welt von ihm hat, ist das eines leidenschaftlichen Redners auf der Tribüne. Er erscheint wie ein nationales Idol, das bei riesigen Massenversammlungen von einem Wald erhobener Arme begrüßt wird, eine ernste, bildsäulenhafte, uniformierte Gestalt, die den Vorbeimarsch fast endloser Marschsäulen von handfesten jungen Menschen in hohen Stiefeln abnimmt.

Diese Auffassung von Hitler als von einem finsteren politischen Roboter ist keineswegs zutreffend. Hinter dem machtvollen Charakter, den er in der Öffentlichkeit darstellt, steht eine menschliche, liebenswürdige Persönlichkeit, die allein seinen Intimen bekannt ist. Obwohl eine Leidenschaft für Reichsdeutschland von frühestem Einfluß auf sein Leben war, ist viel von einem Österreicher in Adolf Hitler lebendig. Das Land seiner Geburt und seiner Jugend hat ihn mit den künstlerischen, verträumten Neigungen des süddeutschen Menschenschlages begabt. Er gibt sich keine Mühe, seine Gefühle zu überwachen. Wenn er die Geschichte der Prüfungen und Beschwerden seiner Jugend und die der frühen Kampftage der nationalsozialistischen Bewegung erzählt, dann steigen ihm leicht die Tränen in die Augen.

In seiner Anlage zeigt sich ein starker Zug von Schwer-

mut und Zartheit. Die Intensität des Gefühls, die seinen öffentlichen Taten einen so hohen Schwung gibt, macht ihn empfindlich gegen persönliche Kümmernisse. Als ein naher Freund zu ihm sagte: „Sie haben so viel Glück gehabt in allem, was Sie unternommen haben", antwortete er: „In meinem politischen Leben habe ich freilich immer Glück gehabt, aber in meinem Privatleben bin ich unglücklicher gewesen als irgendein Mensch, den ich jemals kennengelernt habe."

Obwohl als Katholik erzogen, ist Hitler kein Bekenntnischrist. Doch sagte er einmal sehr ernst zu mir: „Ich glaube an Gott, und ich bin überzeugt, daß er siebenundsechzig Millionen Deutsche nicht verlassen wird, die so hart dafür gearbeitet haben, ihre rechtmäßige Stellung in der Welt wiederzugewinnen." In seinen Wahlreden dringt er oft in seine Hörer, den göttlichen Segen für die nationale Sache zu erflehen.

Die Mäßigkeit in Hitlers Privatleben ist allgemein bekannt. Er ist Vegetarier, Antialkoholiker und Nichtraucher. Seine Lieblingsgerichte sind Nudelsuppe, eine Suppe mit kleinen Klößen, Spinat, gebratene oder rohe Äpfel und russische Eier, kalte, hartgekochte Eier mit Mayonnaise. Zum Tee ißt er gern, ohne Sorge dick werden zu können, Schokoladenéclairs. Er trinkt weder Tee noch Kaffee, sondern nur Mineralwasser und Kamillen- oder Lindenblütentee.

Gelegentlich schluckt er am Ende eines anstrengenden Tages, oder wenn er denkt, er könnte sich erkältet haben, einen kleinen Kognak in Milch, aber mit Widerwillen.

Er findet den Geruch von Tabak so unangenehm, daß

es keinem erlaubt ist, in seiner Gegenwart zu rauchen, sogar nach dem Essen nicht, was für die Deutschen eine ernste Entbehrung bedeutet.

Spaziergänge in Berchtesgaden sind seine einzige Körperübung; dennoch sieht er gesund aus, seine Haut hat eine frische Farbe, und seine hellblauen Augen sind immer ungetrübt. In Berlin verläßt er seinen Amtssitz niemals anders als im Auto. Trotz dieser sitzenden Lebensweise zeigt er große Widerstandskraft gegen Ermüdung. Ich habe ihn fünf Stunden hintereinander in seinem Auto in Nürnberg aufrecht stehen sehen, als er den großen jährlichen Vorbeimarsch der SA. abnahm; dabei hielt er die längste Zeit seinen Arm zum Gruß steif ausgestreckt. Während der Krisis der Rheinlandwiederbesetzung arbeitete er ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte. Am dritten Abend lud er Frau Goebbels und einige andere Freunde zum Abendessen ein. Sie sahen sich bis zwei Uhr nachts Filme an, und als Frau Goebbels vorschlug, der Kanzler möge sich etwas Ruhe gönnen, sagte er: „Wenn Sie mich jetzt allein lassen, werde ich nur bis vier Uhr aufsitzen und lesen; ich hoffe also, Sie bleiben noch."

Das ist ungefähr die reguläre Zeit, wann er zu Bett geht; der größte Teil des Studiums der Staatsdokumente geht in den späten Nachtstunden vor sich. Berchtesgaden ist der einzige Ort, wo er Nachtruhe finden kann ohne ein Schlafmittel, das er in Pillenform nach seinem Abendessen einnimmt. Wenn es seine öffentlichen Pflichten erlauben, bleibt er bis Mittag im Bett. Seine allgemeine Gesundheit ist gut, und die Operation, die Dr. Sauerbruch im Frühling 1935 an ihm vornahm, hatte einzig und allein zum Zweck, einen harmlosen

„Polypen" an den Stimmbändern zu entfernen, den alle Leute, die ihre Stimme durch öffentliches Reden anstrengen, sehr wohl kennen.

Hitler ist immer gut angezogen, sein dichtes braunes Haar glattgebürstet und sein Gesicht, das gute Farbe hat, sauber rasiert. Er hat weder graue Haare noch irgendwelchen Haarausfall. Seine Zähne sind kräftig. Seine weißen Hände mit den spatelförmigen Fingern sind gut gepflegt. Besonders bemerkenswert ist der dicke Ballen seines Daumens, den Handdeuter mit Willensstärke in Verbindung bringen. Seine Ohrlappen sind groß, was die Physiognomiker als ein Zeichen von Vitalität ansehen. Seine Erscheinung hat sich wenig geändert während der fünfzehn Jahre seines öffentlichen Lebens. Sein Gesicht und seine Gestalt sind voller geworden, jedoch nicht mehr, als es zu seiner soldatischen Figur paßt, und sein Haar, das in früheren Tagen in der Mitte gescheitelt war, liegt jetzt in einer flachen Welle über der linken Stirn.

Er hat in Deutschland wenigstens einen Doppelgänger. Während ich zuschaute, wie Hitler im September 1936 in Nürnberg den Vorbeimarsch der SA. abnahm, sah ich einen Mann, der in einem Rollstuhl zwischen den Kriegsverletzten saß; er war ihm so ähnlich, daß, wenn nicht beide im gleichen Augenblick zur Stelle gewesen wären, ich nicht geglaubt hätte, daß eine so große natürliche Ähnlichkeit möglich ist. Dieser unbekannte Kriegsveteran hatte sicherlich die Ähnlichkeit verstärkt, indem er sein Haar in derselben Weise wie der Führer bürstete und seinen borstigen Bart im gleichen Stil und Sitz zurechtgeschnitten hatte. Aber nur die Natur konnte die Schädelform erzeugt haben, den Gesichtsschnitt und den etwas schelmischen Ausdruck in den Augen, als wenn das Ge-

hirn hinter ihnen sich mit einem heimlichen Spaß befaßte, was für Hitler charakteristisch ist.

Die braune Uniform der Nationalsozialistischen Partei, die des Kanzlers üblicher Anzug ist, sieht stets wie neu aus, und seine im allgemeinen weißseidenen Hemden haben einen tadellosen Schnitt. Er sagt oft, daß er als armer Teufel von junger Mensch in Wien den Entschluß gefaßt habe, wenn er reich würde, sich zwei Formen von Luxus zu gestatten: offene Kamine in jedem Zimmer (was in Deutschland ungebräuchlich ist) und zweimal am Tag sein Hemd wechseln.

Am Ärmel seines Waffenrockes sitzt eine rote Armbinde mit einem schwarzen Hakenkreuzsymbol, auf der Brust trägt er das Eiserne Kreuz erster Klasse und das bronzene deutsche Verwundetenabzeichen. In seinem braunen Schlips steckt das nationalsozialistische Parteiabzeichen als Schlipsnadel.

Im Freien trägt er einen braunen Gürtel und Militärmütze, beides in einem „Braunen Laden" gekauft. Für Paraden und andere offizielle Gelegenheiten wechselt er die schwarzen Hosen, die er zu Hause mit dem braunen Rock trägt, mit Breeches von braunem Stoff und braunen Reitstiefeln aus, die vorn geschnürt sind, mit einer Schnalle am oberen hinteren Rand; sie sitzen so lose, daß sie wie fertig gekauft aussehen. Wenn ich ihn im häuslichen Anzug in seinem Heim in München oder im Hause des Herrn von Ribbentrop gesehen habe, hat der Kanzler immer einen doppelreihigen, dunkelblauen Anzug mit weißem Hemd und weichem Kragen getragen.

Hitler ist ein in hohem Maße belesener Mann. Seine nächsten Freunde erklären, daß er mit den Werken aller führenden deutschen Philosophen vertraut ist und daß er

die Geschichte, Geographie und die sozialen und ökonomischen Verhältnisse der Hauptländer Europas beherrscht. Seine ernsten Studientage sind jedoch vorbei, und er findet heute Erholung von seiner Verantwortung in Abenteuergeschichten. Karl May, dessen Bücher, wie „Durch die Wüste", bei deutschen Jungen beliebt sind, ist einer seiner Lieblingsschriftsteller. Bei Reisebeschreibungen finden besonders Karten und Pläne seine Aufmerksamkeit. Er sagt, daß er, wenn er jemals nach London oder Paris käme, ohne weiteres imstande sein würde, sich zurechtzufinden, und er behauptet, daß es kaum ein berühmtes Gebäude der Welt gäbe, das er nicht aus dem Gedächtnis aufzeichnen könnte. Bevor er im Mai 1938 Italien besuchte, dessen Architektur ihn zu manchen Änderungen in seinen eigenen Bauplänen brachte, waren die einzigen ausländischen Städte, die er gesehen hatte, Brüssel und Venedig.

Obwohl er selbst kein Instrument spielt, ist die Musik eine Leidenschaft Hitlers. Er verfehlt nie eine Gelegenheit, Wagner und Beethoven zu hören. Die große Oper ist seine Lieblingsunterhaltung. Eine Staatsaufführung der „Meistersinger" mit den besten deutschen Darstellern ist eine ständige Erscheinung auf dem Parteikongreß in Nürnberg. Hitler behauptet, diese Oper hundertmal gehört zu haben.

„Ich denke, ich bin einer der musikalischsten Leute von der Welt", sagt er mit einem scherzhaften Lächeln.

Er hat eine große Vorliebe für das normale Theater und Varieté, aber selten eine Gelegenheit, ihr nachzugehen.

Die bildende Kunst macht ebenfalls einen starken Eindruck auf ihn, und er versteht eine ganze Menge von Malerei. Kürzlich erwarb er einen Cranach und zwei Brueghels für sein Münchner Heim.

Am meisten praktisches Interesse nötigt ihm die Architektur ab. In jeder Beziehung, außer dem Namen nach, ist er der erste Staatsarchitekt Deutschlands.

Kein öffentliches Gebäude kommt zustande, bevor sein Stil und Entwurf dem Kanzler vorgelegt ist, der sie mit dem größten Interesse und der größten Aufmerksamkeit prüft. In der Reichskanzlei in Berlin gibt es einen Raum mit einem Zeichentisch, der stets mit Plänen bedeckt ist, an denen er stundenlang steht und Originalentwürfe oder Abänderungen zeichnet, die bei den öffentlichen Bauten benutzt werden sollen. Die architektonische Gestalt des Netzwerks der Autobahnen, die er ins Leben gerufen hat, stammt ganz aus seinen Entwürfen. Der Neubau des offiziellen Wohnsitzes des Kanzlers in Berlin, der Erweiterungsbau seines Hauses mitten in den Alpen an der österreichischen Grenze und der Bau des riesigen und prächtigen neuen Führergebäudes für die Partei auf dem Königsplatz in München wurden alle nach seinem Entwurf ausgeführt, einschließlich der Innenausstattung. Sein Geschmack ist durchaus modern, mit einer Vorliebe für Einfachheit, Symmetrie und Geräumigkeit.

Es ist sein Ziel, die beiden Städte Nürnberg, den Schauplatz des jährlichen Parteitages, und München, die Geburtsstätte und Hauptstadt der Bewegung, zu architektonischen Denkmälern seines Regimes umzugestalten. Die gigantischen Stadien in Nürnberg, wo die verschiedenen nationalsozialistischen Organisationen im September vor ihm aufmarschieren, sollen durch andere von weit größeren Ausmaßen ersetzt werden, und er baut dort eine ungeheure neue Kongreßhalle mit Sitzplätzen für 90 000 Menschen, die das größte moderne Gebäude der Welt werden wird. Ihre Fassade, 240 Meter lang, wird eine Kolonnade von

massiven Granitsäulen werden. Obwohl die Arbeit vor zwei Jahren begonnen hat, ist sie jetzt erst so weit, daß die Fundamente gelegt worden sind. Das Gebäude wird erst 1943 fertig sein. Wenn es Hitlers Absichten erfüllt, so wird dies Bauwerk ebensolange die Zeit überdauern wie das Parthenon oder das Kolosseum. „Noch nach tausend Jahren", sagt er, „werden die Menschen hierüber staunen und sagen: ‚Was für eine große Rasse waren diese Deutschen!'"

Der dreißigjährige Architekt Professor Speer, der nach den Skizzen des Kanzlers die technischen Details dieser monumentalen Schöpfungen ausarbeitet, gehört zu seiner ständigen Begleitung. Mitten in einem Wagnerfestspiel in Bayreuth wandte sich Hitler plötzlich zu ihm: „Wir müssen eine neue komische Oper in München haben. Ich habe an einen ausgezeichneten Bauplatz dafür gedacht." Und sofort begann er, auf einem Schreibblock den Grundriß und den Aufriß aufzuzeichnen. Während des Baues des Hauses der Deutschen Kunst in München ging er jeden Tag, an dem er in der Stadt war, hin, um den Fortschritt zu besichtigen.

Wenn es möglich wäre, würde er es gewiß vorziehen, eine völlig neue Hauptstadt für Deutschland zu schaffen; denn 1. ist das Klima Berlins so trocken, daß es dazu beiträgt, seine Einwohner nervös zu machen; 2. ist Berlin ein Geschäftszentrum, und es empfängt beständig alarmierende Berichte aus Quellen des Handels, die sofort den Ministerien mitgeteilt werden; und 3. würde er eine friedlichere und stillere politische und diplomatische Hauptstadt vorziehen, wie es Washington für die Vereinigten Staaten ist.

Das Kino ist eine von Hitlers beliebtesten Entspan-

nungsmöglichkeiten. Alle neuen Filme, die in Deutschland eintreffen oder dort hergestellt werden, müssen ihm übersandt werden. Oft sieht er sich nach dem Abendessen zwei abendfüllende Vorstellungen in einem großen Gesellschaftsraum in der Reichskanzlei an. Einer seiner Lieblingsfilme ist „Bengali", von dem ich ihn sagen hörte, daß er ihn drei Abende hintereinander habe laufen sehen. Als Ergebnis seines starken Interesses an englischen und amerikanischen Tonfilmen beginnt der Kanzler fast unbewußt Kenntnisse vom Englischen zu bekommen.

Liebe zu Kindern und Tieren wird von vielen Leuten als Beweis für Gutmütigkeit betrachtet. Sie ist ein starker Zug in Hitlers Charakter. Er hält sich in Berchtesgaden mehrere Schäferhunde und empfand es sehr schmerzlich, als eines Tages einer seiner Lieblingshunde, vermutlich von Kommunisten, vergiftet wurde.

Die goldblonde, sechs Jahre alte Helga Goebbels ist ein Lieblingsspielkind für den Kanzler; ihre Mutter, Frau Magda Goebbels, eine äußerst gescheite Frau, deren prächtige blonde Schönheit auch auf ihre kleine Tochter übergegangen ist, steht ihm von deutschen Frauen freundschaftlich am nächsten. Frau Goebbels verbrachte einige Zeit in den Vereinigten Staaten, wo sie ihr ausgezeichnetes Englisch lernte. Im Jahre 1930 kehrte sie nach Deutschland zurück und trat in eine nationalsozialistische Organisation in Berlin ein. Hier kam sie mit Dr. Goebbels zusammen, dem Gauleiter der Reichshauptstadt, und heiratete ihn.

Die Leute in Hitlers intimstem Kreis behaupten, daß er ein ausgesprochenes mimisches Talent hat und daß es ihm Spaß macht, Anekdoten zu erzählen, denen er noch eine besondere Pointe dadurch gibt, daß er die betreffenden Charak-

tere personifiziert. Nach einem Konzert, das auf ein Staatsdiner folgte, habe ich gesehen, wie er unter einer Gruppe von Schauspielern stand und ihnen in einer so lebhaften Art Geschichten erzählte, daß seine Hörer aus dem Lachen nicht herauskamen.

Der Kanzler hat ferner eine ausgesprochene Neigung für Mechanik. Ohne irgendeine praktische Erfahrung im Maschinenbau zeigt er besonderes Interesse für Autos und Motorboote und ist vertraut mit den letzten Raffinements des Verbrennungsmotors und fähig, sofort ein neues Modell aufzuzeichnen. Herr Wehrlin, Direktor der Daimler-Benz-Gesellschaft, einer seiner persönlichen Freunde, hat mir erzählt, daß ihm Hitler einst bei der Diskussion über eine bevorstehende Motorenausstellung einen Motor von einem Spezialtyp beschrieb, den er wenigstens fünfundzwanzig Jahre vorher in Wien gesehen hatte und daß er das mit der ganzen Genauigkeit eines Fachmanns tat. Wenn es in Berlin eine Automobilausstellung gibt, pflegt er dort ein paar Stunden am Tage zu verbringen und prüft jeden Wagen der Reihe nach. Er kann von sich behaupten, daß er fast eine Million Kilometer im Auto zurückgelegt hat. „Ich bin dem Auto dankbar, denn es brachte ganz Deutschland in meinen Bereich", ist einer der Aussprüche des Führers.

Doch hat er nicht den Wunsch, selbst einen Wagen zu fahren. Das, sagt er, sei nicht seine Sache. Mussolinis Leidenschaft, Flugzeuge zu fliegen, Rennwagen, Motorräder und Motorboote zu führen, ist für Hitlers mehr nach innen gekehrtes Wesen völlig unverständlich.

Er hat nichts von der Liebe seines italienischen Kollegen für Geschwindigkeit. Sein Sonderzug darf nicht über sechzig Kilometer in der Stunde fahren, obwohl dies

hauptsächlich deswegen geschieht, weil er schlecht schläft, selbst wenn er die Bequemlichkeit seines Sonderwagens hat, in dem sich neben dem Schlafraum ein marmorner Baderaum befindet.

Hitler hat ein phantastisch gutes Gedächtnis. Er kann den Inhalt jedes Buches, das er jemals gelesen hat, die Handlung jedes Stückes oder Filmes, die er gesehen hat, wiedergeben. Die Leute seines Stabes wissen: was sie ihm auch sagen, wird automatisch in seinem Kopf registriert und wieder gegen sie angeführt, zu jedem späteren Datum, wenn sie eine abweichende Behauptung aufstellen.

Sein Wesen ist zu individualistisch, um die Leute zu schonen, die unter ihm arbeiten. „Er glaubt nicht daran, daß man Leuten aus Schwierigkeiten helfen könnte", sagte einer seiner nächsten Mitarbeiter. „Nur wenn einer seiner Untergebenen auf dem Punkt angelangt ist, daß er von seiner Arbeit oder von seiner Verantwortung überwältigt zu werden droht, kommt er ihm zu Hilfe. Aber selbst dann tut er nicht mehr, als dem Mann den Kopf über Wasser zu halten, so daß er für sich selbst kämpfen kann."

So unerbittlich Hitler sich bei Gelegenheit gezeigt hat, so gehört sein Charakter doch nicht zu denen, die sich kleinlichen Haßanwandlungen überlassen.

„Wie viele von Ihren persönlichen Feinden haben Sie erledigt, als Sie zur Macht kamen?" wurde er einmal gefragt.

„Keinen", war die Antwort. „Es gab allerdings allerhand Leute, mit denen ich eine alte Rechnung zu begleichen hatte, aber als ich dann Kanzler wurde, kamen sie mir so unbedeutend vor. Während meiner Haft in Landsberg war einer der Wärter sehr unangenehm. Er

pflegte mich einen ‚Dörfler' zu nennen. Ich kann wohl sagen, daß er etwas Dampf gehabt hat, als ich das Haupt der Regierung wurde, aber es wäre lächerlich gewesen, ihm etwas zu tun."

Sobald das Gefühl des Kanzlers gerührt wird, handelt er mit schneller und großzügiger Freigebigkeit. Im Sommer 1936 war er mit dem Auto in Oberbayern unterwegs und hatte am Straßenrand haltgemacht, um eine Aussicht in die Berge zu bewundern. Ein anziehendes jungen Bauernmädchen von ungefähr siebzehn Jahren suchte sich ihm zu nähern, und als seine Begleiter sie hinderten, brach sie in Tränen aus. Hitler sah ihren Kummer und fragte, was los sei. Sie berichtete ihm, daß ihr Verlobter wegen seiner nationalsozialistischen Grundsätze aus Österreich vertrieben sei und daß sie nun, da er keine Arbeit finde, nicht heiraten könnten.

Hitler versprach, sich um sie beide zu kümmern, und er fand nicht nur eine Tätigkeit für den jungen Mann, sondern rüstete auch das Paar mit einem möblierten Heim in München aus, vollständig, wie er lächelnd erzählt, selbst mit Kinderbett. In diesem Falle erntete der Kanzler seinen Lohn, denn als die junge Frau nach der Hochzeit kam, um ihm zu danken, schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Gegen Untergebene und Bediente ist er rücksichtsvoll, obwohl fähig zu plötzlichen Ausbrüchen von Jähzorn. Aber seine Persönlichkeit und seine Autorität sind so groß, daß er ohne irgendeine Anstrengung von seiner Seite besonders in Berlin von großer Ehrfurcht seiner Leute umgeben ist. Die Atmosphäre seines amtlichen Wohnsitzes hat den unverkennbaren Charakter eines Hofes, obwohl sein gewöhnliches äußeres Aussehen so einfach ist,

wie es nur sein kann, wo es sich um das Haupt einer Regierung handelt.

Des Kanzlers persönlicher Stab besteht aus drei hart arbeitenden Adjutanten, deren Pflichten weit bis in die Nacht dauern. Am meisten bekannt von ihnen ist Obergruppenführer Wilhelm Brückner, der von den ersten Münchner Tagen an mit ihm verbunden ist und seine Gefangenschaft in Landsberg teilte. Brückner ist ein Mann mit jovialem Gesicht, fast 1,90 Meter groß und auch sonst von Riesenmaßen, der, als er noch jünger war, einer der besten deutschen Tennisspieler war. Er diente im Krieg als Offizier und hat viel gesellschaftlichen Scharm und Eleganz. Seine riesige Gestalt mit dem dicken, roten Gesicht und den zwinkernden freundlichen Augen ist niemals weit weg von Hitlers Seite.

Ein weiterer Adjutant ist Schaub. Er ist ein kleiner, ernster Mann, der immer die schwarze SS-Uniform trägt, während Brückner gewöhnlich den braunen Rock der SA. anhat. Schaub ist ein Mann aus bayrischem Bauerngeschlecht, dessen erste Berührung mit Hitler auf romantische Weise vor sich ging. Er war ein kleiner Postbeamter und schloß sich den Braunhemden schon in der ersten Zeit an. Vor dem Münchner Putsch von 1923 bemerkte Hitler, daß bei den Aufmärschen seiner Anhänger stets ein bestimmter Mann an ihm vorbeimarschierte, der, infolge einer Kriegsverletzung, hinkte. Als der Kanzler in Landsberg in Haft saß, kam dieser hinkende Mann eines Tages zu ihm und bat, Hitler als persönlicher Begleiter ohne Bezahlung dienen zu dürfen. An der glühenden Ergebenheit, die aus Schaubs Gesicht sprach, war kein Zweifel, und seitdem hat er das Los seines Führers geteilt, zuerst in schlechten Zeiten und nun in guten.

Hauptmann Wiedemann, ein weiterer Adjutant, ist ein dunkler, schöner Mann, mit einer noch ungewöhnlicheren Geschichte; denn er war Hitlers Kompanieführer im 16. bayrischen Infanterieregiment während des späteren Teiles des Krieges. In den frühen Tagen der Partei erfuhr Hauptmann Wiedemann plötzlich, daß der Prophet der nationalen Wiedergesundung, dessen Bewegung in Bayern Aufmerksamkeit zu erregen begann, niemand anders sei als sein früherer Gefreiter und Meldegänger. Er suchte ihn auf und bot ihm seine Dienste für irgendeine Aufgabe an, mit dem Ergebnis, daß er heute einer der drei Männer in der nächsten Gefolgschaft seines früheren Untergebenen ist.

Drei Begleiter, alle drei junge Männer aus der Leibstandarte, folgen Hitler überallhin. Sie tragen die schwarze Uniform ihrer Truppe. Sie und seine Chauffeure stehen in demokratischen, fast freundschaftlichen Beziehungen zu ihrem Herrn. Als ich mit Hitlers Sonderzug reiste, habe ich sie ihre Mahlzeiten im Speisewagen am nächsten Tisch neben dem einnehmen sehen, an dem der Kanzler mit Feldmarschall Blomberg, General Fritsch und Admiral Raeder, dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, saß. Hitler wird bewacht von einem Detektivkorps unter dem Befehl von Hauptmann Rattenhüber, einem wettergebräunten, soldatischen Mann, der wie seine Untergebenen stets SS-Uniform trägt. Wenn der Kanzler in einem öffentlichen Restaurant speist, was er in München gern tut, oder in Berlin zum Tee in das Hotel Kaiserhof hinübergeht, treten diese Wachen einige Minuten vor ihm ein und nehmen nach einem Rundblick ihre Plätze an einem Tisch in der Nähe dessen, an dem er sitzen wird, ein.

Doch Hitler hat keine Angst vor Attentaten, er glaubt,

daß sein Schicksal ihn schützt. „Ich wußte immer, daß ich ein großer Mann werden würde, sogar in meinen ärmsten Tagen", sagt er, „und ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß ich am Leben bleibe, um meine Aufgabe zu vollenden." Geschichten, daß er in einem geschlossenen Automobil mit hoher Geschwindigkeit zwischen doppelten Reihen von SS-Männern durch die Straßen rase, beruhen völlig auf Einbildung. Kein Staatsoberhaupt zeigt sich freier der Öffentlichkeit, denn im allgemeinen steht er aufrecht in einem offenen Wagen, der im Spaziergängertempo fährt. Bei dem Parteitag in jedem September steht er auf der gleichen Tribüne wie einige tausend Zuschauer, mit vielen ausländischen Gästen der Regierung. Ich habe ihn unangemeldet bei den Oberammergauer Passionsspielen ankommen sehen, und er mischte sich unter die Menge von Menschen aus allen Nationen. In München muß er sich oft den Weg zu seinem Auto durch ein dichtes Gedränge begeisterter Bewunderer bahnen. Wenig mehr als sechs Wochen nach dem 30. Juni 1934 zögerte er nicht, mit allen Mitgliedern der Regierung beim Begräbnis des Präsidenten Hindenburg am 6. August zu erscheinen, und zwar in der Mitte des gedrängt vollen Gedächtnisplatzes bei Tannenberg, der beherrscht wird von sieben Türmen, wo er in einer Weise exponiert war, daß es der Geheimpolizei beträchtliche Sorgen machte.

Obwohl Hitler, wie mir von Leuten aus seinem vertrauten Kreise erzählt worden ist, immer einen Revolver bei sich trägt, sind seine Nerven gut. Als er einmal eine Gesellschaft junger Frauen um sich hatte, ließ eine von ihnen versehentlich eine Knallerbse auf den Boden fallen. Eine Knallerbse ist eine Art von Papierbombe, wie man sie in München zum Karneval verkauft, gefüllt mit Kal-

zium und Schwefelpulver, das beim Auftreffen mit einem lauten Knall explodiert, der fast jedermann erschrecken würde, ganz zu schweigen von einem Diktator. Doch Hitler zeigte keine Beunruhigung, sondern lachte nur.

In seinem Amtssitz in Berlin, der durch eine Passage mit der Kanzlei nebenan in der Wilhelmstraße verbunden ist, steht sein Haushalt unter der Leitung des Herrn Kannenberg, eines früheren Restaurateurs, dessen Bekanntschaft Hitler vor vielen Jahren machte und der nun sein Majordomus ist. Herr Kannenberg ist Musiker und spielt das Akkordeon vorzüglich. Er hat ein Repertoire von englischen wie deutschen Liedern, mit denen er den Kanzler und seine Gäste unterhält. Der Majordomus ist, obwohl klein, von imponierender Korpulenz, und wenn er bei einem intimen Essen hinter dem Stuhl seines Herrn steht, so macht sich gewöhnlich einer aus Hitlers nächster Umgebung den Spaß, über die Schulter weg zu sagen: „Kannenberg, sagen Sie uns, wie viele Kinne haben Sie nun eigentlich schon?"

Hitlers Heim am Prinzregentenplatz Nr. 16 in München wird von einem verheirateten Paar, Herrn und Frau Winter, betreut. Daß Hitler festhält an dieser unprätentiösen Wohnung, zeigt, daß seine persönliche Anspruchslosigkeit sich nicht durch sein hohes Amt geändert hat. Es ist die Art von Heim, die ein Geschäftsmann mit einem Einkommen von 15000 Reichsmark im Jahr haben könnte. Das Gebäude liegt in einer Vorstadt Münchens an der Ecke eines Platzes. Neben seinem Eingang ist ein kleines Restaurant.

Die Hausnachbarn Hitlers sind Mieter, deren vollständige Zuverlässigkeit der Geheimen Staatspolizei bekannt ist. Sie haben den Vorteil, den Schutz für Hitler zu teilen, denn die Parterrewohnung ist eine Art Wach-

lokal, wo Detektive beständig Dienst tun. Zwei von ihnen patrouillieren draußen, und die Tür zur Straße wird von einem SS-Mann in Uniform geöffnet.

Eine breite hölzerne Treppe führt in den ersten Stock. An der Tür der Wohnung ist nichts, was sie als den privaten Wohnsitz des wichtigsten Mannes in Deutschland bezeichnet.

Die Eingangshalle ist keilförmig, die eine Seite wird von Buchreihen bedeckt, über denen ein Porträt Friedrich des Großen hängt. Das Hauptwohnzimmer ist lang und schmal mit einer ähnlichen Ecke wie die in der Halle. An den Wänden hängen die verschiedensten Bilder. Außer einem Cranach aus dem 15. Jahrhundert und dem Original des bekannten Bildnisses Bismarcks von Lenbach sieht man einige jener beliebten Gemälde von José Fratta, einem französischen Maler aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts, auf denen Kardinäle in scharlachroten Roben beim Speisen inmitten einer prächtigen Umgebung dargestellt sind.

Das Zimmer enthält eine Menge Möbel, alle modern, in hellem Ahorn, und an seinem einen Ende ist eine Art Alkoven — was die Deutschen einen Erker nennen —, der abgehoben ist durch eine kleine Erhöhung und auf dem ein runder Tisch steht mit einer Platte aus Verde-antico-Marmor. An diesem Tisch empfängt Hitler seine Gäste.

„Auf dem Berg", was der Name ist, den er und seine Freunde für sein Haus in Berchtesgaden gebrauchen, unterstand der Haushalt früher seiner älteren, verwitweten Halbschwester, Frau Raubal, mit der er während der frühen Tage der Partei in München zusammenlebte. Sie ist eine kräftige, imponierende Frau von fünfundfünzig Jahren; es besteht keine Familienähnlichkeit zwischen ihnen.

Vor zwei Jahren heiratete Frau Raubal wieder und verzog mit ihrem neuen Gemahl nach Dresden. Ihr Mann ist ungefähr gleichaltrig mit ihr und Universitätsprofessor. Ihr Bruder war bei der Hochzeit nicht anwesend. „Der Berg" oder „Haus Wachenfeld", wie es ursprünglich hieß, ist kürzlich so umgebaut worden, daß man es nicht wiedererkennen kann. Als Hitler 1923 die Villa kaufte, war sie ein weißes oberbayrisches Sommerhäuschen mit überhangendem Dach und geschnitztem Holzbalkon. Heute ist das Haus ausgebaut zu einem palastartigen Sitz mit Staatsempfangsräumen im modernen Stil, sehr ähnlich denen, die Hitler für die Berliner Reichskanzlei entwarf. Ein Kennzeichen der großen Eingangshalle ist ein ungeheures einziges Fenster, das die ganze eine Wand ausfüllt. Es führt dem ankommenden Besucher ein herrliches Panorama der ganzen Kette der österreichischen Alpen vor Augen.

Bei diesem Erweiterungsbau war Hitler darauf bedacht, das ursprüngliche „Haus Wachenfeld" unversehrt als Teil des ausgedehnteren Planes zu erhalten; denn, wie er sagt, die vielen denkwürdigen Besprechungen, die dort abgehalten, und die Entscheidungen, die dort getroffen sind, haben dem Haus einen historischen Wert gegeben.

Zwischen diesen Bergen an der deutschen Grenze findet Hitler geistigen Frieden. Die beschränkte Umgebung der Berliner Reichskanzlei, wo immer sich Massen drängen, um ihn bei seinen Amtsgeschäften zu sehen, wird bisweilen unerträglich. Im Handumdrehen pflegt er dann sein Flugzeug zu befehlen und nach München oder irgendeinem anderen Flugplatz in der Nähe von Berchtesgaden zu fliegen, um dann mit dem Auto auf den „Berg" zu fahren. Da die Stimmungen, in denen er Erholung von

den gewöhnlichen Staatsgeschäften sucht, häufiger werden, beginnt Berchtesgaden eine zweite diplomatische Hauptstadt zu werden. Gesandte haben schon die Reise zu dieser Bergzuflucht gemacht, um hier Beglaubigungsschreiben zu präsentieren, und die Minister sind völlig daran gewöhnt, zu Besprechungen auf den „Berg" befohlen zu werden. Eine Abteilung von Hitlers „Leibwache" ist in der Nähe stationiert, und man hat beträchtliche Vorsichtsmaßregeln in der Nachbarschaft getroffen.

Der Lebensstil des Führers dort ist einfach. Im allgemeinen trägt er bayrische Bauerntracht oder Zivilanzug. Von dem Haus, das auf einem Ausläufer der Berge steht, führt ein gerader Weg herunter zu der Landstraße, wo stets ein Posten der SS Dienst tut. Hier versammeln sich täglich, besonders in der Ferienzeit, eine Menge Deutscher in der Hoffnung, ihren Führer zu sehen, und Hitler liebt es hinunterzugehen und sie zu begrüßen. Er erweist seine besondere Aufmerksamkeit den Kindern, er schreibt Autogramme auf seine Porträts, die sie ihm entgegenstrecken, und lädt sie oft ein in das Haus zu Limonade und Kuchen. Auch ist er nicht böse über das Eindringen junger Menschen, wenn er in einem der von ihm bevorzugten kleinen Münchner Restaurants ißt. Gruppen der Hitlerjugend oder des BDM. bekommen Erlaubnis hineinzukommen, um ihn zu sehen. Im allgemeinen lädt er sie an seinen Tisch, schüttelt ihnen die Hand und bestellt Eis und Schokolade für sie.

Die Wohnung in München und die Villa in Berchtesgaden sind Privateigentum und werden auf des Kanzlers eigene Kosten unterhalten. Sein Amtssitz in Berlin sowie sein Stab und seine Autos werden von der deutschen Regierung bezahlt. Sein Einkommen aus dem Verkauf

seiner Autobiographie „Mein Kampf", der politischen Bibel Deutschlands, hat die Höhe von 500 000 Reichsmark im Jahr erreicht.

Obwohl Hitler nicht gern allein ist und die Gesellschaft naher Freunde vorzieht, hat er wenig Freude an formellen Gesellschaften. In den ersten zwei Jahren seines Regimes konnte er sie vermeiden mit der Begründung, daß sein Amtssitz in Berlin im Umbau begriffen war. Aber gegen Ende 1934 war der Umbau fertig, und ich war einer der vier ausländischen Gäste bei dem ersten Essen, das der Kanzler am 19. Dezember 1934 gab. Die anderen waren Viscount Rothermere, sein Sohn, Mr. Esmond Harmsworth, und ein bekanntes Mitglied der Englisch-Deutschen Gesellschaft, Mr. E. W. D. Tennant.

Zwei Dutzend Leute waren zugegen; die übrigen waren entweder Mitglieder der Regierung mit ihren Damen oder deutsche Opernsänger, die in dem Konzert, das folgen sollte, mitwirkten. Freiherr und Freifrau von Neurath, Dr. Goebbels und Frau, Herr und Frau von Ribbentrop waren anwesend. General Göring wurde begleitet von seiner blonden Verlobten, Frau Emmi Sonnemann, die er seitdem geheiratet hat.

Hitler selbst war in dem üblichen großen Abendanzug, obwohl viele seiner deutschen Gäste die Parteiuniform trugen. Nach einem leichten Geplauder im Vorraum ging er in den Speiseraum voran, wo ein ovaler Tisch aus hellem Holz aufgestellt war, der mit Schalen voll hängender rosa Begonien dekoriert war. Der Kanzler saß in der Mitte einer der Längsseiten mit Frau von Ribbentrop zur Rechten und Frau Müller, einer der Opernsängerinnen, zur Linken. Ihm gegenüber Freifrau von Neu-

rath, neben die ich placiert war. Die Bedienten, die an der Tafel aufwarteten, trugen kurze braune Meßjacketts mit schwarzen Hosen. Das Prozellan, Glas und Silber war modern.

Das Menü war von zeitgemäßer Einfachheit. Es bestand aus einer Tasse legierter weißer Suppe, Fisch, Brathuhn mit Gemüsen und Eis; dazu gab es weißen und roten deutschen Wein.

„Heute ist ein Jubiläumstag in meiner Laufbahn", sagte der Kanzler, als wir uns niedersetzten. „Heute ist es zehn Jahre her, daß ich aus dem Gefängnis in Landsberg entlassen wurde."

Nicht viele Staatsmänner sprechen in der Öffentlichkeit gern von ihren früheren Niederlagen. Hitler hat mit der Einfachheit des Genies den erfolglosen Putsch vom November 1923 zu dem stolzesten Gedenktag der nationalsozialistischen Bewegung gemacht. Anstatt daß man über diesen Tag als über einen Fehlschlag hinweggegangen wäre, wird er gefeiert als ein ruhmvolles Martyrium.

Der Kanzler fuhr mit seinen Erinnerungen an Landsberg während des ersten Teiles des Essens fort. „Als ich nach dreizehn Monaten freigelassen wurde", sagte er, „war praktisch die ganze Beamtenschaft des Gefängnisses, einschließlich des Direktors, zu der nationalsozialistischen Bewegung bekehrt. Die bayrische Regierung tobte und sandte viele der Wärter zur Strafe in die Polizeischule. Bevor sie dort auch nur sechs Monate gewesen waren, war die ganze Anstalt zu einem nationalsozialistischen Rekrutierungszentrum geworden und mußte geschlossen werden. Das war ausgezeichnet, denn von hier aus verbreiteten sich über ganz Bayern eine Menge Polizisten, die für unsere Grundsätze Propaganda machten."

Als das Essen vorbei war, erhob Hitler sich und sagte: „Ich bitte die Herren, die nicht zu rauchen wünschen, mit mir in den Raum rechts zu kommen, und die anderen wollen in den Raum links gehen." Lord Rothermere, der auch Nichtraucher ist, begleitete mit Herrn von Ribbentrop und einigen der Damen den Kanzler. Ich ging mit den Rauchern und geriet bald in Unterhaltung mit General Göring, der seine blaue Luftwaffenuniform mit weißen Aufschlägen und einen Dolch mit Kreuzgriff trug, den er besonders zu diesem Dienst bestimmt hatte.

Wie wir so da standen und uns unterhielten, stieß mich jemand an den Ellenbogen, und meine Kaffeetasse fiel zu Boden. Ein Bedienter nahm sie auf, und soweit ich bemerkte, erregte der Vorfall weiter keine Aufmerksamkeit. Doch später bildete er die Grundlage für eine Sensationsgeschichte um Hitler, die in Amerika vielfach gedruckt wurde.

Das kam daher, daß ich am nächsten Tage in der Bar des Hotels Adlon über das Essen in der Reichskanzlei befragt wurde, das das erste seiner Art gewesen war. Dabei hatte ich beiläufig das Hinfallen der Kaffeetasse erwähnt. Wie leicht ganz alltägliche Tatsachen sich in pittoreske Phantasien verwandeln, wo hervorragende Persönlichkeiten wie Hitler im Spiel sind, das zeigt sich in der Entwicklung dieser unbedeutenden Erinnerung zu einer Geschichte. Danach hätte der Kanzler einen bekannten Engländer zum Frühstück eingeladen und sein Besucher eine Porzellanvase umgeworfen. Auf das Klirren seien nach dieser Version zwei Leibwachen, die hinter den Fenstervorhängen verborgen gewesen seien, augenblicklich, jeder mit einem Revolver in der Hand, ins Zimmer gesprungen.

Als die Kaffee- und Rauchpause nach Hitlers Essen vorbei war, wurden wir gebeten, uns in den großen Gesellschaftsraum der Reichskanzlei zu begeben. Die Innenräume dieses alten Heimes des Fürsten Bismarck sind so vollständig modernisiert worden, daß nichts als die Fassade unverändert geblieben ist. Das eine Ende des Gesellschaftsraumes ist um drei oder vier kleine Schritt erhöht. Die Wände sind rein cremefarben gehalten und mit einigen wenigen schönen alten Gobelins behängt. Breite, niedrige Kanapees und Sessel modernen Musters sind im Raume verteilt; der Teppich in der Mitte des Raumes ist ein sehr großer Perser, der ursprünglich für den neuen Palast des Völkerbundes in Genf bestellt war, aber nicht zur rechten Zeit hatte fertiggestellt werden können und dann von der deutschen Regierung gekauft wurde. Ein großer Flügel stand auf dem erhöhten Teil des Raumes für das Konzert, das folgte, bereit, bei dem Frau Müller und der bekannte Bariton Bockelmann, beide von der Berliner Oper, die Hauptmitwirkenden waren.

Im allgemeinen ist es die Regel, daß Hitlers formelle Essen auf zwanzig oder dreißig Leute beschränkt sind, aber während der Olympischen Spiele war ich bei einem großen Staatsbankett, bei dem ungefähr hundert zugegen waren. Dieses Bankett trug zeremoniöseren Charakter, und anstatt der jungen Bedienten in den braunen Jacketts taten ältere Lakaien in blauen und silbernen Livreen und weißen Strümpfen, viele von ihnen mit einer Menge Orden, Dienst. Sie standen unter dem Befehl eines Majordomus in schwarzer Livree und Kniehosen, der einen kurzen Degen trug und einen Stülphut unter dem Arm hielt. Er kündigte die Gäste an, sowie sie das Vorzimmer betraten. Der Majordomus trug einen schwarzen Stab, mit dem

er auf den Boden stieß, um die Gesellschaft darauf aufmerksam zu machen, wenn Hitler sich am Ende des Essens erhob.

Das Essen wurde an einer riesigen hufeisenförmigen Tafel aufgetragen. Zu des Kanzlers Rechten saß Lady Vansittart, die Gemahlin des britischen ständigen Unterstaatssekretärs für auswärtige Angelegenheiten, der damals zu Besuch in Berlin war, und an seiner anderen Seite die Gräfin Baillet-Latour, die Gemahlin des Präsidenten des französischen Komitees für die Olympischen Spiele.

Dieser Speisesaal ist ein neuer, großer Raum, der von Hitler für solche Gelegenheiten bestimmt ist. Er ist hinausgebaut in den ehemaligen Garten der Reichskanzlei. Er ist ungefähr 35 Meter lang und 16 Meter breit, mit Reihen von roten Marmorsäulen, die auf beiden Seiten eine Arkade bilden. Die Fenster mit braunen Vorhängen reichen bis zu der hohen Decke, die flach ist und aus einem Mosaik in Hellblau und Gold besteht. Einer der Herren aus dem Stabe Hitlers erzählte mir, daß die Farbe dieser Decke ein halbes dutzendmal hätte geändert werden müssen, bevor der Kanzler zufriedengestellt war. Große goldene Leuchter standen in Zwischenräumen auf dem Boden, und der einzige Schmuck des Raumes war ein riesiger Gobelin an der Wand hinter dem Kopf der Tafel, der aus dem Germanischen Museum in München hierhergebracht war.

Da dies eine Staatsveranstaltung war, trugen die anwesenden Männer ihre Orden. Außer dem Eisernen Kreuz und anderen deutschen und türkischen Kriegsorden besitzen nicht viele Mitglieder der offiziellen nationalsozialistischen Kreise irgendeinen jener Sterne, Ketten und Bänder, die

der gewohnte Hintergrund solcher Gesellschaften sind, so daß die Ausländer die ornamentalsten Gestalten waren. Als Sir Robert Vansittart nach dem Essen mitten im Raum stand und mit Herrn Heß, dem Stellvertreter des Führers, lachte und scherzte, ergab sich ein bemerkenswerter Gegensatz zwischen dem schillernden Glanz des Sternes und der Ordenskette des Großkreuzes von St. Michael und St. Georg, der von dem einen getragen wurde, und der feldgrauähnlichen Einfachheit der braunen Uniform des anderen.

Vielleicht wurde Hitler hierdurch veranlaßt, kurz nachher einen besonderen deutschen Orden für Verdienste im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen zu schaffen. Seitdem ist er noch weitergegangen und hat einen neuen „Orden des deutschen Adlers" geschaffen, der unter den Ersten Mussolini und dem Grafen Ciano verliehen wurde.

Noch in anderer Hinsicht unterscheidet sich eine Gesellschaft dieser Art in Deutschland von den offiziellen Essen der meisten Regierungen: in der Kleidung der Damen. Einfachheit ist strenge Regel für die weibliche Bekleidung unter dem nationalsozialistischen Regime. Da das „make up" seinen Prinzipien widerspricht und Juwelen fast völlig von der spartanischen Ansicht der Regierung ausgeschlossen werden, fehlt den staatlichen Festen in Deutschland etwas von dem Zauber, den weibliche Extravaganz ihnen anderswo verleiht.

Die beharrliche Verehrung des deutschen Volkes für seinen Führer zeigte sich, wie ich über den Platz vor dem Hotel Kaiserhof zu diesem Essen in die Reichskanzlei ging. Eine Stimme sagte zu mir: „Wollen Sie freundlichst den Führer bitten, auf den Balkon hinauszukommen? Ich komme aus der Provinz und möchte ihn so gern sehen."

Es war eine deutsche Arbeiterfrau in der Mitte der Fünfziger, die so sprach. Da sie mich im Abendanzug sah, hatte sie vermutet, wohin ich gehen wollte. Als ich ungefähr fünf Stunden später um ein Uhr nachts den Platz wieder überquerte, kam dieselbe Frau herbei. „Ich bin noch hier", sagte sie. „Glauben Sie, daß es noch eine Möglichkeit gibt, ihn zu sehen?"

Es gibt keine Seite an Hitlers persönlichem Charakter, mit der sich das Geschwätz und die Phantasie mehr beschäftigt hätte als mit seinen Beziehungen zu dem anderen Geschlecht.

Das Zölibat bei dem Führer eines Landes, wo Heirat und Fruchtbarkeit als patriotische Pflicht verkündet werden, scheint nach einer besonderen Erklärung zu verlangen; und die Gründe, die in Hitlers Fall gewöhnlich vorgebracht werden, liegen auf der Linie vom Krankhaften bis zum Romantischen. Zunächst einmal ist Hitler kein Frauenhasser. Er zeigt eine besondere Vorliebe für weibliche Gesellschaft, wobei seine Art durch eine etwas altmodische Förmlichkeit gekennzeichnet ist.

Es kann nur wenige europäische Staatsmänner geben, deren Gruß so freundlich ist wie der Hitlers. Er nimmt die Hand einer Dame in seine eigene, hält sie einen Augenblick fest, als wenn sie etwas Kostbares wäre, während seine blauen, forschenden Augen in die ihren lächeln, und dann neigt er sich nach vorn in einem eleganten Bogen, um die Hand der Dame mit seinen Lippen zu berühren. In Frauengesellschaft nimmt Hitler einen lebhaften Ausdruck von Interessiertheit an, der keineswegs gezwungen wirkt. Er läßt betont erkennen, daß er gutes Aussehen zu würdigen weiß; aber außer wenn eine Frau auch intelli-

gent ist, vermeidet er es, sie in eine Unterhaltung zu verwickeln. Leichtes Geplauder liegt ihm nicht.

Platonische Beziehungen zu dem anderen Geschlecht von der Art stellen wohl das volle Ausmaß von Hitlers Geschmack an weiblicher Gesellschaft dar. Sein Leben wird beherrscht von der Überzeugung, daß er eine große Sendung zu erfüllen hat. Er läßt keinen äußeren Einfluß in sein Werk eindringen. Dadurch, daß er Komplikationen, wie sie durch eine Ehe oder durch Liebesgeschichten entstehen, ausschließt, geht der Führer mit seiner Energie wirtschaftlich um und erspart sich selbst fortwährende Störungen. Er erhöht überdies — obwohl vielleicht nicht überlegt — hierdurch den mystischen Nimbus, den er für seine Landsleute hat. Seine Ehelosigkeit paßt gut zu seiner Rolle als Hoherpriester des deutschen Volkes.

Große Zielbewußtheit ist häufig die Ursache für das Zölibat, und in Hitlers Fall dürfte die Sublimierung des Sexualtriebes in dem Aufgehen in öffentlichen Pflichten unterstützt werden durch die Selbstbeherrschung, die er, wie wir gesehen haben, auch darin zeigt, daß er nicht raucht, nicht trinkt und sich auf eine Ernährung von mönchischer Einfachheit beschränkt.

Es ist sicher, daß diese disziplinierte Einschränkung menschlicher Triebe nicht einen Mangel an menschlichen Gefühlen einschließt. Einer der hervorstechendsten Züge von Hitlers Persönlichkeit ist die Leichtigkeit, mit der er sich in Harmonie mit anderen bringen kann. Menschen von verschiedenstem Charakter gewinnen im Kontakt mit ihm in gleicher Weise die Überzeugung, daß es ein besonderes Band zwischen ihm und ihnen gibt. Seine Geistesart ist, wie bei vielen großen Führern der Vergangenheit,

mit einer starken seelischen Spannung verbunden. Man hat mir erzählt, daß das österreichisch-deutsche Grenzland, wo er geboren ist, ähnlich wie das schottische Hochland, dafür bekannt ist, daß es viele Leute mit dieser Gabe der Intuition hervorbringt.

Die Empfänglichkeit des Kanzlers gegenüber psychischen Einflüssen zeigt sich bei seinen öffentlichen Reden. Bei Beginn einer Rede ist sein Vortrag oft langsam und zögernd. Nur wenn die richtige geistige Atmosphäre, die durch eine große Zuhörerschaft erzeugt wird, ihn erfaßt, entwickelt er jene Beredsamkeit, die auf das deutsche Volk wie ein Zauber wirkt. Denn er reagiert auf diesen metaphysischen Kontakt so sehr, daß jeder einzelne in der Menge sich mit ihm durch ein individuelles Band der Sympathie verbunden fühlt. Daß er sich selbst eines psychischen Sinnes bewußt ist, dürfte sich in einer der Geschichten zeigen, die er von seinen Kriegserfahrungen erzählt.

„Ich war dabei, mein Essen in einem Graben mit anderen Kameraden zu verzehren", berichtet er. „Plötzlich schien eine Stimme zu mir zu sagen: ‚Stehe auf und gehe nach drüben.' Die Stimme war so klar und eindringlich, daß ich automatisch gehorchte, als wenn es ein militärischer Befehl gewesen wäre. Ich sprang sofort auf die Füße und ging zwanzig Schritt den Graben entlang; mein Essen in dem Blechnapf nahm ich mit. Dann setzte ich mich hin, um weiterzuessen, und war wieder ganz ruhig.

Kaum hatte ich das getan, als ein Blitz und eine ohrenbetäubende Detonation von der Stelle des Grabens her kam, die ich gerade verlassen hatte. Eine verirrte Granate war über der Gruppe geplatzt, in der ich gesessen hatte, und alle waren tot."

Drittes Kapitel

Jugend, Krieg und erste Politik

Unter den sechshundert Schülern der Realschule in Linz, einer alten Kathedralenstadt am breiten Donaustrom in Oberösterreich, befand sich in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts ein kleiner Junge mit mutwilligen Augen.

Weder seinen Lehrern noch seinen Mitschülern schien Adolf Hitler, der damals etwas über zehn war, irgendwelche ungewöhnlichen Eigenschaften zu haben. Die ersteren bezeichneten ihn in ihren Zeugnissen als „träge und eigensinnig". Und obwohl ein Junge, der aufsässig ist, sonst ein natürliches Ansehen unter seinen Klassenkameraden genießt, nahmen die jungen Österreicher der vorigen Generation ihre Schulaufgaben zu ernst, als daß ihnen ein Beispiel von Ungehorsam imponiert hätte. Sie wußten, daß ein gutes Schulentlassungszeugnis der unerläßliche Grundstein ihrer künftigen Laufbahn war. Hitler selbst kam wenige Jahre später dazu, bitter zu bedauern, daß er es nicht bis zur Schlußprüfung gebracht hatte. Denn dieser Umstand führte dazu, daß sein Gesuch um Zulassung zu der „Architekturschule" in Wien zurückgewiesen wurde; so wurde ihm die Tatsache vor Augen geführt, daß für einen armen Jungen, der weder ein Gewerbe gelernt noch den Vorteil seiner Schulausbildung benutzt hatte, als einziges Mittel, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, nur die Handarbeit blieb.

Schon als Schuljunge war Adolf ein politischer Agitator. Sein Instinkt reagierte auf jene rassischen Gegensätze, die das vielsprachige österreichisch-ungarische Reich

in eifersüchtige nationale Gruppen trennten. Hitler wuchs auf in der deutschesten Ecke des Habsburger Reiches. Fünfunddreißig Kilometer nördlich lag die Grenze des Deutschen Reiches, dessen rapider Aufstieg zu Reichtum und militärischer Macht die Welt in Erstaunen und Bestürzung versetzte. In einer Provinzstadt Deutsch-Österreichs wie Linz bestand eine starke Unterströmung von Leuten, die unzufrieden waren mit dem wachsenden Einfluß, den die Tschechen und andere Nationalitäten der Doppelmonarchie auf eine Regierung gewannen, die einmal vollständig österreichisch gewesen war. Der Erzherzog Franz Ferdinand, der Erbe des alten Kaisers, hatte sogar eine Tschechin zur Frau genommen, die Gräfin Chotek, obwohl sie nicht aus königlichem Geblüt war, und er sprach zu Hause tschechisch.

Besonders von Professor Pötsch, einem aktiven Mitglied der Deutschnationalen Partei im Lehrkörper der Linzer Realschule, hörte der junge Hitler oft den Standpunkt vertreten, daß Kaiser Franz Joseph drauf und dran sei, das geschichtliche Erstgeburtsrecht der Österreicher an ein hungriges Pack von Slawen: Tschechen, Kroaten, Slowaken und Slowenen zu verteilen.

Ganz natürlicherweise stellte der junge Adolf Vergleiche an zwischen der Erniedrigung der Deutschrassigen in Österreich und dem Wohlstand und dem Stolz des mächtigen und geeinten Deutschen Reiches, an dessen Grenze — in Braunau — er geboren war.

Seine Bewunderung für die Deutschen im Reich bekam noch leuchtendere Farben, als ihm einmal eine Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges in die Hand fiel, die mit Bildern illustriert war, wie die deutsche Armee alles in heldenhafter Weise vor sich herjagte.

Der schnelle Siegesmarsch eines Volkes, dem er durch Blut und Geburtsstätte so nahe stand, dessen Triumph über den selbstbewußten französischen Kaiser und sein Volk, der Einzug in eine eroberte Hauptstadt und die Proklamation des deutschen Kaiserreiches in dem Palast, der gebaut war, um den Ruhm der französischen Monarchie zu verkörpern — alles das erschien seinem romantischen Sinn als die Höchstleistung einer Rasse von Übermenschen. Erbärmlich erschien demgegenüber allerdings das Schicksal der Deutschen Österreichs — Stiefkinder in ihrer eigenen Heimat.

Die Begeisterung des jungen Hitler für Deutschland und seine Erfolge wurde noch erhöht, als er im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren von der obersten Galerie des Linzer Opernhauses eine Aufführung des „Lohengrin" erlebte. Die Großartigkeit von Wagners Musik erschütterte ihn. In ihr fand der Knabe den gefühlsmäßigen Ausdruck seines Bewußtseins der Blutsverwandtschaft mit einer Nation, zu der er sich viel stärker hingezogen fühlte als zu dem Mischmasch von Rassen, deren einziges Bindeglied das österreichische Kaiserhaus war. Die Erbitterung, die die Stärke eines erfolgreichen Agitators ist, faßte bereits Wurzeln in seinem Herzen.

Adolf Hitler erbte diese antihabsburgische Gesinnung gewiß nicht von seinem Vater, dessen sehnlichster Wunsch es war, daß sein Sohn österreichischer Regierungsbeamter wie er selbst werden möchte.

Erst nach seinem vierzigsten Jahr hatte Adolfs Vater, Alois, der Sohn bäuerlicher Eltern, im mittleren Alter das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, das ihm beständig vor Augen gestanden hatte, seit er sein Leben als Schuhmacher

begonnen hatte. Durch Ausdauer und Entschlossenheit hatte er eine untergeordnete Stellung im Zolldienst in der Grenzstadt Braunau am Inn erhalten. Damals nahm er den Namen seines Vaters, Johann Hiedler oder Hitler, an, nachdem er vorher den Namen seiner Mutter, Schicklgruber, geführt hatte.

Im Jahre 1884 heiratete Alois Hitler seine dritte Frau, ein nettes Bauernmädchen namens Clara Poelzl, die dreiundzwanzig Jahre jünger als er war. Die ersten beiden Kinder, die sie ihm gebar, Gustav und Ida, starben in der Kindheit, und von den drei späteren blieben nur Adolf, geboren am 20. April 1889, und Paula, geboren 1896, am Leben.

Es waren schon zwei Kinder von der zweiten Frau da: Alois, geboren 1882, und Angela, geboren 1883; doch von der Familie Hitler ist wenig bekannt, mit Ausnahme dessen, was Adolf hierüber berichtet hat.

Das weitere Leben seines Bruders und seiner Schwestern ist unbekannt geblieben, außer im Fall Angelas, seiner älteren Halbschwester, die ihm jahrelang, zunächst in München und nachher in Berchtesgaden, den Haushalt führte.

Alois Hitler war zweiundfünfzig Jahre alt, als Adolf geboren wurde. Vier Jahre später ging er in Pension, und während der zehn Jahre, die ihm noch blieben, richtete sich der Ehrgeiz des pensionierten Zollbeamten darauf, es noch zu erleben, daß Adolf sich für den Regierungsdienst qualifizierte. Adolf wurde auf die Realschule nach Linz geschickt, und nichts erregte so sehr den Zorn und die Enttäuschung des Vaters, als daß sein Sohn sich hartnäckig weigerte, diesen Plan mitzumachen. Adolf hatte sich in den Kopf gesetzt, Maler zu werden, und er vertrödelte seine Zeit in der Schule, außer wenn es sich um

solche Fächer handelte, die er mochte, z. B. Zeichnen, Geschichte und Geographie. Jedes politische Thema jedoch erregte seine lebhafte Aufmerksamkeit. Heute, da er als Herr Deutschlands in seinem Kanzlerpalais sitzt, erzählt Hitler bisweilen Geschichten aus diesen Knabentagen. Eine, die er mit besonderem Vergnügen erzählt, handelt von dem Besuch eines österreichischen Erzherzogs in Linz zur Eröffnung eines öffentlichen Gebäudes. Ein behördlicher Empfang wurde organisiert, die Garnison sollte Spalier bilden und der Bürgermeister und Bischof auf dem Bahnhof warten. Vor dem Bahnhof waren die Schulkinder aufgestellt, um das Mitglied des kaiserlichen Hauses mit Hochrufen zu empfangen. Der Schulleiter hatte viel Mühe gehabt, den Schülern ihren Anteil an den Vorgängen einzupauken. Wenn er seinen Hut schwenken und ausrufen würde: „Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit, der Herr Erzherzog!" sollten die Knaben einfallen mit einem dreifachen „Hoch! Hoch! Hoch!"

In der verwickelten österreichisch-ungarischen Politik jener Tage hatte dieser „Hoch!"-Ruf eine politische Bedeutung. Es war die offizielle Begrüßungsformel für Mitglieder der Habsburg-Dynastie, und unzufriedene Austrodeutsche machten sich ein boshaftes Vergnügen daraus, statt dessen den deutschen Gruß „Heil!" zu rufen.

Einen Tag oder zwei vor dem königlichen Besuch bearbeitete der junge Hitler eifrigst seine Mitschüler, und das Ergebnis war, daß der Schulleiter, als er das Zeichen gab, zu seinem Schrecken anstatt des offiziellen „Hoch! Hoch! Hoch!" im schrillen Chor „Heil! Heil! Heil!" hören mußte.

Adolfs Vater starb an einem Januarmorgen im Jahre 1903 bei der Zeitungslektüre in einem Cafehaus in Leon-

ding, einem Dorf in der Nähe von Linz, wo sich die Familie nach seiner Pensionierung niedergelassen hatte. Hitler war damals vierzehn, und jetzt, wo die Autorität des Vaters ausfiel, vernachlässigte er seine Schulaufgaben noch mehr. Um diese Zeit bekam man übrigens heraus, daß er an einer Lungenschwäche litt, die ihn mehr als zwölf Monate von der Schule fernhielt. Während der nächsten fünf Jahre besuchte er nur noch vorübergehend eine Schule in Linz und Steyr und lebte im übrigen weiter bei seiner verwitweten Mutter.

Die Nachbarn in Linz, wohin Frau Hitler nach dem Tode ihres Mannes zog, müssen von diesem jungen Mann den Eindruck bekommen haben, daß er drauf und dran sei, ein Taugenichts zu werden. Er hatte eine gute mittelständische Erziehung gehabt, aber er hatte den damit verbundenen Vorteil verloren, da er die Schlußprüfung nicht bestanden hatte. Und jetzt, wo er schon gegen die zwanzig ging und die meisten jungen Menschen seiner Klasse schon arbeiteten, hockte er noch immer zu Hause bei seiner Mutter und ließ sich von ihrer schmalen Pension als Witwe eines Zollbeamten unterstützen. Seine Liebe zu ihr war der schönste Zug seiner Jugend, und als Frontsoldat trug er ihr Bild stets über dem Herzen.

Hitler war immer an Armut gewöhnt gewesen. Er spricht oft von den Tagen, in denen er als Junge barfuß sogar im Schnee laufen mußte. Doch die ärmliche Lage und die unsichere Zukunft seiner Familie brachten ihn nicht dazu, wie man hätte erwarten können, sich nach Arbeit umzusehen. Der Grund dafür war der, daß er einen instinktiven Widerwillen gegen Handarbeit hatte. Und seitdem er es versäumt hatte, irgendwelche Schulzeugnisse zu erlangen, stand ihm nichts anders sonst offen.

Die Politik war die Hauptzerstreuung des jungen Hitler. Er pflegte in einem billigen Caféhaus zu sitzen und verschlang die verschiedenen Parteiorgane, die in Reihen in ihren Haltern von den Haken an der Wand herunterhingen. Außerdem entwickelte er eine Vorliebe für politische Versammlungen, besonders solche, in denen es lärmend zuging oder die die Aufmerksamkeit der österreichischen Polizei mit aufrührerischen Reden auf sich zogen. Frau Hitler machte sich in ihrer Hingabe an ihren einzigen überlebenden Sohn viel Sorge; sie fürchtete, daß ihn diese Interessen in Ungelegenheiten bringen könnten. Wiederholt beschwor sie ihn, sich von solchen Versammlungen fernzuhalten, und Adolf versprach es ihr dann auch; aber bald fand er die Versuchung zu stark, als daß er ihr hätte widerstehen können.

Als gelegentlich ein deutschnationaler Redner die Dynastie Habsburg und den Verrat der Interessen der Austrodeutschen, den man ihr nachsagte, brandmarkte, bestieg ein Polizeiinspektor die Tribüne und gebot den Vorgängen Halt. Die Hörerschaft stürzte zu den Türen hinaus. Sie lief in die Arme einer starken Abteilung Gendarmen, und allen wurde befohlen, sich aufzustellen und zu der nächsten Polizeiwache mitzukommen.

Adolf war aufs tiefste erschrocken. Es konnte sein, daß die Gefangenen freigelassen würden, nachdem sie ihre Namen und Adressen angegeben hätten, aber es war auch möglich, daß man sie einsperrte, weil sie einer illegalen politischen Demonstration beigewohnt hatten. Was würde seine Mutter sagen. Er hatte ihr versprochen, sich nicht in solche Patsche zu bringen. Er warf ängstliche Blicke um sich, wie er so zusammengepfercht mit den anderen unter polizeilicher Bewachung dastand. Seine

Augen fielen auf einen jener runden Kioske, die auf den österreichischen Straßen stehen. Jedesmal, wenn der nächste Polizist ihm den Rücken zukehrte, schob er sich verstohlen näher zu dem Kiosk. Als die Aufmerksamkeit des Konstablers einen Augenblick durch einen Befehl des Inspektors abgelenkt war, schoß Adolf hinter den Kiosk. Bevor der Polizist sein Verschwinden bemerkt hatte, rannte er aus Leibeskräften nach Hause.

Fünf Jahre waren so vertrödelt. Der junge Hitler hatte eine natürliche Begabung für das Zeichnen, und bis zu seinem achtzehnten Jahre hielt er die Hoffnung seiner Mutter mit der Versicherung hin, daß er, sobald er alt genug sei, in die Kunstakademie in Wien eintreten und dort sein Studium vollenden würde.

Im Jahre 1907 machte er dementsprechend, nachdem er schon vier Jahre der Untätigkeit hinter sich hatte, seine erste Reise nach Wien, um seine Zulassung zu der Malschule der Staatlichen Akademie, in der es freien Unterricht und eine kleine Beihilfe zum Leben für die Studenten gab, zu beantragen.

Zu seiner Bestürzung wurde sein Gesuch zurückgewiesen, der Rektor der Akademie entschied, daß seine Zeichnungen nicht genügend Talent zeigten.

Hitler zeichnete mit Vorliebe Architekturmotive, und so ließ er diesem Fehlschlag ein ähnliches Gesuch an eine Schule für Architektur folgen. Hier kam er dem Erfolg schon näher. In seinem Buch „Mein Kampf" berichtet er, daß der Direktor Interesse an den Proben seiner Arbeit zeigte; aber als er hörte, daß er seine Schulabschlußprüfung nicht gemacht hatte, erklärte der Direktor, daß er für die Zulassung nicht in Frage komme.

Verzweifelt nahm der junge Mensch, der so gern

Künstler werden wollte, den Zug zurück nach Linz. Sein lang gehegter Traum von einer Malerlaufbahn war vernichtet. Die Zukunft muß ihm in der Tat düster erschienen sein.

Aber er mußte bald wählen zwischen Handarbeit und dem Verhungern. Im folgenden Jahr starb seine Mutter, und mit ihrem Tode hörte die kleine Pension auf, mit deren Hilfe sie bisher für ihren jetzt neunzehn Jahre alten Sohn Bett und Brot geschafft hatte.

Einige hundert Mark wurden durch den Verkauf des Landhäuschens erlöst, das seines Vaters Eigentum gewesen war. Hitler trat seinen Anteil an dieser kleinen Erbschaft seiner jüngeren Schwester Paula ab und zog mit wenig mehr als den Kleidern, die er auf dem Leibe trug, nach Wien, um hier seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Von dieser Zeit an hörte alle Verbindung zwischen Hitler und seiner Familie für viele Jahre auf. Es ist kennzeichnend für den Mann, daß er sich von häuslichen Bindungen freigehalten hat. Von Anfang an waren seine Gedanken mehr mit öffentlichen Fragen beschäftigt als mit irgendwelchen persönlichen Angelegenheiten. Er hat nichts von dem Familiensinn, der Napoleon dazu brachte, seinen Brüdern Throne zu verschaffen, und den Mussolini gegenüber seiner Tochter Edda, der jetzigen Gräfin Ciano, beweist.

„Wenn meine Verwandten bessere Lebensverhältnisse verdient hätten, so würden sie ebenso vorwärtsgekommen sein wie ich", lautet eine Bemerkung, die man Hitler zuschreibt.

In seiner Autobiographie werden sein Bruder und seine Schwestern nicht erwähnt. Die einzige von ihnen, an die er eine gewisse Anhänglichkeit zu haben scheint,

ist seine Stiefschwester Angela. Er trat mit ihr erneut in Beziehung, als er nach dem Kriege wieder nach Wien kam. Sie war damals Witwe eines Herrn Raubal und diente als Köchin. Frau Raubal und ihre Tochter Grete besuchten Hitler, als er als politischer Gefangener 1924 in Landsberg saß. Als die Partei im folgenden Jahr wiedergegründet wurde und Hitlers Finanzen sich zu bessern begannen, zogen die beiden nach München, um ihm den Haushalt zu führen.

Seine andere Schwester, Paula, die sieben Jahre jünger ist als er, lebt in dürftigen Verhältnissen in Wien. Hitler sendet ihr eine Beihilfe, aber diese ist beschränkt auf den Höchstbetrag, der nach den Währungsbestimmungen innerhalb einer bestimmten Periode aus Deutschland gesandt werden darf.

Sein älterer Halbbruder, Alois, geb. im Jahre 1882, arbeitete viele Jahre als Kellner in Deutschland und England. Sein Schicksal ist unbekannt; manche Leute behaupten, er sei tot, andere, er sei der Eigentümer eines bescheidenen Restaurants, das unter seinem Vornamen kürzlich am Wittenbergplatz im Westen Berlins eröffnet wurde.

Die ersten vier Jahre von Hitlers Laufbahn nach dem Tode seiner Mutter waren ein beständiger Kampf um das Dasein in Wien. Sie formten seine Erfahrung am meisten. Jedoch steht der einzige Bericht über sie in seiner Autobiographie. Auch berichtet diese Erzählung die Vorfälle nicht in chronologischer Ordnung. Sie nimmt auf sie Bezug nur, um einen flüchtig skizzierten Hintergrund zu schaffen und gegen diesen Hitlers verstandesmäßige Reaktion auf das Leben eines der ärmsten Glieder der

Bevölkerung jener Stadt, die damals die kosmopolitische Hauptstadt einer Großmacht war, zu schildern.

Niemand hat sich darum gekümmert, die häßlichen Erfahrungen dieses jungen Mannes, der nun in die zwanziger Jahre eintrat, aufzuzeichnen oder auch nur zu bemerken. Er lebte das Leben des ganz Armen, schlief in einem billigen Logierhaus in der Arbeitervorstadt Brigittenau, stand an Suppenküchen um seine Mahlzeiten an, verrichtete Gelegenheitsarbeiten für wenige Pfennige, schaufelte im Winter Schnee und führte beständig eine halbverhungerte Existenz von der Hand in den Mund.

Er war schäbig und unrasiert —, das glatte, selbstbewußte Gesicht, das heute das bekannteste Gesicht in der Welt ist, trug damals einen ausgefransten und ungekämmten Bart. Für einen jungen Menschen von Hitlers künstlerischem und temperamentvollem Wesen, der aus einem einfachen, aber glücklichen Heim kam, muß dies wie ein Abstieg in die Hölle gewesen sein. Aber die Härte des Lebens, die ihm in Wien in die Seele drang, gab seinem Charakter eine Festigkeit, die ihm so lange gemangelt hatte. Genau so wie Mussolini berichtet hat, daß „die Schwierigkeiten des Lebens meinen Geist härteten und mich lehrten, wie man leben muß", so hat Hitler geschrieben: „Das danke ich der damaligen Zeit, daß ich hart geworden bin und hart sein kann."

Die erste Beschäftigung regulärer Art fand er als Mörtelträger bei einem Neubau. Für einen jungen Mann, der gehofft hatte, Maler oder Architekt zu werden, war dies eine Degradierung, mit der er sich nicht auszusöhnen vermochte. Wäre er damit zufrieden gewesen, regulärer Arbeiter zu werden, so hätte er sich

der Bauarbeitergewerkschaft anschließen müssen. Das wollte er jedoch nicht, und darum wurde er unter seinen Arbeitsgenossen unbeliebt.

In „Mein Kampf" beschreibt Hitler seine Reaktion auf die ihm ungemäße Umgebung. Er war ein finsterer, verbitterter junger Mann, zweifelsohne sich reuevoll bewußt, daß er die Gelegenheit, die ihm eine gute Mittelschule gegeben, nicht wahrgenommen hatte. Er nahm die Feindseligkeit seiner Arbeitsgefährten auf sich und hielt sich finster allein; wenn er einmal an ihren Gesprächen teilnahm, so nur, um ihre sozialistischen Gefühle zu brandmarken. Das machte seiner Beschäftigung bald ein Ende. In den Augen seiner Arbeitsgenossen war der junge Mann mit seinem überlegenen Gebaren, der sich weigerte, einer Gewerkschaft beizutreten und den Sozialismus kritisierte, ein Klassenfeind. Wie Hitler erzählt, drohten sie, ihn vom Gerüst zu werfen. Ob dies ernst gemeint war oder nicht, jedenfalls war es für ihn die Veranlassung, sich nach einer anderen Arbeit umzusehen.

Er griff jetzt auf sein einziges bemerkenswertes Talent, das Zeichnen, zurück. Ein anderer armer Teufel von Maler namens Hanisch legte ihm den Gedanken nahe, Postkarten und Plakate für Schaufenster zu malen. Um das Geld für Material zu bekommen, wandte Hitler sich an seine ältere Stiefschwester Angela, die ihm eine kleine Summe sandte, um ihm den Anfang in seinem neuen Gewerbe zu ermöglichen.

Hanisch verkaufte die Karten, die Hitler malte, und für den Rest der Zeit, die er in Wien blieb, schlug sich dieser junge Mann, der das Schicksal Europas mehr als irgendein Mensch seit Napoleon beeinflussen sollte, kümmerlich und ohne Aussicht für die Zukunft durch.

Wäre Hitler zufällig auf eine angenehme und gut bezahlte Arbeit in Wien gestoßen, so hätte die Geschichte unserer Zeit wohl anders verlaufen können. Das Gefühl der Vergeblichkeit erfüllte ihn jetzt mit Feindschaft gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und bereitete ihn darauf vor, die Erbitterung, die die Niederlage und der Druck der Friedensverträge unter dem deutschen Volke entzündet hatte, zu deuten und zu heller Flamme anzufachen.

Bei der Suche nach einem Angriffspunkt für seinen Groll über sein Schicksal heftete sich sein Instinkt auf zwei Mißstände: die Tätigkeit der Juden und die Nichtswürdigkeit der Parlamente.

In seinen Knabentagen war Hitler noch nicht auf die Judenfrage gestoßen.

„Linz besaß nur sehr wenig Juden", schreibt er in „Mein Kampf". „Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich ihr Äußeres europäisiert und war menschlich geworden; ja, ich hielt sie sogar für Deutsche. Der Unsinn dieser Einbildung war mir wenig klar, weil ich das einzige Unterscheidungsmerkmal ja nur in der fremden Konfession erblickte. Daß sie deshalb verfolgt worden waren, wie ich glaubte, ließ manchmal meine Abneigung gegenüber ungünstigen Äußerungen über sie fast zum Abscheu werden."

In Wien jedoch war die Judenfrage eine Tatsache, die die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen in gleicher Weise beherrschte. Ein Strom von Juden floß aus den Ghettos der österreichisch-ungarischen Provinz Galizien unablässig in die Hauptstadt. Die billige Arbeit dieser Einwanderer war für den Wiener Arbeiter eine beständige Konkurrenzdrohung. In ihrer Eigenschaft als

Eindringlinge und Rivalen bei der Gelegenheitsarbeit, von der er lebte, lernte Hitler zum erstenmal die jüdische Rasse kennen.

Seine Beobachtungen in den Straßen Wiens leisteten ihm, wie er sagt, einen unschätzbaren Dienst, indem sie ihm die Augen für das wahre Wesen des jüdischen Problems öffneten.

„Als ich einmal so durch die innere Stadt strich, stieß ich plötzlich auf eine Erscheinung im langen Kaftan mit schwarzen Locken.

Ist dies auch ein Jude? war mein erster Gedanke.

So sahen sie freilich in Linz nicht aus. Ich beobachtete den Mann verstohlen und vorsichtig, allein, je länger ich in dieses fremde Gesicht starrte und forschend Zug um Zug prüfte, um so mehr wandelte sich in meinem Gehirn die erste Frage zu einer anderen Frage:

Ist dies auch ein Deutscher?"

Diese Begegnung führte seine Aufmerksamkeit auf den Anteil, den die Juden am nationalen Leben hatten. Er begann antisemitische Broschüren zu lesen und die Wiener Presse zu studieren, die damals großenteils in jüdischen Händen lag.

Eine hervorragende Gestalt in diesem Zusammenhang war der Führer der klerikalen Christlichsozialen Partei, Dr. Karl Lueger, der Bürgermeister von Wien. Für ihn empfand Hitler eine beständig wachsende Bewunderung. Er hat später Dr. Lueger als „den gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten" bezeichnet. Hitlers weitere Laufbahn hat gezeigt, daß er niemals die Taktik vergessen hat, mit der dieser antisemitische Führer „sich all der schon einmal vorhandenen Machtmittel bediente, bestehende mächtige Einrichtungen sich geneigt machte, um

aus solchen alten Kraftquellen für die eigene Bewegung möglichst großen Nutzen ziehen zu können".

Die deutschnationalen Instinkte seiner Knabenzeit hatten Hitler zum Gegner der Habsburger gemacht, weil sie den anderen Rassen des Reiches die Gleichberechtigung mit seinem germanischen Stammvolk gaben. Aber hier war ein viel schreienderer Mißstand, der seine Empörung wachrief. Das Studium der jüdischen Tätigkeit in der Presse, der Kunst, der Literatur und dem Theater überzeugte ihn davon, daß sie hinauslief auf eine „Pestilenz, geistige Pestilenz, schlimmer als der schwarze Tod von einst, mit der man da das Volk infizierte". Das Straßenleben Wiens zeigte ihm, welchen Anteil die Rasse, die der Gegenstand seines Abscheus geworden war, an der Prostitution und dem Mädchenhandel hatte. Er erkannte, daß die sozialistische Presse in hohem Ausmaß von Juden geleitet wurde. Er fand, daß tatsächlich der leitende Geist und die leitende Hand hinter den Dingen, die er am meisten haßte, fast unverändert die der Juden war.

Das war die einzige Periode in Hitlers Leben, während der er in persönliche Beziehung mit der jüdischen Rasse kam. Juden waren in der Mehrzahl in den billigen Logierhäusern, in denen er wohnte, und sein Gewerbe als Postkartenzeichner zwang ihn, mit jüdischen Ladeninhabern umzugehen. Er verwickelte sie dabei ständig in politische Auseinandersetzungen, indem er die kommunistischen und marxistischen Grundsätze, zu denen sie sich bekannten, verurteilte. Es versetzte ihn in Schrecken, so berichtet er, zu entdecken, mit welcher Gewundenheit und Zweideutigkeit sie ihre Sache zu verteidigen pflegten.

„Ich begann sie allmählich zu hassen", sagt er. Er

übertrug auf die Juden die Feindseligkeit, die er vorher gegen die sozialistischen Arbeiter gefühlt hatte, mit denen seine kurze Erfahrung als Bauarbeiter ihn in Berührung gebracht hatte. Diese — so faßte er es jetzt auf — waren mehr Gegenstand des Mitleides als des Angriffs. Sie waren durch das jüdische Evangelium des Marxismus verdorben, das „das aristokratische Prinzip der Natur ablehnt und an Stelle des ewigen Vorrechtes der Kraft und Stärke die Masse der Zahl und ihr totes Gewicht setzt". In diesen Tagen in Wien wurden die Grundlagen gelegt für die fanatische Überzeugung, die von Hitler mehr als zehn Jahre später in folgenden Sätzen ausgedrückt wurde:

„Siegt der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totentanz der Menschheit sein, dann wird dieser Planet wieder wie einst vor Jahrmillionen menschenleer durch den Äther ziehen.

Die ewige Natur rächt unerbittlich die Übertretung ihrer Gebote. So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln:

Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn."

Die andere fanatische Überzeugung, mit der sein vierjähriger Aufenthalt in Wien den Geist dieses unzufriedenen und kritischen jungen Mannes tränkte, war die von der Sinnlosigkeit und Gefährlichkeit der parlamentarischen Einrichtungen.

Hitler gibt zu, daß seine jugendliche Zeitungslektüre ihn mit unbewußter Bewunderung für das britische Parlament erfüllt hatte, die er nur mit Mühe abschütteln konnte. Er war stark beeindruckt von der Würde,

mit der das Haus der Gemeinen seine Aufgaben erfüllte, aber für einen Staat, der aus einem solchen Völkergemisch wie Österreich bestand, fand er das parlamentarische System völlig ungeeignet. Es erregte seine Empörung, daß das Schicksal des deutschen Elementes, das er als die Elite des Landes betrachtete, von einem Parlament abhängen sollte, in dem andere nationale Elemente die Mehrheit hatten. Er verfolgte die Debatten von der Tribüne aus und war angewidert von der Gleichgültigkeit und dem Mangel an Disziplin, mit dem sie geführt wurden. Es erregte ihn, daß manche Redner zum Hause nicht auf Deutsch, sondern in ihren eingeborenen slawischen Idiomen sprachen.

Er empfand gleichgroße Verachtung für parlamentarische Einrichtungen wie für die Mitglieder des Parlaments. Der Hauptmangel eines Parlaments war, wie er es sah, daß niemand persönlich für eine Maßnahme verantwortlich gemacht werden konnte. Er war angewidert davon, daß die Gewandtheit eines Staatsmannes, die Mehrheit eines durch mehr oder minder saubere Zufälle zusammengebeulten Haufens zu leiten, ebenso hoch eingeschätzt werden sollte wie seine Klugheit im Fassen großer Richtlinien oder Entscheidungen.

„Die Majorität kann den Mann niemals ersetzen", so schloß er. „Sie ist nicht nur immer eine Vertreterin der Dummheit, sondern auch der Feigheit. Und so wenig hundert hohle Köpfe einen Weisen ergeben, so wenig kommt aus hundert Feiglingen ein heldenhafter Entschluß."

Diese Gedanken, die heute Grundglaubensartikel für nahezu achtzig Millionen Deutsche sind, waren damals nur die Auffassung eines unbedeutenden jungen Mannes in Wien. Während jener Jahre von 1908 bis 1912 war

die Aufmerksamkeit Europas auf den Balkan konzentriert. Die „jungtürkische" Revolution in Konstantinopel, die Annektion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich und die Vorbereitungen Bulgariens, Serbiens und Griechenlands, sich zur Eroberung der europäischen Gebiete des Sultans zu verbünden, wurden als Vorgänge angesehen, die Ereignisse für die kommende Generation nach sich ziehen würden. Nicht allein das Schicksal einer großen Nation, die noch niemals den Namen Hitler gehört hatte, sondern das kommende Geschick Europas sollte geformt werden von den Gedanken dieses schäbigen jungen Mannes, der in dem trüben Schatten wartete, der von dem glänzenden Leben des heiteren und reichen Wiens jener Tage geworfen wurde.

Seine Unzufriedenheit mit der kosmopolitischen Hauptstadt Österreichs veranlaßte Hitler im Frühjahr 1912 dazu, in die ihm gemäßere deutsche Atmosphäre Münchens umzuziehen. In diesen Tagen waren die Grenzen nur Zollschranken und konnten ohne Paß oder polizeiliche Erlaubnis überschritten werden. Als österreichischer Untertan blieb Hitler jedoch militärdienstpflichtig, und während seiner ersten Münchner Zeit kehrte er wiederholt auf österreichisches Gebiet nach Salzburg zurück, um sich zur Musterung zu stellen. Der Arzt wies ihn als untauglich zurück. Es kann nicht überraschen, daß die Entbehrungen, die er in Wien erlitten hatte, seine Körperkonstitution geschwächt hatten.

Er hätte im Fall einer Mobilmachung immer noch zum Kriegsdienst einberufen werden können. Dadurch, daß er sich bei Kriegsausbruch bei der bayrischen Armee als Freiwilliger stellte, verlor Hitler sein österreichisches

Staatsbürgerrecht. Bis zu der Zeit, wo er im Jahr 1932 deutscher Staatsbürger wurde, wurde er in Deutschland offiziell als Staatenloser geführt.

In München betrieb Hitler auch weiterhin das gleiche Gewerbe wie in Wien; die einzige Erholung für ihn war immer noch die politische Diskussion. An den langen Tischen in den Bräuhäusern Münchens, wo sich abends die Arbeiter zusammensetzten und wo sie aus Zinndeckelkrügen ihr Bier tranken und ihre Pfeifen mit Porzellanköpfen rauchten, fand er Zuhörer, genau so wie in späteren Jahren dieselben Biertische ihm Hörer im viel höheren Maße für seine großen Reden als Parteiführer brachten.

Hitler hatte seine ganzen antihabsburgischen Auffassungen nach Deutschland mitgebracht. Er hörte niemals auf, das deutsch-österreichische Bündnis als eine Gefahr für Deutschland anzuprangern, und er blieb der Meinung, die zu jener Zeit bei deutschen Zuhörern unbeliebt gewesen sein muß, daß das einzige zweckmäßige Bündnis für Deutschland eines mit England sei.

Deutschlands territoriale Ausdehnung, erklärte er, müßte auf Kosten Rußlands vor sich gehen, und während diese sich entwickele, brauche man die Unterstützung Englands als Rückendeckung.

Um diese Unterstützung zu gewinnen, behauptete er, sei kein Opfer zu groß. Deutschland müsse auf Kolonien und Seemacht verzichten und seinen Wettbewerb mit der britischen Industrie einschränken. Wenn Deutschland nicht vorbereitet sei, so vorzugehen, so sei die einzige Alternative, einen Vertrag mit Rußland gegen England abzuschließen. In jedem Fall sei das Bündnis mit Österreich eine Torheit.

Nähere Bekanntschaft mit der deutschen Nation begann seinen kritischen Verstand mit bösen Ahnungen zu erfüllen. Es erschien ihm nicht nur so, daß die deutsche Außenpolitik falsch geführt würde, sondern er war auch über die Gleichgültigkeit bestürzt, mit der man sich demgegenüber verhielt, was er als die größte Gefahr für Deutschland ansah, nämlich der Ausbreitung der Lehren von Karl Marx.

Politische Theoretiker und Orakelmänner gab es damals viele in den Münchner Bräus und Weinkellern. Wir wissen nichts davon, daß Hitler mehr Aufmerksamkeit als die übrigen erregte. Er selbst fühlte mit aller Deutlichkeit die Sinnlosigkeit seiner Existenz. Er beklagte es wiederholt, daß er nicht in bewegteren Zeiten geboren sei, in denen Männer nach anderen Maßstäben beurteilt werden als nach ihrem finanziellen Erfolg.

Infolgedessen nahm er mit dem Bewußtsein einer sich erschließenden Gelegenheit die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand wahr, auf die der Ausbruch des europäischen Krieges folgte.

Da er schon immer an Österreichs Loyalität als verbündete Macht gezweifelt hatte, war er froh darüber, daß der Konflikt, der sich jetzt erhob, Österreich zuerst in Verwicklungen trieb. Für Hitler war dieser Krieg eine vom Schicksal selbst herbeigeführte Gelegenheit für Deutschland, die nationale Ausdehnung, die Bismarck begonnen hatte, weiter voranzutreiben.

Der Wunsch, seine prodeutschen Gefühle durch Taten zu bekräftigen, war schon lange stark in ihm gewesen. Obwohl sein eigenes Geburtsland in den Kampf verwickelt war, der jetzt begann, fühlte er keine Berufung, für die Habsburger zu kämpfen. Statt dessen meldete er

sich am 3. August 1914 als Freiwilliger bei der bayrischen Armee. Er wurde ohne weiteres angenommen und dem 16. bayrischen Reserveinfanterieregiment zugeteilt. Das war eine Kriegsformation, die aus Reservisten und Freiwilligen zusammengestellt war und unter dem Namen ihres ersten Kommandeurs als das Regiment „List" bekannt wurde.

Im November 1914 trat das Regiment in Flandern in Aktion und blieb während des ganzen Krieges an der Westfront. Von seiner militärischen Laufbahn hat Hitler ebenso wie von seinem Leben in Wien und München nur einen flüchtigen Bericht gegeben, ohne Einzelheiten anzuführen. Er war als Ordonnanz dem Regimentsstab zugeteilt und bewies durch seinen langen Kriegsdienst hindurch einen grimmigen und finsteren Mut. Im Oktober 1916 wurde er durch einen Granatsplitter verwundet; im Lazarett in Beelitz, in der Nähe Potsdams, wohin man ihn gesandt hatte, kam er zum erstenmal in Berührung mit der Demoralisation, die damals schon in Deutschland eingesetzt hatte.

Hitler war entsetzt über einen Lazarettgefährten, der sich einer Selbstverstümmelung rühmte, und darüber, daß er sich anhören mußte, wie die Geschicklichkeit von Soldaten, die sich vor der Front zu drücken wußten, bewundert wurde.

Als seine Wunde geheilt war, ging er auf Urlaub nach Berlin und München. Überall herrschte Unzufriedenheit und Murren.

Hitler kam um sofortige Rückkehr zu seinem Regiment ein. Er hatte weder Freunde noch Familie. Seine Kriegskameraden erzählen, daß er niemals ein Paket erhielt und nur sehr selten einmal einen Brief. Das Regiment

war sein einziges Heim. „Ich möchte nicht in München sein, wenn meine Kameraden an der Front sind", schrieb er in seiner Eingabe, sofort zurückkehren zu dürfen.

Die Geschichte von Hitlers Kriegsdienst, wie wir sie aus den Erinnerungen von Männern, die im List-Regiment dienten, zusammengestellt haben, zeigt, daß er sich immer reserviert und mit einem gewissen Abstand zu seinen Kameraden verhalten hat, aber mit Begeisterung seine Pflicht tat.

Die Regimentsgeschichte berichtet, daß er unter schwerem Artilleriefeuer vor seinen Kompanieführer sprang, um ihn mit seinem Leibe zu decken, und daß er diesen in Deckung eines Granatloches stieß. Diese Hingabe an seine Offiziere erregte sogar die Eifersucht seiner Kameraden. Er war stets auf dem Sprunge, ihnen zu Diensten zu sein, indem er sich um ihren Anzug oder ihr Essen im Graben kümmerte. Trotzdem scheinen sie in ihm nicht die Eigenschaften eines Führers entdeckt zu haben. Seine verschiedenen Kompanieführer beförderten ihn trotz seiner Fronterfahrung nicht über den Gefreiten hinaus.

Wahrscheinlich lag es an seiner geringen Beliebtheit bei den Leuten, daß Hitler von der Beförderung ausgeschlossen wurde. Er nahm keinen Anteil an den Späßen und den Schimpfereien im Graben. Sein düsteres Schweigen unterbrach er nur mit heftigen Reden über Dinge, die dem gewöhnlichen Soldaten wenig Interesse abnötigten. Er pflegte die Wirksamkeit der britischen Kriegspropaganda in Gegensatz zu stellen zu dem Versagen der deutschen Regierung, wo es galt, ähnliche Methoden anzuwenden. Er beobachtete, wie in den alliierten Ländern der Tag für volkstümliche Führer wie Lloyd George, Clemenceau und Wilson gekommen war. Wäh-

rend aller dieser Jahre an der Westfront wuchs beständig das Bewußtsein seiner eigenen Überlegenheit über die Masse der Menschheit.

Wenn sich seine Kameraden über seine politischen Reden lustig machten, pflegte Hitler ihnen zu versichern: „Ihr werdet noch eine Menge von mir hören." Doch beschränkte sich seine Propagandatätigkeit nicht nur auf Reden. Es wird erzählt, er habe auch seine Fäuste gebraucht und einen Telefonisten verprügelt, der erklärt habe, es sei ihm ganz gleich, ob Deutschland den Krieg gewönne oder nicht.

Die Verdienste, die Hitler sich im Krieg erwarb, sind erwiesen durch die Tatsache, daß ihm gegen Ende des Krieges, am 4. August 1918, das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen wurde.

Es gibt eine pittoreske Geschichte, die von Hitlers früheren Kameraden erzählt worden ist, daß ihm diese Auszeichnung für eine Tat verliehen wurde, die sowohl Mut wie Entschlußkraft forderte. Seine Kameraden erzählen, daß Hitler und eine andere Ordonnanz während des Kampfes um den Brückenkopf von Montdidier als Meldegänger auf ein Dutzend französische Soldaten stießen, die in einem Graben abgeschnitten waren. Hitler hielt sie, nach diesem Bericht, mit seinem Gewehr in Schach, zwang sie, die Waffen niederzulegen, und brachte sie als Gefangene zum Regimentsstab. Es scheint, als ob kein offizieller Bericht über diese Tat besteht, aber trotzdem beweist die Einreichung Hitlers für das Eiserne Kreuz erster Klasse, die sein Kompanieführer, Baron von Godin, aufgesetzt hat, seine soldatischen Qualitäten. Es heißt darin:

„Der Gefreite (Kriegsfreiwilliger) Hitler, dritte

Kompanie. Hitler ist seit Kriegsbeginn bei dem Regiment gewesen und hat sich in allen Gefechten, an denen er teilgenommen hat, glänzend bewährt.

Als Meldegänger bewies er im Bewegungs- wie im Stellungskrieg mustergültige Kaltblütigkeit und Mut; er war stets bereit, freiwillig Meldungen in der schwierigsten Lage und unter großer Lebensgefahr durchzuführen.

Nachdem alle Verbindungen in einer kritischen Lage abgeschnitten waren, konnten durch Hitlers unermüdlichen und opferbereiten Einsatz wichtige Meldungen trotz allen Schwierigkeiten durchgebracht werden. Hitler erhielt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse für tapfere Führung in der Schlacht von Wytschaete am 2. Dezember 1914. Ich halte ihn für in jeder Beziehung würdig, mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet zu werden."

Im Oktober 1918 geriet in dem gleichen Abschnitt in der Nähe Yperns, wo Hitler vier Jahre vorher seine Feuertaufe empfangen hatte, sein Bataillon unter ein nächtelanges Feuer von Gelbgasgranaten. 7 Uhr morgens am 14. Oktober wurden seine Augen so schwer verletzt, daß er hinter die Front geschickt wurde, wobei er, wie er selbst erzählt, seine letzte Meldung noch bei sich trug.

Das war das Ende des Krieges für ihn. Er hatte kaum das Lazarett in Pasewalk in Pommern erreicht, als eine Horde von Matrosen aus Kiel, wo in der Flotte bereits die Meuterei ausgebrochen war, in Pasewalk erschien, um die Revolution auszurufen. Zuerst glaubte Hitler, daß diese Revolution auf die Flotte beschränkt

sei. Es kam ihm unglaublich vor, daß das ganze Land, sogar sein geliebtes München, von dem Verrat angesteckt worden sein sollte. Aber beständig kamen neuere und bedeutungsvollere Nachrichten, und am 10. November unterrichtete der Kaplan des Lazaretts seine Insassen von den Tatsachen.

Der Kanzler, Prinz Max von Baden, hatte einen Waffenstillstand nachgesucht. Die Hohenzollern waren entthront worden, der Kaiser war nach Holland geflohen und Deutschland eine Republik geworden, die der Gnade ihrer siegreichen Gegner ausgeliefert war.

Hitler brach in Tränen aus. Alle Opfer und alle Leiden, deren Zeuge er gewesen war und die er mitgemacht hatte, waren vergebens gewesen. Deutschland, das Idol seiner Jugend, und das Vaterland, das er sich erwählt hatte, lag in Trümmern.

Nach und nach wich sein Kummer einem bitteren Haß auf jene Juden und Sozialisten, die er für verantwortlich für den Zusammenbruch der deutschen Nation hielt. Um diesen Verrat zu rächen, beschloß er in die Politik zu gehen.

Obwohl Adolf Hitler zu dieser Zeit keinen Begriff davon hatte, war der Zusammenbruch in Deutschland ein unumgängliches Vorspiel für seine erstaunliche Laufbahn als Schöpfer eines Staates.

Hätten die Niederlage und die Revolution nicht die überlieferte Autorität zerstört, so würde dieser unbekannte, wenn auch so selbstbewußte Gefreite niemals die Schwärmereien seiner Tage der Not in Wien und seine Nachtwachen an der Front in das gigantische politische System umgeschaffen haben, welches das moderne Deutsch-

land darstellt. Der Grund mußte geklärt werden, bevor das Korn einer neuen Auffassung ausgesät werden konnte. Das Chaos, das sich nach dem Krieg über Deutschland ausbreitete, stellte eine jener seltenen geschichtlichen Situationen dar, in denen der Prophet das Ohr des Volkes gewinnt und in denen der Träumer ein Schöpfer werden kann.

Unter normalen Bedingungen wäre ein Mann von Hitlers Begabung und früheren Lebensumständen zu Fehlschlag und Fruchtlosigkeit verurteilt gewesen. Zu jeder anderen Zeit und in jedem anderen Lande wäre sein Leben fast unvermeidlich in vergeblichem Anrennen gegen Einrichtungen, die zu ändern er machtlos war, verlaufen. Gerade sein Mangel an alltäglicheren Fähigkeiten war es, was ihm seine großen Erfolge brachte. In jenem furchtbaren Alpdruck des Bürgerkrieges und des Währungsverfalls, der noch erschwert wurde durch Hunger, Generalstreik, Arbeitslosigkeit und ausländische Besetzung, entstand ein Zustand, in dem nichts zu phantastisch war, als daß man es nicht geglaubt hätte. Hitler bewies seinen politischen Scharfsinn dadurch, daß er sich von jedem Versuch fernhielt, die Lage, so wie er sie vorfand, zu heilen oder zu verbessern. Statt dessen malte er ein glänzendes Bild eines idealen Deutschlands aus, das bis in seine letzten Grundlagen von dem verschieden war, das er ringsum sah. Er predigte einen neuen Himmel und eine neue Erde mit so aufrüttelnder Leidenschaft, daß sogar die Zweifler allmählich zu flammendem Glauben gewonnen wurden und sogar Gegner sich bekehrten.

Sein Redetalent war und ist noch heute sein stärkstes Werkzeug. Hitler ist der erste wirkliche Volksredner in der deutschen Geschichte seit Luther. Vor ihm war der

überwiegende Redestil in Deutschland gespreizt, dunkel und intellektuell gewesen. Hitler war der erste politische Agitator auf dem nationalen Felde, der zu den Massen in einer Sprache redete, die sie verstehen konnten. Es war ihm klar, mit dem Instinkt eines Genies, daß in einem Kampf um die Masse die Behauptung gewichtiger ist als der Beweis. Seine Reden vereinfachten die verworrenen politischen und sozialen Verhältnisse, die seine Zuhörer umlagerten, verwirrten und bedrückten. Seine Reden waren wie ein Lichtblitz für die Menschen, die inmitten von Gefahren im Dunklen tappten.

Hitler hatte eine positive Erklärung für das Unheil, das Deutschland befallen hatte. Es war nicht zurückzuführen auf ein Versagen auf seiten des deutschen Volkes selbst. Er machte vielmehr die Juden für die unselige Lage des Landes verantwortlich und dazu jene kommunistischen und marxistischen Irrlehren, die das Gift seien, mit dem die Juden die deutsche Politik infiziert hätten. Das bedeutete eine Offenbarung, in die ein Volk, das das Vertrauen auf seine eigene Macht verloren hatte, seinen tiefsten Glauben setzte.

„Laßt uns die Juden und Kommunisten loswerden", erklärte Hitler, „und das angeborene Genie des deutschen Volkes wird seinen ganzen Reichtum wieder aufbauen." Das war das Schlagwort, das ihn beständig der Macht entgegentrug. Hitler brauchte sogar nicht einmal ein Programm aufzustellen, das den Gebrauch aufzeigte, den er von der Macht machen würde, wenn er sie erreichte. Seine Diagnose über die Leiden des Landes erweckte einen solchen Glauben bei seinen Gefolgsleuten, daß sie ihm, ohne zu fragen, zutrauten, daß er wirksame Heilmittel finden würde. Nach einem Zusammensein mit

Hitler in jener frühen Zeit machte Houston Stewart Chamberlain, der prodeutsche englische Schriftsteller, der in die Wagner-Familie geheiratet und die deutsche Staatsbürgerschaft erworben hatte, die scharfsinnige Bemerkung, daß Hitler „ein Genie der Vereinfachung" sei.

Die politischen Träume und Diskussionen, die in Hitlers früherer Laufbahn so zwecklos gewesen zu sein schienen, hatten ihm eine Selbstsicherheit gegeben, die ihn jetzt sehr unterstützte. Alle Zweifel und Schwierigkeiten in seinem eigenen Kopf waren behoben. Er war selbst so vollständig überzeugt, daß er seine Überzeugung auch auf die verstörte und verzweifelte Masse übertragen konnte. Er war sich ganz klar darüber, daß in Zeiten der Verwirrung und der Katastrophe die Menschen dringender danach verlangen, geführt als überzeugt zu werden.

Die Sehnsucht nach energischerer Führung ist heute in jedem Lande groß. Es ist nicht zu verwundern, daß ein politischer Glaube, der auf diesem Prinzip beruhte, eifrige Anhänger finden würde in einer Stadt, die so verzweifelte Zustände erlebt hatte wie München in den Jahren, die unmittelbar auf den Krieg folgten.

Der bayrische Menschenschlag fängt langsam Feuer, aber brennt lichterloh, wenn er einmal angefacht ist. Die deutsche Revolution ging in München wilder vor sich als in Berlin. Die Wittelsbacher wurden früher als irgendeine andere deutsche Dynastie vertrieben. Zuerst wurde eine Republik und später ein Sowjetstaat in München errichtet, und im März 1919, als Hitler zurückkam, stand Bayern unter einem roten Terror, der seinen Höhepunkt in der kaltblütigen Ermordung bürgerlicher Geiseln in den Kellern des „Bayrischen Hofes" erreichte.

Hitler verbrachte den Winter in Traunstein, einem

benachbarten Militärlager; er konnte nur ohnmächtig dem allgemeinen Zusammenbruch des deutschen politischen Systems zusehen, das einmal so viel für seine Hoffnungen bedeutet und das er so sehr bewundert hatte. Das ruhelose Suchen nach irgendeinem Heilmittel brachte ihn nur dahin, wie er selbst berichtet, daß er sich überzeugen mußte, daß ein so obskurer Mensch wie er nichts tun könne. Aber obwohl Hitler die kommunistische Diktatur, unter der er lebte, nicht aktiv angriff, erregte er dennoch ihren Verdacht; am Morgen des 27. April erschienen drei Rotarmisten in seiner Wohnung, um ihn zu verhaften. Hitler war mit einem Karabiner bewaffnet. Als sie die Waffe sahen, erzählt er, flohen die Männer, die ihn verhaften wollten, und der weitaus gefährlichste zukünftige Gegner des Kommunismus entging auf diese Weise dem Schicksal, eines seiner Opfer zu werden.

Indessen hatte die republikanische Regierung in Berlin einen ähnlichen bolschewistischen Aufstand in Norddeutschland überwunden und Truppen für die Wiederherstellung der Ordnung in Bayern zur Verfügung gestellt. Nach der Niederwerfung der Roten ging Hitler zum militärischen Aufklärungsdienst und wurde einer Organisation zugewiesen, die die Soldaten nach ihrem langen Kriegsdienst auf das bürgerliche Leben umschulen sollte.

Hier entstand die Idee, eine politische Partei zu bilden. Hitler diskutierte über sie mit seinen Kameraden und entschied sich dafür, daß der beste Name „sozialrevolutionäre Partei" sein würde, weil der Wiederaufbau, von dem er und seine Anhänger träumten, auf eine Revolution hinauslaufen würde.

In München gab es in jenen Tagen viele Leute mit

gleichen Ideen. Hitler wurde in seiner Eigenschaft als Aufklärungslehrer in Versammlungen geschickt, um über deren Tätigkeit zu berichten. Die meisten dieser Versammlungen waren nichts anderes als gelegentliche Zusammenkünfte entmutigter Menschen ohne praktische Fähigkeit zur Gründung oder Leitung einer Partei.

Die Verachtung, die Hitler gegenüber diesen sinnlosen Parteibildungen fühlte, wurde nicht geringer durch eine zweistündige Anwesenheit bei einer Abendversammlung, die von der „Deutschen Arbeiterpartei" aufgezogen war, deren Zuhörerschaft von zwanzig oder fünfundzwanzig Leuten hauptsächlich aus der ärmsten Bevölkerungsschicht bestand.

Diese Versammlung wurde in einem großen Bräu abgehalten, das an einer der Hauptstraßen Münchens liegt, dem „Sternecker-Bräu". Die Folgen, die diese obskure, aber schicksalsvolle Gelegenheit mit sich brachte, haben das Nebenzimmer, in dem die Veranstaltung stattfand, zu einem der Heiligtümer der nationalsozialistischen Bewegung gemacht. In jedem Jahr kommen der Führer und die ältesten Mitglieder der Partei wieder zu dieser bescheidenen Geburtsstätte ihrer Größe zurück, um durch den Kontrast die ungeheuren Veränderungen zu genießen, die in wenigen Jahren im Geschick der Nation und in ihrem eigenen Schicksal eingetreten sind.

Der Hauptredner bei Hitlers erstem Besuch im Sternecker-Bräu war Gottfried Feder, ein gebildeter Mann, dessen Thema sich auf die wirtschaftliche Reform bezog, die nach seiner Meinung auf der Unterscheidung zwischen dem „parasitischen" und dem „aufbauenden" Kapital beruhte. Hitler hatte ihn schon bei Vorträgen in dem bürgerkundlichen Kursus für Soldaten gehört, an dem er

teilgenommen hatte. Eine unerwartete Entwicklung bewahrte diese Versammlung vor der Vergessenheit, der so viele andere anheimgefallen sind, und machte sie statt dessen zu einem Wendepunkt in der Geschichte Europas. Irgendein unbekannter Professor erhob sich, um auf Feders Beweisführung zu erwidern. Er ging dazu über, ein nationales Heilmittel nach seinem eigenen Rezept zu empfehlen. Es bestand darin, daß Bayern sich von Preußen losreißen und mit dem deutschen Teil Österreichs verbinden sollte.

Dieser Vorschlag verletzte Hitlers empfindlichste Überzeugung. Er sprang auf, um zu erwidern, und goß so viel Hohn und Schimpf über seinen völlig überraschten Gegner aus, daß dieser nicht im Saal blieb, bis er ausgesprochen hatte.

Der Rest der kleinen Hörerschaft war auf das tiefste aufgewühlt von dieser Rede des Fremden in ihrer Mitte, und als Hitler ging, eilte der Vorsitzende, Anton Drexler, ihm nach. Er schenkte ihm eine Broschüre, die seinem persönlichen Standpunkt Ausdruck gab, und als Hitler sie am nächsten Morgen im Bette zum Zeitvertreib las, fand er, daß die Ansichten Drexlers in hohem Maße seinen eigenen entsprachen.

Er blieb jedoch immer nur noch schwach interessiert, aber dann erhielt Hitler mit der Post eine Einladung, der Partei beizutreten und zu diesem Zweck einer Ausschußsitzung beizuwohnen.

Im Hinterzimmer eines schäbigen Cafés — das „Alte Rosenbad" —, das, wie er erzählt, nur schwach von einer zerbrochenen Gaslampe beleuchtet war, fand er vier junge Leute vor, die eine Partei ohne Programm, ohne Literatur, sogar ohne Mitgliedskarten oder auch nur einen

Gummistempel darstellten, deren finanzielle Hilfsquellen sich auf ganze RM. 7,50 beliefen.

Hitler zögerte mehrere Tage, bevor er sich dieser rührend schlecht ausgerüsteten kleinen Gruppe anschloß, die nichts anderes hinter sich hatte als Vaterlandsliebe. Er zögerte, weil, wie er sagt, er immer eine instinktive Abneigung gegen Leute gehabt hat, die Dinge anfangen, ohne sie durchzuführen. Als er sich dann doch diesem politischen Grüppchen anschloß, war er willens, seine Entwicklung zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Je ernster er jedoch über die Sache nachdachte, um so fester wurde seine Überzeugung, daß nur in einer so unbedeutenden Bewegung der Wiederaufbau Deutschlands begonnen werden konnte.

Dann beschlichen ihn wieder Zweifel, als er sich seine eigenen Unzulänglichkeiten für die Aufgabe eines politischen Agitators klarmachte. Er war unbekannt und arm, und es fehlten ihm jene Bildungszeugnisse, auf die man in Deutschland so großes Gewicht zu legen pflegte.

Aber nach zwei Tagen der Überlegung entschied Hitler sich dafür, sein Los mit dem der „Deutschen Arbeiterpartei" zusammenzuwerfen. Indem er das tat, brachte er die Zahl der Parteimitglieder auf sieben.

Als Hitlers Persönlichkeit ihr Leben einhauchte, blieb die „Deutsche Arbeiterpartei" nicht länger inaktiv und im verborgenen. Er stürzte sich selbst auf die Organisation von Versammlungen und setzte sich über das Zaudern seiner furchtsamen Genossen hinweg. Innerhalb weniger Monate wurde die Deutsche Arbeiterpartei als eine politische Macht in München anerkannt. Um ihre

Reichweite nach links und rechts in gleicher Weise zu vergrößern, fügte die Partei ihrem Namen das Wort „Nationalsozialistische" hinzu; dieser wurde dadurch so schwerfällig, daß die Münchner ihn bald in „Nazi" abkürzten.

Im Februar 1920 veröffentlichte die Partei ihr Programm von 25 Punkten, von denen die folgenden die hauptsächlichsten sind:

1. Die Vereinigung aller Deutschen zur Bildung eines größeren Deutschlands.

2. Gleichberechtigung für das deutsche Volk und Abschaffung der deutschen und österreichischen Friedensverträge.

3. Land und Kolonien zur Ansiedlung der überschüssigen Bevölkerung.

4. Das deutsche Staatsbürgerrecht wird beschränkt auf Menschen deutschen Blutes. Juden werden ausgeschlossen.

5. Abschaffung der arbeitslosen Einkommen.

6. Konfiszierung der Kriegsgewinne.

7. Nationalisierung aller Handelskonzerne.

8. Bodenreform einschl. Beschlagnahme, wo notwendig.

9. Bildung eines Volksheeres.

10. Kontrolle über die Presse im nationalen Interesse.

11. Freiheit für alle religiösen Sekten, insofern sie nicht eine Gefahr für den Staat sind.

12. Zentralisierung der staatlichen Gewalt über das gesamte Reich.

Hitler selbst setzte seinen Glauben mehr in Männer als in Programme. Sein wirkliches Ziel war, für sich selbst und einige wenige Mitarbeiter, die sein Vertrauen hatten, die vollständige Führung Deutschlands zu sichern. Sobald einmal die politische Macht und die Verfügung

über die Regierungsmaschinerie in ihren Händen wäre, würden sie nach autoritären Grundsätzen eigener Art regieren.

Um dieses Ziel zu erreichen, war die Unterstützung des Volkes notwendig. Das ursprüngliche nationalsozialistische Programm war gedacht als ein Netz, das man soweit wie möglich auswerfen konnte. Sein Ziel wurde im Lichte späterer Erfahrung verändert. Mit dem Anwachsen der Partei nach Umfang und Einfluß wurden Bündnisse mit anderen Mächten der Nation geschlossen.

Die wachsende Bedeutung des Feldzuges, den Hitler nun in München führte, begann ihm starke Verbündete zu bringen. Einer der ersten war Hauptmann Röhm, ein Offizier im Stabe des Generals von Epp, des Befehlshabers der Truppen, die die Sowjetrepublik in Bayern unterdrückt hatten. Röhm war wertvoll nicht nur wegen seiner Energie als Organisator und wegen seiner Geschicklichkeit, aus dem kernhaften und gutdisziplinierten Soldatenstand Rekruten für die Partei zu gewinnen, sondern auch, weil er durch General von Epp Verbindungen mit bemittelten und einflußreichen Kreisen eröffnete.

Ein zweiter Mann, der bis zu seinem Tode im Jahre 1923 eine hervorragende Rolle in der Partei spielte, war Dietrich Eckart. Er war ein ehemaliger Bühnenschriftsteller von streng nationaler Gesinnung mit einem Talent für Schlagworte und Propaganda. Eckart selbst fehlten die Eigenschaften eines Führers, aber er erkannte sie in Adolf Hitler, und bis zu seinem Tode Ende 1923 war er nach Hitler der einflußreichste Mann im inneren Kreise der Partei.

Göring brachte der Partei im Jahre 1922 den Nimbus eines berühmten Fliegers, mit dem Pour le mérite,

der höchsten Auszeichnung für Tapferkeit, die nur 72 Männern im Kriege verliehen wurde. Er hatte das hervorragende deutsche Geschwader des Freiherrn von Richthofen befehligt, nachdem sein berühmter Begründer abgeschossen worden war. Überdies trug er dazu bei, die Tätigkeit der Partei bei einer neuen sozialen Schicht einzuführen.

Ein anderer Flieger, der sich in diesen frühen Tagen anschloß, war Rudolf Heß. Sein schweigsames, zurückhaltendes und treues Wesen brachte ihn schnell in ein Vertrauensverhältnis zu Hitler, in dem er sich seitdem immer behauptet hat.

Max Amann war Furier in Hitlers Regiment an der Front gewesen und wurde früh sein Gefolgsmann. Seine Geschäftserfahrungen befähigten ihn, sich mit den erbärmlichen Finanzen des „Völkischen Beobachters" zu befassen, der heute die offizielle nationalsozialistische Zeitung mit der größten Auflage in Deutschland ist, aber damals nur eine obskures Münchner Wochenblatt war, das aufgekauft wurde, um Parteiorgan zu werden. Das Kapital hierfür wurde durch General von Epp bei Leuten, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten, aufgebracht. Aber das Eigentumsrecht wurde schließlich mit geliehenen Geldmitteln erworben.

Dr. von Scheubner-Richter, ein etwas mysteriöser Deutschrusse, der eine Verbindung zwischen Hitler und weißrussischen Emigranten aufrechterhielt, wurde, angezogen durch Hitlers antikommunistische Propaganda, ebenfalls ein enger Berater der Partei.

Alfred Rosenberg, ein anderer Deutschrusse aus den baltischen Staaten, wurde ein wirkungsvoller Verfasser antisemitischer und antibolschewistischer Bücher und Bro-

schüren für Hitlers Bewegung. Rosenbergs Begriff von den Deutschen als von einem durch das Schicksal dazu bestimmtem Volke, durch die Begabung seines nordischen Blutes zu herrschen, fügte der politischen Verfassung der Partei eine philosophische Theorie hinzu.

Eine besonders auffallende Erscheinung war Gregor Strasser, ein beredter und gebieterischer Mann, der schließlich die Ausbreitung der Partei in Norddeutschland übernahm und der in einem späteren Stadium nach der Führerschaft über die Partei gestrebt zu haben scheint.

Solcher Art waren die Männer, die sich um Hitler zu sammeln begannen. Einige von ihnen sind aus der Führung der Nationalsozialisten verschwunden. Aber die Mehrzahl von Hitlers frühen Mitarbeitern sind mit ihm in die Höhe gekommen, und obwohl ihnen vorhergehende Schulung fehlte, haben sie ihre Regierungspflichten mit einem Erfolg durchgeführt, den die Ergebnisse beweisen.

Von den früheſten Tagen der Existenz der Partei an beruhten Hitlers Methoden auf zwei fundamentalen Glaubenssätzen:

1. der lebenswichtigen Bedeutung persönlicher Führerschaft und
2. der zwingenden Macht einer volkstümlichen Propaganda, die mehr auf Gefühl und Vorurteil einwirkt als auf den Verstand.

Als Frontsoldat hatte Hitler die Wirksamkeit der britischen Kriegspropaganda erkannt. Sie lehrte ihn zwei Regeln: Einfachheit der Behauptung und stetige Wiederholung der Gedanken.

Die Fahne und das Abzeichen der Partei wählte

Hitler selbst aus. Er nahm das Schwarz, Weiß und Rot des alten kaiserlichen Deutschlands und verwendete diese Farben in neuer Zusammenstellung, um die ganz andere Verfassung, nach der er strebte, zu repräsentieren. Er verwendete vorwiegend Rot, um die Sozialisten anzulocken oder sich in Gegensatz zu ihnen zu setzen — er kümmerte sich nicht darum, ob dieses oder jenes, solange er nur ihre Aufmerksamkeit erregte. Dann brachte er in einem weißen Kreis das neue Sinnbild an: ein schwarzes Hakenkreuz. Dieses Sinnbild hatte eine nationale Bedeutung; denn es war von jenen „Freikorps" baltischer Truppen angenommen worden, die nach dem Kampf gegen die bolschewistischen Armeen zur Unterdrückung des kommunistischen Aufstandes in Norddeutschland beigetragen hatten.

Hitler sah klar, daß seine Versammlungen, wenn ihr Schutz von der Polizei abhängen würde, in der Regel sicher im Namen der öffentlichen Ordnung unterbunden werden würden. Dementsprechend organisierte er seinen eigenen Saalschutz, dem bald der Name „Sturmabteilung" gegeben wurde. Die Sturmabteilung hatte Befehl, kräftig und augenblicklich gegen Störer vorzugehen; denn Hitler wußte, daß eine energische Unterdrückung der Opposition sein Ansehen bei jenem Teil seiner Hörer erheblich vergrößern würde, der gegenüber beiden Parteien gleichgültig war und den zu bekehren er sich besonders vorgenommen hatte.

Die Sturmabteilung wurde ferner dazu eingesetzt, in feindliche rote Bezirke einzudringen und trotz drohenden Massen Versammlungen abzuhalten. Es gab wilde Kämpfe bei solchen Anlässen. Einmal führte Hitler einen Angriff auf eine Versammlung, bei dem der sozialistische

Redner überfallen wurde. Das brachte ihm eine Verurteilung zu vier Wochen Gefängnis ein, was sein Ansehen in nationalen Kreisen nur vermehrte.

Sobald die Geldmittel es erlaubten, führte er feste Gebräuche mit Flaggen, Musik und patriotischen Liedern ein, um auf die Menge Eindruck zu machen.

Ausländer, die Hitler bei öffentlichen Versammlungen hören, sagen bisweilen, sie fänden, daß diese nichts als Geschmetter und Raserei enthielten. Sie hören Hitler nur zu wie einem Redner und achten mehr auf die Form als auf den Inhalt seiner Reden. Aber die Stimmung von Hitlers Zuhörern war und ist noch immer ganz anders. Durch die Inbrunst, nicht durch akademische Vollendetheit fand er den Weg zu Herzen, die erfüllt waren von dem Bewußtsein, Unrecht und nationale Erniedrigung zu erleiden, und von einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach besseren Verhältnissen für Deutschland.

In den ersten Jahren nach der Gründung der Partei war es für sie schwierig, vorwärtszukommen. Die Bedingungen waren ungünstig. Dann aber brach im März 1920, einen Monat nach der Veröffentlichung des Parteiprogramms, ein ermutigender Lichtstrahl durch, aber er leuchtete nur kurze Zeit.

Eine Gruppe von Nationalisten, unterstützt von einigen „Freikorps", die gegen die Bolschewisten in den baltischen Staaten gekämpft hatten, vertrieb durch einen Staatsstreich in Berlin die deutsche Regierung und setzte einen neuen Kanzler, Dr. Kapp, ein.

Hitler und Eckart flogen nach Berlin, um den Versuch zu unternehmen, sich mit diesen Gegnern des bestehenden Regimes zu verbünden. Aber die sozialdemo-

kratische Regierung hatte sich nur nach Weimar zurückgezogen, wo sie dazu überging, einen Generalstreik zu organisieren gegen die Ursurpatoren, die angesichts des vollständigen Stillstandes aller öffentlichen Dienststellen einen unrühmlichen Rückzug aus der Hauptstadt antreten mußten.

In finanzieller Beziehung war die Existenz für die neue Bewegung äußerst schwierig. Als Hitler seinen Sold und seine Ration als Soldat aufgab, um für die Partei zu wirken, verurteilte er sich selbst für mehrere Jahre zu äußerster Armut. Er pflegte häufig die Nacht in den Warteräumen des Münchner Bahnhofs zu verbringen, da er nicht imstande war, ein Bett zu bezahlen. Mitglieder der Partei, die noch in Arbeit und Brot standen, luden ihn reihum ein, ihr Mahl zu teilen. Sogar noch im Jahre 1923 sah ein Freund, der Hitler einen Überzieher schenkte, Tränen in seine Augen treten.

Reiche Deutsche, von denen man hätte erwarten können, daß sie den Führer eines antikommunistischen Feldzuges unterstützen würden, trugen wenig bei, aus dem einfachen Grunde, weil es damals so viele ähnliche politische Organisationen gab und weil sich die Partei der „Nazis" noch nicht als die beste, die man unterstützen müsse, ausgezeichnet hatte.

In München selbst gab es mehrere andere nationalistische Gruppen, die von Leuten von höherem Ansehen als Hitler geführt wurden. Ihnen fehlte jedoch seine unermüdliche Energie und sein Genie als Volksredner. Zahlenmäßig waren die bayrischen Sozialdemokraten stärker, und zwar so viel, daß ihre Führer sich nicht die geringste Sorge darum machten, irgendeine Gegenpropaganda zu organisieren, und daß sie angesichts des Ein-

flusses, den Hitler über die Münchner hatte, nicht eher aufwachten, als bis es zu spät war.

Mehr durch Zufall als durch bewußte Wahl wurde die bayrische Hauptstadt zur Geburtsstätte der Nationalsozialistischen Partei. Der bloße Umstand, daß München der Standort seines Regimentes war, brachte Hitler zurück in die Residenz, die unter allen deutschen Städten am meisten geeignet war, das Treibhaus für eine nationalistische Bewegung zu werden.

Wenn sich Hitler nach dem Kriege in Berlin niedergelassen hätte, so hätte er unter den Augen der Zentralregierung gestanden, und seine Bewegung wäre wohl schon in ihrem ersten Stadium unterdrückt worden. Überdies wären gewiß die zähen preußischen Kommunisten Berlins aggressiver gewesen als die bayrischen.

Doch München war die zweite Hauptstadt des Landes, und ein politischer Erfolg, der dort errungen wurde, konnte nicht als eine provinzielle Kundgebung ohne Bedeutung übergangen werden.

Hitlers Plan für die Entwicklung der Partei war einfach. Er zielte darauf ab, eine unerschütterliche Stellung in München aufzubauen, bevor er sich außerhalb ausbreitete.

Um Zahlen war es ihm weniger zu tun als um Qualität. Er vertraute fest darauf, daß, wenn er eine Phalanx von fähigen, entschlossenen und zuverlässigen Männern bilden könnte, die Unterstützung durch die Massen, die zur Gewinnung von Wahlen erforderlich war, von selbst folgen würde. Für ihn war der Mechanismus alles, um populäre Auffassungen kümmerte er sich wenig. Um die Masse zu lenken, war seine eigene Beredsam-

keit alles, was er brauchte; aber zur Vorbereitung der Machtübernahme in Deutschland benötigte er Mitarbeiter von erprobter Fähigkeit und erprobtem Mut.

Neue Ortsgruppen wurden nur zugelassen, wenn die Autorität der Führung in München ohne Widerspruch anerkannt wurde. Ohne Rücksicht darauf, wie stark das örtliche Bedürfnis war, verbot Hitler die Ausdehnung der Partei auf irgendeinen Platz, an dem nicht ein durchaus energischer und treuer Mann verfügbar war, dem er vertrauen konnte. In Hitlers Augen war Disziplin wichtiger als Intelligenz.

Gegen die Befehle des Führers gibt es heute wie damals keinen Widerspruch. Die untergeordneten Stellen haben in ihrem eigenen Bereich ähnliche autokratische Gewalt. Über alle Dinge der Parteilehre entscheidet Hitler mit absoluter Autorität. „Pflichterfüllung in den unteren, Autorität in den höheren Gliedern" — das ist das System, das Hitler zum Diktator Deutschlands gemacht hat.

Viertes Kapitel

Anfängliche Rückschläge

Als er begann, junge Männer anzuwerben, sie in braune Hemden zu stecken und als Saalschutz bei seinen Versammlungen zu verwenden, machte Hitler den Anfang zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm selbst und einigen anderen Mitgliedern der nationalsozialistischen Führung.

Ernst Röhm war ein dicker, rauher, kampflustiger Glücksritter mit einem Genie für militärische Organisation und einem skandalösen Privatleben. Er leitete das Werk in die Wege, die jüngeren und kampffreudigeren Rekruten der Partei, die durch des Führers hinreißende Beredsamkeit angezogen wurden, auszubilden.

Hitler hatte die Auffassung, daß diese „Sturmabteilungen" für den Schutz und eine eindrucksvolle Durchführung seiner Versammlungen sorgen sollten. Röhm und die ihm gleichgesinnten Unterführer wollten aus der SA. eine getarnte militärische Streitkraft machen, eine Reserve und Ergänzungstruppe für die Reichswehr, die durch den Friedensvertrag auf 100 000 Mann begrenzt war.

Obwohl Deutschland in hohem Maße durch eine „Internationale militärische Kontrollkommission" entwaffnet war, waren noch eine Menge Waffen, besonders Gewehre und Maschinengewehre, vor den alliierten Kontrolloffizieren versteckt geblieben. Röhm und seinen Freunden erschien es natürlich, diese Waffen zur heimlichen Ausbildung der Bataillone der Braunhemden zu ver-

wenden, zu denen Hitlers ursprüngliche Gruppen von antikommunistischen Saalschutzmännern herangewachsen waren. Hinter diesem Plan lag die vage Idee, eines Tages den Friedensvertrag mit Waffengewalt umzustoßen oder auf jeden Fall die republikanische Regierung in Berlin durch eine bewaffnete Erhebung zu beseitigen.

Hitler war gegen dieses Projekt, seine jungen Leute zu Soldaten in Zivil zu machen. Vielleicht hatte er die Vorstellung, daß die praktische Wirkung des Vorschlages darauf hinauslaufen würde, sie seiner Autorität zu entziehen und unter die des Oberbefehlshabers der Armee zu bringen. Er widersetzte sich ihrer Militarisierung mit dem Argument, daß Wochenendübungen auf Basis der Freiwilligkeit und ohne militärische Strafen für Schlappheit nicht ausreichten, um tüchtige Soldaten heranzubilden.

Was den anderen Plan anbelangt, die SA. zu einem politischen Staatsstreich zu verwenden, so blieb Hitler bei der Meinung, daß die Macht in Deutschland nur durch friedliche Mittel gewonnen werden könne. Der Kapp-Putsch habe gezeigt, so erklärte er, daß ein bewaffneter Umsturz zum Fehlschlage verurteilt sei.

Politische Agitation war also das einzig wertvolle Mittel. Er rang die halsstarrige Opposition Röhms nieder und bestand darauf, daß die SA. zu keinem anderen Zweck verwendet werden sollte.

Eine Erfahrung des Jahres 1923 bewies völlig die Sinnlosigkeit von Gewaltmethoden mit bewaffneter Hand. Am 1. Mai stimmte Hitler, gedrängt und unterstützt von Röhm, der Bewaffnung von 2000 SA.-Männern in der Absicht zu, die Maitagsdemonstrationen der Sozialdemokraten und Kommunisten zu sprengen. Gene-

ral von Lossow, der Befehlshaber der bayrischen Reichswehrdivision, brachte den Plan zum schnellen Zusammenbruch: Er entsandte Truppen, die die Braunhemden einschlossen und ihnen ihre Gewehre abnahmen.

Die Demütigung, die dieser Fehlschlag bedeutete, führte zu einem gewissen Stillstand in Hitlers Eifer. Er verbrachte den ganzen Sommer 1923 in Berchtesgaden, wo er kürzlich ein Gebirgshäuschen erworben hatte. Damals begann er mit der Niederschrift jenes Korans der nationalsozialistischen Bewegung, der vier Jahre später unter dem Titel „Mein Kampf" veröffentlicht wurde.

Im Laufe des Sommers nahm jedoch die politische Lage in Deutschland eine so tragische Wendung, daß Hitler zum plötzlichen und kühnen Handeln gezwungen war.

Eine katastrophale Inflation der deutschen Währung brach herein, verursacht durch das Bedürfnis der Regierung nach Geldmitteln, um den passiven Widerstand gegen die französische Ruhrbesetzung zu finanzieren. Banknoten, feste Einkommen, Renten und Hypotheken verloren ihren Wert fast über Nacht. Wer sein Geld am vorsichtigsten und konservativsten angelegt hatte, war zuerst ruiniert. Im November 1923 war eine Goldmark = einer Milliarde Papiermark.

Diese unheilvolle Lage brachte eine neue Regierung an die Macht, die sich verpflichtete, die französischen Bedingungen für eine Beendigung der Ruhrbesetzung anzunehmen.

Das war in Hitlers Augen ein Verrat an Deutschland. Er eilte von Berchtesgaden zurück und rief die Führer nicht nur seiner eigenen Partei, sondern auch von anderen nationalen Verbänden wie der „Reichs-

flagge" und des „Bundes Oberland", die Pläne zu einer gemeinsamen Aktion hatten, zusammen. In einer flammenden Rede beschrieb er die Gefahr, vor der das Land stand, und überredete sie, ihn als Führer für ihre gemeinsame Aktion zu wählen. Am 26. September 1923 wurde der „Deutsche Kampfbund" gegründet mit Hitler als Führer. Seine Autorität und die Kräfte, die ihm zu seiner Verfügung standen, wurden auf diese Weise gleichermaßen vermehrt.

Unterwerfung unter den französischen Druck an der Ruhr war für die patriotisch gesonnenen Deutschen etwas so Verabscheuenswertes, daß sogar die bayerische Regierung und die Reichswehr einen Marsch auf Berlin zu erwägen begannen. Es waren nur zwölf Monate vergangen seit Mussolinis erfolgreichem „Marsch auf Rom", und die schnelle Machtergreifung mit bewaffneter Hand empfahl sich vielen Deutschen, die den Segen kannten, den Italien bereits durch Mussolinis Aktion geerntet hatte.

Zu diesen Deutschen gehörte auch Gustav von Kahr, der Präsident der bayrischen Regierung. Er besprach mit von Lossow, dem Oberbefehlshaber der Reichswehrdivision in Bayern, einen Plan, München zur Basis für eine Erhebung gegen die Zentralregierung zu machen.

Hitler unterstützte diesen Plan nachdrücklich. Er war sich noch nicht klar darüber, welche Art von Regierung er an die Stelle von Stresemanns Regierung setzen wollte. Einige seiner Anhänger waren Monarchisten, andere wünschten die Diktatur. Er selbst neigte mehr zur Beibehaltung des republikanischen Regimes. Es war nicht so sehr die Form der Regierung als der Geist, der sie beseelte, was er zu ändern wünschte.

Er hatte zu dieser Zeit gemeinsame Sache mit General Erich von Ludendorff gemacht, einem der deutschen Helden des Weltkriegs, der in der Nähe von München lebte und der bereits den Kapp-Putsch unterstützt hatte. Hitler hoffte, daß Ludendorffs Ansehen im Lande den Widerstand der Reichswehr lähmen und es möglich machen würde, der Berliner Regierung die Autorität der Münchner aufzuzwingen. Wenn dies erreicht werden konnte, so hatte er das höchste Vertrauen zu seiner eigenen Macht, jeder neuen nationalen Regierung, die man in den Sattel setzen würde, den Geist des Nationalsozialismus einzuimpfen.

Aber von Kahr und von Lossow waren nicht aus dem Stoff, aus dem erfolgreiche Rebellen gemacht werden. Sie schwankten und warteten darauf, daß ihnen Nachrichten von ähnlichen nationalen Bewegungen in anderen Teilen Deutschlands „auf jeden Fall eine 51prozentige Erfolgschance" geben sollten.

Mit Ungeduld beobachtete Hitler ihre Entschlußlosigkeit. Er beschloß, ihnen durch eine vollendete Tatsache die Hände zu binden. Diese Unternehmung führte ihn zu dem einzigen großen Fehlschlag in seiner Laufbahn.

Hitlers Plan war einfach. Von Kahr und von Lossow sollten am Abend des 8. November in einer großen Versammlung sprechen. Hitler beschloß die Gelegenheit wahrzunehmen und sie überraschend zu nötigen, sich einer Erhebung gegen die Zentralregierung anzuschließen.

Einige hundert SA.-Leute wurden insgeheim mobilisiert und bewaffnet. Mit diesen schloß Hitler das Versammlungsgebäude ein. Er hatte die Vorsichtsmaßregel getroffen, sich die Neutralität der Polizei zu sichern,

unter deren älteren Offizieren seine Bewegung heimliche Anhänger hatte. 3000 Bayern saßen an diesem Abend im Bürgerbräukeller und hörten sich eine politische Rede ihres Generalstaatskommissars von Kahr an, dessen Freunde schon anfingen, ihn den „Bismarck Süddeutschlands" zu nennen.

Plötzlich, um 8,45 Uhr, entstand Lärm und Unruhe am Eingang. Adolf Hitler drängte sich in den verqualmten, überfüllten Saal, gefolgt von SA.-Männern in braunen Hemden, die, mit Maschinenpistolen und Karabinern bewaffnet, ein Maschinengewehr am Eingang in Stellung brachten und es auf die überraschte Zuhörerschaft richteten.

Diese unerwarteten und drohenden Vorbereitungen versetzten den Redner von Kahr und seine 3000 Zuhörer in erschrecktes Schweigen. In dieser augenblicklichen Stille stürzte Hitler auf die niedrige Plattform auf der einen Seite des Raumes, zog einen Revolver aus der Tasche und schoß ihn gegen die Decke ab. Das Einschußloch ist dort noch heute zu sehen, es ist gekennzeichnet durch ein darüber gemaltes Hakenkreuz. Dann rief er aus:

> „Die nationale Revolution hat begonnen. Der Saal ist von 600 Bewaffneten eingeschlossen. Niemand darf ihn verlassen. Bei der geringsten Störung lasse ich ein Maschinengewehr auf der Galerie aufstellen. Die Reichswehr und die Polizei sind zu uns übergegangen. Die bayrische Regierung ist gestürzt. Die deutsche Regierung ist gestürzt. Eine provisorische Regierung wird gebildet. Die Reichswehr- und Polizeikasernen sind besetzt."

Es ist bezeichnend für den verworrenen und hoffnungs-

losen Zustand der deutschen Innenpolitik, daß keiner von den 3000 Leuten im Saal auch nur einen Augenblick an dieser Mitteilung zweifelte. Hitler war vollständig Herr der Lage. Von Kahr, das Haupt der bayrischen Regierung, General von Lossow, der Befehlshaber der bayrischen Reichswehr, und Oberst von Seißer, der Kommandeur der bayrischen Polizei, die Hauptpersonen auf der Rednertribüne, gehorchten sofort, als Hitler ihnen befahl, mit ihm unter Eskorte von SA.-Leuten den Saal zu verlassen und sich in einem Nebenraum zu besprechen. Lossow behauptete später, daß er sich nur gefügt habe, um Zeit zu gewinnen. Er habe seinen Begleitern noch zugeflüstert: „Spielen wir ihm etwas vor!"

Sobald die gebieterische Erscheinung Hitlers nicht mehr im Saal war, brach Unruhe unter der Zuhörerschaft aus. Um die Lage wieder in die Hand zu bekommen, sprang Göring auf die Rednertribüne. Was sie erlebt hätten, sei keine abenteuerliche Überspanntheit, rief er aus, sondern der Beginn der nationalen Gesundung. Die Zentralregierung und die Münchner Regierung seien gestürzt, und eben in diesem Augenblick würden neue Regierungen gebildet. „Auf jeden Fall brauchen Sie sich keine Sorge zu machen", fügte er jovial hinzu, „Sie werden auch weiterhin Ihr Bier bekommen!"

Indessen hatte Hitler seine drei Gefangenen in einen kleinen Speiseraum geführt, der ungefähr zehn Meter lang war und dessen Tür auf den Steinflur des Bräuhauses führte. „Niemand verläßt diesen Raum lebendig ohne meinen Befehl!" waren seine ersten Worte. Bewaffnete SA.-Leute nahmen als Wache am Eingang Aufstellung. Hitler hatte seine Pistole in der Hand be-

halten, und obwohl er von Kahr versicherte, daß keine persönliche Gefahr für ihn bestehe, entwickelte er seine Absichten erst nach der drohenden Vorbemerkung: „Es sind noch fünf Kugeln in meiner Pistole — vier für Verräter und eine, wenn die Sache schief geht, für mich selbst." Danach ernannte er sich selbst zum Haupt der nationalen Regierung, von Lossow zum Reichswehrminister, Seißer zum Polizeiminister und von Kahr zum Reichsverweser für Bayern.

Während die drei noch zögerten, eilte Hitler zurück in den Saal und verkündete, daß er, bis Deutschland von denen gesäubert sein würde, die es zugrunde richteten, sich selbst zum Führer einer provisorischen nationalen Regierung vorschlage. Laute Heilrufe ertönten; danach kam er zurück zu seinen zweifelnden Verbündeten, um sie anzuflehen, sich seinem Plan anzuschließen. In diesem Augenblick erhielt Hitler einen mächtigen Helfer. Er hatte einen Boten ausgesandt, der General Ludendorff auf den Schauplatz des Putsches brachte, und nun bot er ihm augenblicklich den Oberbefehl über die deutsche Armee an. Ungeachtet der Tatsache, daß Hitlers Aktion für ihn eine ebenso große Überraschung wie für die anderen war, erklärte der General, daß seine patriotische Gesinnung ihm keine andere Wahl lasse als anzunehmen. Seine Persönlichkeit und sein Ansehen entschieden die Angelegenheit, und die drei unbedeutenderen Männer folgten seinem Beispiel.

So hatte eine Revolution in Deutschland angefangen, und eine neue Regierung war eingesetzt — aber außerhalb der Wände des Bürgerbräukellers wußten nur wenige Leute etwas davon. Hitler verließ von Kahr und von Lossow sofort, nachdem die Versammlung sich aufge-

löst hatte. Er stürzte davon, um nachzusehen, ob seine bewaffneten SA.-Leute aus den Dörfern rund um München anrückten. Es war erst 10,30 Uhr abends. Er erwartete, daß die Männer, die er soeben zu Ministern ernannt hatte, sofort mit Beratungen beginnen würden, wie man den Staatsstreich wirksam durchführen könne.

Die Nachricht verbreitete sich jetzt ringsum in der Stadt. Auf den Straßen brach Begeisterung aus. Die Bevölkerung Münchens war auf jeden Fall auf Hitlers Seite. Führer der sozialistischen Partei wurden mißhandelt oder als Geiseln verhaftet.

Aber sobald Kahr, Lossow und Seißer der magnetischen Gegenwart Hitlers und Ludendorffs entronnen waren, begannen sie sich zu besinnen. Sie berieten sich telefonisch mit anderen führenden Männern in Bayern. Bei ihnen fanden Hitlers Mitarbeiter wider Willen stärkste Mißbilligung des Versuches, die deutsche Verfassung, auf die sie sich selbst verpflichtet hatten, über den Haufen zu werfen.

Was noch ernster war: die Reichswehr hatte sich nicht auf die Seite der Revolutionäre gestellt. Unter dem Befehl von Lossows Untergebenen besetzte sie in Zusammenwirken mit der Polizei strategische Punkte im Innern der Stadt.

Von Kahr und von Lossow entschlossen sich darauf bald, das Versprechen, das sie Hitler gegeben hatten, nicht einzulösen. Sie ließen in den Straßen Münchens Plakate mit einer in aller Eile gedruckten Proklamation anschlagen, daß ihr Anschluß an Hitlers Bewegung durch Gewalt erpreßt sei. Sie befahlen die Auflösung der Nationalsozialistischen Partei. Sie setzten sich telegrafisch

mit der Regierung in Berlin in Verbindung und erhielten den Bescheid, daß der Oberbefehlshaber, General von Seeckt, für die Unterdrückung des Putsches garantiere.

Am Morgen des 9. November, der seitdem einer der feierlichsten Jahrestage der nationalsozialistischen Bewegung geworden ist, wurde die Lage von Stunde zu Stunde für die Revolutionäre schlechter.

Hitler hatte zu dieser Zeit einige tausend SA.-Männer unter seinem Befehl in den Vororten Münchens versammelt. Sie waren mit Gewehren und sogar mit Maschinengewehren, die auf Autos montiert waren, bewaffnet. Der Bürgerbräukeller wurde zum Hauptquartier des Putsches bestimmt.

Versuche, sich während der Nacht der Regierungsdienststellen zu bemächtigen, waren fehlgeschlagen, und von den Truppen traten nur die Kadetten der Infanterieschule zu Hitler über. Jedoch gelang es Hauptmann Röhm mit einigen SA.-Leuten, das Kriegsministerium in München zu besetzen.

Die einzige Hoffnung auf Erfolg bestand jetzt darin, die freundlich gesonnene Bevölkerung der Stadt dahin zu bringen, die Bewegung zu unterstützen. Es wurde die kühne Idee vorgeschlagen, mit den SA.-Leuten einen Propagandamarsch durch die Straßen anzutreten, mit fliegenden Hakenkreuzfahnen und allen nationalsozialistischen Führern an der Spitze.

Würde die Reichswehr das Feuer auf den Demonstrationszug eröffnen? Nicht, wenn General Ludendorff dabei wäre, sagte Hitler. Er erinnerte daran, wie die französischen Truppen, die ausgesandt worden waren, um

dem von Elba zurückgekehrten Napoleon entgegenzutreten, ihre Waffen niedergelegt hatten, sowie er vormarschierte, um sich ihnen zu stellen.

Am Mittag begann der Umzug — es waren etwa 3000 Mann, von denen einige bewaffnet waren, aber viele nicht. Es war Befehl gegeben, in jedem Fall die Gewehre zu entladen. An der Spitze marschierten die Führer in einer Reihe, etwa sechzehn oder zwanzig Seite an Seite, entschlossen zu zeigen, daß sie, im Gegensatz zu den Organisatoren kommunistischer Demonstrationen, bereit waren, sich selbst zu exponieren. Hitler trug den Regenmantel, der schon berühmt geworden war als das Bekleidungsstück, in dem er unveränderlich bei allen Versammlungen unter freiem Himmel erschien. Er ging in der Mitte der Reihe mit General Ludendorff, der ebenfalls in Zivil war, zur Rechten und Dr. von Scheubner-Richter, dem Deutschrussen, zur Linken. Als sich die Marschsäule dem Zentrum der Stadt näherte, begann sich ihr eine riesige Zahl Heil rufender Münchner anzuschließen, und in ihrer Begeisterung drückten die Massen so stark auf die Marschierenden, daß die Führer in der ersten Reihe sich einhaken mußten, damit sie nicht voneinander getrennt wurden.

An der Spitze des Zuges wurde eine schwarz-weiß-rote Fahne getragen, die alte deutsche Reichsflagge. Dicht dahinter folgten zwei Hakenkreuzfahnen der Nationalsozialistischen Partei. Die besonderen Erlebnisse des Trägers der einen von ihnen werden wir später berichten.

Am Fuße der Anhöhe, auf der der Bürgerbräukeller steht, liegt die breite Ludwigsbrücke, die über die Isar führt. Hier war ein Posten von zehn bis fünfzehn Polizisten aufgestellt. Als die Marschsäule näher kam, luden

und entsicherten die Polizisten ostentativ ihre Gewehre und legten an.

Die Demonstranten sangen das Nationallied „Deutschland über alles", und einige von ihnen riefen: „Schießt nicht! Hitler und Ludendorff sind hier!" Die Polizisten zögerten, dann setzten sie ihr Gewehr ab und machten Platz. Die Marschierenden zogen weiter.

Sie erreichten das Herz Münchens ohne weiteren Widerstand und unter Szenen stärksten Beifalls beim Volke. Nationalsozialistische Fahnen hingen fast aus jedem Fenster. Der Marsch schien sich zu einem Triumphzug zu gestalten. Fünf Minuten nach 1 Uhr mittags näherten sie sich dem Odeonsplatz, einem großen Platz in der Mitte der Stadt, der auf einer Seite von der Residenz und auf einer anderen Seite von der Feldherrnhalle, einer großen Loggia im Florentiner Stil, flankiert wird. Hier wurde ihnen der Weg am Ausgang der Theatinerstraße versperrt, und zwar wiederum durch eine dünne Kette von Polizisten. Um einen Zusammenstoß mit diesen zu vermeiden, schwenkten die Führer des Marsches scharf rechts in die Perusastraße und dann scharf links, um durch eine andere schmale Straße, die Residenzstraße, auf den Odeonsplatz zu kommen.

Plötzlich erschienen auch am Ausgang dieser Straße Polizisten. Sie wurden befehligt von einem Offizier, der bei der folgenden Schießerei sein Leben verlor. Hinter ihnen stand ein Panzerwagen mit Maschinengewehren.

Ulrich Graf, ein vertrauter Gefährte Hitlers, sprang vor und zeigte auf Ludendorff. „Wollt ihr auf euren General schießen?" rief er. Wieder zögerten die Polizisten, aber es kamen immer mehr aus dem Hintergrund, um die Straße zu sperren. In diesem Moment knallte

ein Schuß, der, nach der Meinung der Demonstranten, von seiten der Polizei kam. Darauf erfolgte eine Salve aus den Karabinern der Polizisten. Die Bürger, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, stürzten Deckung suchend in die Torwege und Seitenstraßen. Die SA.-Männer warfen sich zu Boden, und einige von ihnen erwiderten das Feuer aus ihren Gewehren. In wenigen Augenblicken war alles vorbei, aber 14 Demonstranten und 4 Polizisten lagen tot auf der Straße. Die 14 Toten der Nationalsozialisten liegen heute zusammen mit zwei anderen, die an jenem Tage in einem Geplänkel beim Kriegsministerium fielen, in Staatsgräbern auf dem Königsplatz in München, und jedes Jahr veranstalten die Überlebenden des Marsches am Gedenktage ihres Todes, in der gleichen Ordnung marschierend, einen feierlichen Zug zu ihren Grüften. Alle tragen den „Blutorden", ein Ehrenzeichen, das jedem verliehen wurde, der an dem Putsch teilnahm.

Von Scheubner-Richter, der russische Monarchist, der Arm in Arm mit Hitler marschiert war, war auch gefallen. Er riß Hitler mit sich nieder, als er stürzte, und kugelte ihm dabei die Schulter aus. Göring wurde ebenfalls schwerverwundet und wälzte sich in Deckung hinter einen der Bronzelöwen vor der Residenz auf der einen Seite des Odeonsplatzes. Die beiden verwundeten Führer wurden von Freunden aufgehoben und in Autos eilends hinweggeschafft. Göring entfloh nach Österreich und hinterher nach Italien, und Hitler fand Zuflucht in der Villa Hanfstaengls in Uffing am Starnberger See in der Nähe Münchens, wo er drei Tage später von einem starken Polizeiaufgebot verhaftet wurde. Ludendorff, von dem man zuerst glaubte, er sei unter den

Toten, schritt stolz und straff durch die feuernden Polizisten quer über den Odeonsplatz, aber auf der anderen Seite wurde er verhaftet, später jedoch auf Ehrenwort freigelassen.

Die Geschichte ist voll von seltsamen Wiederholungen. Am 9. November vor 125 Jahren hatte der berühmte Staatsstreich des 18. Brumaire stattgefunden, bei dem ein anderer kommender Diktator einen ähnlichen Versuch, an die Macht zu kommen, unternahm. Der „petit corporal" des künftigen französischen Kaiserreiches hatte mehr Erfolg als der „Trommler" des Dritten Reiches, aber sein Angriff auf den Rat der Fünfhundert in St. Cloud zeigte denselben Wirrwarr wie der Münchner Putsch von 1923.

Wie groß dieser Wirrwarr war, das ergibt sich anschaulich aus einem Bericht, den mir ein Mann aus Reih und Glied, der an dem Putsch teilnahm, von seinen persönlichen Erlebnissen gegeben hat — ein Mann, der eine der beiden nationalsozialistischen Fahnen an der Spitze des Zuges trug.

„Ich war seit ungefähr zwei Monaten SA.-Mann", erzählte er mir; „am frühen Abend des 8. November erhielt ich in meiner Wohnung den Befehl, mich unverzüglich bei einer Privatadresse in München zu melden. Die Stelle erwies sich als ein Keller, in dem sich ein Waffenlager befand. Die Waffen wurden meinen Kameraden und mir ausgehändigt, und wir dann zum Bürgerbräukeller in Marsch gesetzt. Es war etwa 8 Uhr abends; eine Anzahl von uns wurde ausgeschickt, einige Mitglieder des Magistrats als Geiseln festzusetzen.

Wir brachten sie zum Bürgerbräukeller zurück und warteten dort die ganze Nacht und den Vormittag des folgenden Tages hindurch. Dann erhielten wir Befehl, vor dem Gebäude zu einem Marsch in die Stadt anzutreten. Unsere Gewehre waren ungeladen und wurden umgehängt. Ich war dazu bestimmt, eine der beiden Hakenkreuzfahnen zu tragen.

Nach dem Vorfall an der Ludwigsbrücke, wo die Polizei uns den Weg freigab, wurde es vollkommen klar, daß ganz München mit uns war. Tausende von Bürgern schlossen sich an. Die Straßen waren angefüllt mit einer jubelnden Menge, in deren Mitte unsere Truppe fast verschwand. Überall wehten Fahnen. Wir wußten, daß die Nationalsozialisten in anderen Städten benachrichtigt waren, sich bereit zu halten, um sich dem Marsch gegen Berlin anzuschließen, und ich hatte den Eindruck, daß wir dem sicheren Siege entgegengingen.

Wir waren der Meinung, daß wir zum Kriegsministerium im Zentrum der Stadt zögen, das von Hauptmann Röhm und seinen Leuten während der Nacht besetzt worden war. Ich marschierte in der zweiten Reihe unmittelbar hinter Hitler, Ludendorff und einer langen Reihe anderer Führer, die alle Arm in Arm gingen, um in dem Gedränge nicht getrennt zu werden.

Plötzlich, als wir uns in der engen Residenzstraße ballten, erschien vor der Spitze Polizei, und ein Schuß wurde abgefeuert. Ihm folgte augenblicklich eine Schießerei von beiden Seiten. Der Mann neben mir wurde von einer Kugel in den Kopf getroffen. Sein Blut spritzte über mich hin. Ich warf mich zu Boden, legte meinen Karabiner an und gab einen Schuß ab.

Dann ertönten Rufe: „Feuer einstellen!" Jeder schien

Deckung zu nehmen, und ich stürzte mit meiner Fahne in das Preysing-Palais an der Residenzstraße, das ehemals das Stadthaus einer reichen Münchner Familie war, heute aber ein Restaurant ist. Wie ich zum Fenster hinausblickte, sah ich über die ganze schmale Straße hinweg Menschenleiber liegen. Einer kam mir vor wie General Ludendorff, und alle Leute erzählten, daß er gefallen sei. Dann rief uns, die wir im Preysing-Palais waren, jemand zu, wir sollten herauskommen und die Verwundeten mit wegschaffen.

Ich fragte einen Führer der SA., was ich mit meiner Fahne machen sollte. Er befahl mir, sie im Hause zu lassen. Als wir damit fertig waren, die Verwundeten in Nachbarhäuser zu bringen, kam ein anderer von unseren Führern angelaufen und befahl einigen von uns: ‚Los, so schnell wie möglich nach der Ludwigsbrücke! Haltet sie bis auf den letzten Mann, wenn die Polizei gegen den Bürgerbräukeller vorrücken sollte. Sie wollen dort den Versuch machen, das Archiv der Partei zu besetzen.'

Mit ungefähr einem Dutzend anderen rannte ich durch die Straßen zur Brücke. Ich war mit Blut überströmt von dem Mann, der neben mir getötet war, und einige Sanitäter versuchten mich anzuhalten in der Meinung, ich sei verwundet. Wir erreichten die Brücke und besetzten sie, aber keine Polizei kam. Nach einer oder zwei Stunden erhielten wir aus dem Bürgerbräukeller Meldung, daß das Archiv schon in Sicherheit gebracht sei.

Wir zogen uns zurück und aßen etwas. Dann erhielten wir Befehl, die Geiseln in einen Lastwagen zu laden und sie aus München hinauszuschaffen. Sie waren alle sehr blaß und dachten offenbar, sie würden zur Hinrich-

tung geführt. Einige Kilometer außerhalb der Stadt hielt der Lastwagen an einem Wald, und den Geiseln wurde befohlen auszusteigen. Sie wurden in den Wald getrieben und waren in diesem Augenblick völlig überzeugt, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei. Aber als Grund erwies sich nur, daß der Führer, der mit der Sache beauftragt war, ihre Anzüge brauchte, damit einige von seinen Leuten in ihre Wohnung in München zurückkehren konnten, ohne Gefahr zu laufen, bei ihrem Erscheinen in SA.-Uniform auf den Straßen verhaftet zu werden.

Ich gehörte nicht zu denen, die ihren Anzug mit den Geiseln austauschten, sondern ich fuhr in dem Lastwagen weiter mit nach einem einsamen Gasthof auf einer Landstraße, etwa 18 Kilometer von München, wo wir eine Anzahl Parteimitglieder versammelt fanden. Diese glaubten, daß die Polizei bald in großer Stärke kommen würde, um sie zu verhaften, und es wurde beschlossen, bis zum Äußersten Widerstand zu leisten. Wachen wurden aufgestellt. Als die Nacht hereinbrach, war ich an der Reihe, Posten zu stehen. Ich sollte sofort schießen, wenn sich Autos dem Gasthaus näherten. Das sollte das Signal für die Verteidiger drinnen sein, das Feuer aus den Fenstern zu eröffnen.

Nichts geschah jedoch, und am Morgen erbat ich Urlaub, um in meine Wohnung nach München zurückzukehren. Ich zog nach der nächsten Bahnstation und setzte mich in den Zug. In München ging ich in meiner blutüberströmten Uniform durch die Straßen in meine Wohnung. Es war ein außergewöhnliches Erlebnis, denn die Leute, die mich sahen, klopften mir auf die Schulter oder grüßten mich. Sogar Offiziere der Reichs-

wehr in Uniform grüßten mich. Obwohl unser Versuch fehlgeschlagen war, war die Popularität der Partei in München ebenso groß wie immer.

Einige Tage später wurde ich zur Polizei zitiert und über meinen Anteil an dem Putsch verhört. Ich erzählte ihnen genau, was ich getan hatte, wurde verhaftet und nach Landsberg ins Gefängnis geschickt.

Die Fahne, die ich im Preysing-Palais gelassen hatte, war verschwunden, als ich hinging, um sie zu holen; aber Jahre später wurde sie im Besitz eines Münchner Arztes gefunden, als dieser starb. Er hatte sie offenbar mitgenommen."

Auf diese Weise endete der heute schon historische Münchner Putsch vom 9. November 1923. Ein paar Schüsse hatten den Plan, die Macht in Deutschland zu ergreifen, über den Haufen geworfen. Es schien, als ob die nationalsozialistische Bewegung sich als Fehlschlag erwiesen hatte.

Die Welt außerhalb Münchens nahm nur beiläufig Kenntnis von der ganzen Angelegenheit. Dem Ausland erschien das Geplänkel an der Feldherrnhalle von keiner größeren Bedeutung als die vielen anderen politischen Straßenkämpfe, die eine regelmäßige Erscheinung im deutschen Leben jener Tage waren.

In Wirklichkeit trug es viel dazu bei, den künftigen Ablauf der deutschen Geschichte zu gestalten; denn diese Gewehrsalve überzeugte Hitler davon, daß, so schnell sich der nationalsozialistische Sauerteig auch ausbreitete, die Zeit doch noch nicht reif für eine direkte Aktion war. Wie er Göring nach der Machtübernahme schrieb: „Es war eine harte Notwendigkeit, die uns zwang, so zu han-

deln, wie wir es taten, und eine weise Vorsehung, die uns den Erfolg versagte."

„Ich folgte dem Beispiel Mussolinis zu genau", sagte der Kanzler zwölf Jahre nach dem Ereignis zu mir. „Ich hatte geglaubt, der Münchner Putsch würde der Anfang eines ‚Marsches auf Berlin' sein, der uns geradeswegs zur Macht bringen müßte. Aus meinem Fehlschlag entnahm ich die Lehre, daß jedes Land seinen eigenen Typus und seine eigenen Methoden der nationalen Gesundung entwickeln muß."

Blickt man heute auf die erstaunliche Geschichte der Nationalsozialistischen Partei zurück, so gewinnt man leicht den Eindruck, daß sie automatisch und unvermeidlich so verlief.

Die nationalsozialistische Literatur hat in der Tat schon über die frühen Tage der Bewegung eine Legende gewoben. Nach ihr stand eine kleine Gruppe von Brüdern gleichen Glaubens in einem beständig siegreichen Kampf gegen die üblen Mächte des Kommunismus. Ihr Fortschritt wird so dargestellt, als sei er ganz kontinuierlich und regelmäßig verlaufen. Wir hören nichts von jenen Stimmungen der Verzagtheit und der Entmutigung, die von Zeit zu Zeit sogar die Unerschrockensten unter ihnen ergriffen, wenn sie sich die gewaltigen Hindernisse auf ihrem Wege vor Augen hielten. Vor zehn Jahren hätte keine unparteiische Schätzung der nationalsozialistischen Erfolgsaussichten sie höher angesetzt als die vieler anderer politischer Bewegungen, die mit verschiedenen Methoden ebenfalls den Wiederaufbau in Deutschland anstrebten.

Aber die Nationalsozialisten waren bei weitem der kämpferischeste von diesen Verbänden. Wo andere den

Konflikt vermieden, suchten sie ihn. Sogar bei ihrer früheren zahlenmäßigen Schwäche gingen sie auf die am besten organisierte politische Macht in Deutschland zum Angriff über, auf die Roten.

Unter der Depression nach der Niederlage und ihren Folgen war ein großer Teil der deutschen Arbeiterklasse dem Kommunismus verfallen. Die Vorkriegsregierung hatte sie nur ins Elend geführt. Der Kaiser und die kleineren Fürstlichkeiten, um die sich das patriotische Fühlen der Nation früher kristallisiert hatte, erwarben sich keinen neuen Ruhm während des Krieges und entzogen sich den Folgen der Katastrophe, in die er endete, durch die Flucht. Erbittert über den Zusammenbruch ihrer alten patriotischen Ideale erhoffte sich die Mehrheit der jüngeren Arbeiter Besserung durch den Triumph der Weltrevolution und durch das Sowjetsystem, dessen Versprechen, das Paradies auf Erden zu errichten, sich noch nicht als unerfüllbar erwiesen hatte.

Ein wesentlicher Teil der Nation stand so im stärksten Gegensatz zu den Nationalsozialisten, und das war um so bedrohlicher, weil dieser Teil in den großen Industriegebieten konzentriert war. Berlin, Hamburg und das Ruhrgebiet enthielten große Distrikte mit unerschütterlichen und wilden Roten. Das Bildnis Lenins hing über der Zinktheke jeder Kneipe. Hammer und Sichel waren an allen Ecken auf die Mauern gemalt.

Nur rote Flaggen wehten über diesen bolschewistischen Enklaven. Sie enthielten große Lager von versteckten Waffen, und die meisten ihrer männlichen Einwohner hatten in ihrer Jugend im Kriege gedient.

Wer hätte sich in den ersten Tagen von Hitlers Feld-

zug vorstellen können, daß er das Wunder vollbringen würde, die großen bolschewistischen Garnisonen im Herzen Deutschlands zu bekehren? Zu jener Zeit waren es gerade sie, für die die viel größere Wahrscheinlichkeit bestand, daß sie das Land beherrschen würden. Sie waren organisiert, bewaffnet und bereit. Als Hitler noch ein unbekannter Agitator war, dem nur ein paar hundert Menschen in München zuhörten, konnten die deutschen Kommunisten die größten Säle in Berlin oder an der Ruhr füllen. Ihre Massenversammlungen waren durch fanatischen Enthusiasmus gekennzeichnet, und die Polizei pflegte sich diskret von den Straßen zurückzuziehen, wenn die drohenden Marschsäulen der Roten aufzogen.

Als die Nationalsozialistische Partei bei der Reichstagswahl von 1928 sich auf einem weiteren Felde als München bemerkbar machte, stiegen die kommunistischen Stimmen in Deutschland auf mehr als 10% von allen Stimmberechtigten an. Fügte man zu diesen Extremisten die Sozialdemokraten hinzu, deren Opposition gegen die nationalsozialistischen Lehren ebenso überzeugt, wenn auch nicht so heftig war, so stand fast die Hälfte des deutschen Volkes mit ganzem Herzen geschlossen gegen Hitler und gegen alles, wofür er sich einsetzte, während die Mehrheit des Restes gleichgültig, verachtungsvoll oder skeptisch blieb.

Das politische Evangelium, das er predigte, war so radikal und neu, daß es zunächst viele altüberkommene Interessen zu bedrohen schien. Die Beamten, besonders in den älteren Gruppen, standen zu der republikanischen Regierung. „Sie hängen an ihrem Brotkorb", wie Hitler zu sagen pflegte.

Auch andere nationale Mächte hatten ihre Befürch-

tungen über diese jungen Reformer in München, deren Aktivität Aufmerksamkeit zu erregen begann. Industrielle und Kapitalisten, Fabrikanten und Großhändler mißbilligten die mehr sozialistischen Paragraphen des ursprünglichen nationalsozialistischen Programms, besonders die Punkte über die Nationalisierung der Trusts, der Engroskonzerne und der Warenhäuser. Gutsbesitzer und Bauern sahen eine Bewegung mit Zweifeln an, deren Programm nichts enthielt, was sich auf ihre Bedürfnisse und Interessen bezog.

Zu alledem hatten Hitler und seine Gefährten mit jenem Kastendünkel und sozialen Vorurteil zu kämpfen, das, wenigstens im Vorkriegsdeutschland, sogar noch stärker als in England war. Das vollständige Verschwinden solcher Unterschiede ist einer der schlagendsten Erfolge des Sieges der Nationalsozialisten gewesen. In keinem anderen Lande wurde so viel Gewicht gelegt auf das, was man „Distanzen" zu nennen pflegte, auf die eigentümlichen Beziehungen der Klassen untereinander.

Der Adel, zu dem jeder gehörte, der berechtigt war, ein „von" vor seinen Namen zu setzen, war ein gesellschaftlich völlig in sich abgeschlossener Teil der Bevölkerung, der jeden in Gewerbe oder Handel Tätigen ausschloß mit Ausnahme der ganz reichen Industriellen. Die Offiziersklasse war in gleicher Weise in sich abgeschlossen und bildete eine militärische Unterkaste der Aristokratie.

Im Mittelstand wurde eine scharfe Grenze gezogen zwischen denen, die an einer höheren Schule oder Universität „akademisch gebildet" waren und denen, die es nicht waren. Nur die ersteren konnten in der Armee auf ihre eigenen Kosten als „Einjährig-Freiwillige" dienen und

auf diese Weise das gesellschaftliche Vorrecht genießen, „Reserveoffizier" zu werden. Die Arbeiterklasse war ebenfalls in deutlich abgegrenzte Gruppen geteilt. Der Post- oder Polizeibeamte stand gesellschaftlich über dem Handwerker. Der Facharbeiter sah wieder herab auf den einfachen Handarbeiter.

Diese Klassenschranken waren Hindernisse auf dem Wege zu Hitlers Aufstieg zur Macht. Lange noch, nachdem er der hervorragendste politische Führer des Landes geworden war, pflegte der Reichspräsident Hindenburg verächtlich von ihm als von dem „Gefreiten" zu sprechen. Er war von niederer Abkunft, nicht einmal von deutscher Nationalität, hatte keine Zeugnisse über „akademische Bildung", hatte keine gesellschaftlichen Verbindungen und keinen mächtigen finanziellen Rückhalt —, und dennoch nahm er sich mit dem Glauben, der Berge versetzt, vor, sich zum Herrn Deutschlands zu machen; und er hatte Erfolg damit.

Niemals wurde die Festigkeit dieses Vorsatzes auf eine härtere Probe gestellt als durch den Fehlschlag des Münchener Putsches. Seine Führer wurden gefangengesetzt oder mußten über die Grenze fliehen. Die Organisation und ihre Uniform wurde verboten. Nach aller Wahrscheinlichkeit würde man niemals wieder etwas von den Nationalsozialisten hören.

Hitler selbst versank zunächst, nachdem er drei Tage nach dem Putsch in der Villa Hanfstaengl verhaftet worden war, in düstere Verzweiflung. Vor Kahr und den anderen, die er durch Gewalt zur Mitarbeit zu bringen versucht hatte und die ihn dann im Stich ließen,

hatte er erklärt, daß er sich bei einem Fehlschlag erschießen würde. Der Gedanke an Selbstmord war noch in ihm lebendig, als er auf die Festung Landsberg gebracht wurde, um hier seinen Prozeß abzuwarten. Er erwog einen Hungerstreik ähnlich jenem, durch den der Lord-Mayor von Cork sein Leben ungefähr zwölf Monate vorher beendet hatte.

Aber diese Stimmung verging bald, denn Hitler erkannte, daß die Anklage auf Hochverrat, gegen die er, Ludendorff, Röhm und andere sich jetzt zu verteidigen hatten, eine bessere Plattform abgeben würde, als er jemals vorher gehabt hatte, um den Nationalsozialismus zu predigen.

Der Prozeß erwies sich als wenig mehr als eine öffentliche Debatte über die nationalsozialistische Bewegung. Er dauerte mehrere Wochen. Von Anfang an war es klar, daß die Parteiführer keine schwere Strafe erhalten würden, sogar wenn das damals die Praxis des republikanischen Deutschlands gewesen wäre. Es waren zu viele prominente Leute kompromittiert. Die nationalsozialistischen Führer hätten, wenn sie sich selbst in Gefahr fühlten, Enthüllungen machen können, die für das republikanische Regime vernichtend gewesen wären. Es war ein kluger Gedanke von dem Gerichtshof, Milde zu zeigen. Bei dem Prozeß verteidigte Hitler mannhaft seine Sache, und als man den Versuch machte, ihn als von persönlichem Ehrgeiz getrieben hinzustellen, erwiderte er, daß der einzige Titel, nach dem er strebe, der eines „Vernichters des Marxismus" sei. „Was mich selbst anbetrifft", erklärte er, „so wünsche ich nichts mehr zu sein als der Trommler des Dritten Reiches."

Hitler wurde zu fünf Jahren Festungshaft in Landsberg verurteilt. Ludendorff versuchte, ungeachtet seines Anteils an dem Putsch, in dem Prozeß sich von Hitler zu trennen. Die Achtung vor seinen Verdiensten in der Vergangenheit führte zu seiner Freisprechung.

Hätte Hitler seine vollen fünf Jahre Haft absitzen müssen, so wäre die Partei vernichtet worden. Aber die Kraft des Nationalsozialismus stieg in Deutschland. Die öffentliche Sympathie mit Hitlers patriotischen Beweggründen wirkte zugunsten eines Straferlasses.

Hitler wurde nach nur neun Monaten leichter Haft, die sich an vier Monate Untersuchungshaft anschloß, freigelassen. Ein Dutzend seiner Parteifreunde waren mit ihm in Haft. Sie pflegten auf dem Festungshof allerhand Sport zu organisieren.

Hitler hatte ein komfortables Zimmer. Die Gitter vor seinen Fenstern, die den Blick über eine weite Strecke des Landes freigaben, waren das einzige, was daran erinnerte, daß es eine Zelle war. Er konnte Bücher und Zeitungen haben und Besuche seiner Freunde empfangen. Bewunderer brachten ihm Früchte und Blumen, in denen bisweilen sogar Weinflaschen verborgen waren, denn Hitler war damals noch nicht Antialkoholiker. An seinem Geburtstag im April sah sein Quartier nach einer Beschreibung „wie ein Gewächshaus" aus.

Diese Zurückgezogenheit von der Welt war genau das, was Hitler in jenem Stadium seiner politischen Entwicklung brauchte. Sie gab ihm eine Gelegenheit, seine Pläne zu überprüfen und neu aufzuziehen. Er hatte Zeit, über Irrtümer in der Vergangenheit nachzudenken.

Die anderen festgesetzten Nationalsozialisten ermutigten ihren Führer, seine Muße zu benutzen, um ein Buch

über seine Lehren zu verfassen. Der größte Teil von „Mein Kampf" wurde in Landsberg geschrieben. Das Manuskript dieses Buches, das heute eins der wertvollsten von einem modernen Autor sein muß, schenkte Hitler Frau Bechstein, der Frau des Pianofabrikanten, einer älteren Dame, die ihn wie ihren eigenen Sohn behandelte. Sie besuchte ihn häufig im Gefängnis, angeblich, um seine Grammophonplatten auszutauschen, aber in Wirklichkeit, um das, was er geschrieben hatte, herauszuschmuggeln. Die Bechsteins sind die einzigen Leute in Deutschland, die Hitler mit einem Spitznamen anreden. Sie nennen ihn „Wolff", welchen Namen sie anzuwenden pflegten, wenn sie am Telefon über ihn sprachen.

Das Fehlen Hitlers in der Führung bewies in jeder Weise, daß er für die nationalsozialistische Bewegung nicht zu ersetzen war. Ludendorff und Gregor Strasser versuchten ihre Mitglieder zusammenzuhalten, aber mit nur geringem Erfolg. Die Saat, die Hitler gesät hatte, erhielt sich zwar in den Köpfen vieler Leute, aber der Strom seiner Beredsamkeit war nötig, um sie zum Sprießen zu bringen.

Versammlungen und Propaganda hörten fast gänzlich auf, und indessen gewann die republikanische Regierung an Popularität und Macht infolge der Räumung des Ruhrgebietes durch die Franzosen und der Stabilisierung der Währung nach dem Alpdruck der Inflation.

„Es wird mich fünf Jahre kosten, wenn ich hier herauskomme, um die Dinge wieder in Schwung zu bringen", sagte Hitler zu Heß.

Als er Weihnachten 1924 freigelassen wurde, lag Hit-

lers Werk in Trümmern. Das einzige Geld, das er auf der Welt hatte, waren 700 Mark, die Einnahmen aus dem Verkauf einer Broschüre, die seine Rede bei dem Prozeß enthielt. Aber er fühlte eine mystische Überzeugung, daß er beim Wiederaufbau der nationalsozialistischen Bewegung mit nichts anfangen müsse. Seine erste Handlung war also, daß er die 700 Mark unter den mittellosen Mitgliedern seiner Partei verteilte. Dann begann er seine politische Laufbahn ohne einen Pfennig aufs neue.

Wenn er in der Stimmung für Erinnerungen ist, erzählt Hitler allerlei Geschichten aus diesen Kampftagen, in denen sein einziges äußeres Aktivum sein Name war. Sein Selbstvertrauen verschaffte ihm jedoch bald die Hilfsmittel, die ihm fehlten. Ein Auto wurde unbedingt gebraucht. Hitler hatte kaum genug Geld, um Benzin zu kaufen. Aber er überredete einen Sympathisierenden, ihm für wenige Stunden einen prächtigen neuen Wagen zu leihen. In diesem Wagen fuhr er nach dem Ausstellungsraum einer Automobilfirma.

„Der Partei geht es jetzt großartig", erklärte er. „Sie sehen, ich habe mir einen ausgezeichneten Wagen zugelegt. Ich werde bald noch einen brauchen, und ich habe wohl Lust, nächstens einen von Ihnen zu kaufen. Wenn Sie mir einen zur Probe überlassen, damit ich sehe, ob er mir gefällt, gebe ich Ihnen vielleicht den Auftrag."

Er benutzte die Probefahrt, um frühere Mitglieder zu besuchen, und er brachte genug Geld zusammen, um eine Anzahlung auf den Wagen zu leisten; die Sonderzuwendungen, die er jetzt mit dem Wagen sammeln konnte, schafften bald den Rest.

Aber sorgenvolle Zeiten lagen noch vor ihm. Glücklich sind die heute, die ihm in diesen schweren Tagen halfen. Heinrich Hoffmann war ein kleiner Fotograf in München. Sein Laden lag in der Nähe des nationalsozialistischen Parteibüros, und er lud Hitler bisweilen zu einer Tasse Kaffee ein. In den früheren Stadien seines Kampfes weigerte Hitler sich, fotografiert zu werden. Er glaubte, es läge im Interesse seiner Propaganda, daß wohl sein Name allgemein bekannt würde, aber seine Erscheinung mysteriös blieb. Wenn er öffentlich sprach, wurden zwei oder drei seiner Gefolgsleute abkommandiert, um die Fotografen daran zu hindern, ein Bild von ihm aufzunehmen. Aber da Hoffmann sein Freund war, bestimmte Hitler ihn später zum einzigen Fotografen der nationalsozialistischen Bewegung und verlieh ihm den klangvollen Titel „Reichsbildberichterstatter". Seit der Machtübernahme hat sich dieses Monopol als äußerst wertvoll erwiesen. Der Verkauf von Pressefotografien und Bildpostkarten hat Heinrich Hoffmann zum Millionär gemacht. Der kurznackige, quadratschultrige kleine Mann ist eine auffallende Erscheinung bei jeder großen nationalsozialistischen Veranstaltung, auf der er hin und her rennt in SA.-Rock und schwarzen Hosen und seinen Führer und Wohltäter von jedem nur möglichen Blickpunkt aus fotografiert. Er reist überallhin mit Hitlers persönlichem Stab. Seine Tochter Jenny ist mit Baldur von Schirach, dem Reichsjugendführer, verheiratet.

Hoffmann machte auch, ohne es zu wissen, die erste Fotografie, die jemals von Hitler bei einer öffentlichen Gelegenheit angefertigt wurde. Als am 2. August 1914 in Deutschland der Krieg erklärt wurde, stand Hoffmann auf den Stufen der Feldherrnhalle und fotografierte die

jubelnden Massen. Zwölf Jahre später fand er bei der Durchsicht seines Lagers alter Bilder eine Aufnahme, die er an jenem historischen Tage gemacht hatte. Wie er sie genau ansah, fiel sein Blick auf ein Gesicht mitten in der Menge. Er machte eine Vergrößerung von dem Bild und brachte sie Hitler.

„Können Sie hierauf irgend jemand sehen, den Sie kennen?" fragte er. Hitler prüfte die Fotografie genau, und plötzlich rief er aus: „Was, das bin ja ich!" Und in der Tat, er war es, deutlich erkennbar in der sich drängenden Menge, ein unbekannter Mann, der sich wenig davon träumen ließ, daß die Ereignisse jenes Tages ihn schließlich zu der Herrschaft über das Land führen sollten, in dem er damals nur ein unbekannter, fremder Gast war.

Zwei Monate nach seiner Freilassung aus der Haft war Hitler in der Lage, die Neugründung der „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei" zu proklamieren. Er tat das am 27. Februar 1925 in demselben Bürgerbräukeller, der den Anfang des unseligen Putsches gesehen hatte.

Die Neugründung brachte die Gelegenheit mit sich, die Mitgliederschaft der Partei zu überprüfen und Hitlers oberste Befehlsgewalt zu befestigen.

Jedes frühere Mitglied mußte erneut seine Zulassung beantragen, und es wurde kein neues Mitglied aufgenommen, bevor es von der Zentrale in München bestätigt war.

Die bayrische Regierung bedauerte ihre Milde zu spät und verbot Hitler jetzt alle öffentlichen Reden. Diesem Beispiel folgten Preußen und einige andere deutsche Regierungen. Einige Jahre hindurch konnte er öffentliche

Reden nur in Thüringen, Württemberg, Mecklenburg und Braunschweig halten. In anderen Landesteilen mußte er sich damit begnügen, auf der Rednertribüne zu erscheinen. Doch auch seine schweigende Anwesenheit genügte in diesen Fällen, um Szenen größerer Begeisterung heraufzubeschwören, als irgendein anderer politischer Führer erwecken konnte. Denn die nationalsozialistische Bewegung erschien den ganz verzagten Deutschen wie eine Offenbarung, auf die sie lange gewartet hatten.

Es war etwas Magisches in seinem Appell an den nationalen Stolz. Jahrelang war dieses große Land, das den Gefahren des Krieges und der schweren Not der Blockade mit Mut entgegengetreten war, in tiefste Verzweiflung versunken. Die Deutschen hatten das Vertrauen auf sich selbst, auf ihre Führer und ihre Einrichtungen verloren. Die Nation war von dem ständigen finanziellen Frondienst der Reparationen bedroht. Ihre Bürger, die während des größten Teiles des Krieges erwartet hatten, daß das Land als die größte Macht Europas mit großem Land- und Prestigegewinn aus ihm hervorgehen würde, fanden sich statt dessen der Gnade der Sieger ausgeliefert.

Gebietsabtretungen an allen Grenzen und Unterwerfung unter erniedrigende Beschränkung und Kontrolle hatten Deutschland zu einem Gefangenen und einem Paria unter den freien Nationen Europas gemacht.

Als die Niedergeschlagenheit noch erhöht wurde durch die französische Besetzung des Ruhrgebietes, wo schwarze Senegalesen deutschen Männern und Frauen Befehle zubrüllten, und durch die Inflation, die die Ersparnisse zunichte machte und Millionen in unverdiente und unverstandene Armut stürzte, begann sich schließlich eine

neue Stimme in Deutschland Gehör zu verschaffen. Über dem Sumpf der Verzweiflung ertönte ein neuer Hoffnungsklang. „Nicht Ihr Deutschen", erklärte Hitler, „seid verantwortlich für Euer Elend. Ihr seid das Opfer internationaler jüdischer Finanzleute und jener verräterischen Angehörigen Eurer eigenen Rasse, die versuchen, Euch an die Weltrevolutionäre Moskaus zu versklaven. Befreit Euch selbst von diesen üblen Elementen! Brennt den Krebsschaden in Eurer Mitte aus! Schließt Euch mir an, und wir machen Deutschland wieder stark!"

Es gab kein Programm und keine Politik, die unter Hitlers Gefolgsleuten Meinungsverschiedenheiten hätten hervorrufen können. Die nationalsozialistische Bewegung war ein Kreuzzug gegen Juden und Kommunisten. Und wie ein Kreuzzug war sie sowohl mystisch wie kriegerisch. Das patriotische Fühlen des Landes, dessen alte Führer verschwunden oder in Mißkredit geraten waren, sammelte sich wieder um Adolf Hitler. Mit sicherem Instinkt befriedigte er jenen Geschmack an Aufzügen, der dem deutschen Charakter tief eingeprägt ist. Flaggen, Banner, Abzeichen, disziplinierte Aufmärsche und vor allem Uniformen — in einem Lande, das diese liebte, aber verloren hatte — überzeugten die Herzen des deutschen Volkes noch vor seinen Köpfen. In den gut gedrillten Marschsäulen der SA., in denen sich ein Wald von kräftigen, wenn auch noch leeren Händen unter heiseren Heil-Hitler-Rufen erhob, sahen sie ein Symbol des wiedererstandenen Deutschlands ihrer Träume.

Langsam zunächst, aber beständig wuchs die neugeborene Nationalsozialistische Partei. Am Ende des ersten Jahres waren es 27 000 Mitglieder, zwölf Monate später, im

Dezember 1926, waren es 50000, im Dezember 1927 72000, am Ende 1928 108000.

Diese „ersten hunderttausend" Parteimitglieder sind eine bevorrechtigte Klasse in Deutschland. Sie tragen ein goldenes Abzeichen, das andere, die erst später, nachdem die schweren Tage vorüber waren, hinzutraten, nur durch ganz besonders auffallende Verdienste erringen können.

Die rapide Ausdehnung der Partei zeigt sich in folgenden Mitgliederzahlen, die wir einer offiziellen Quelle entnehmen:

Ende 1929	176426
Ende 1930	389000
Ende 1931	806294
Ende 1932	1414975

Als Hitler Kanzler wurde, wurde die Parteimitgliedschaft gesperrt, ausgenommen für junge Rekruten, die Mitglieder der Jugendorganisation der Bewegung gewesen sind.

Heute ist die Zulassung zur Partei für Erwachsene ein seltenes Vorrecht.

Die Ausdehmng der nationalsozialistischen Bewegung erforderte bald eine Organisation von nationalem Ausmaße.

Das Land wurde in 37 Gaue oder Bezirke eingeteilt, jeweils mit einem örtlichen Führer an der Spitze, der Hitler direkt verantwortlich ist.

„Die Straßen erobern" war sein Leitsatz von Beginn an gewesen, und handfeste Gestalten in braunen Hemden und schwarzen Breeches fielen bald in jeder Stadt und jedem Dorf auf. Das Rasseln ihrer Sammelbüchsen

wurde zu einem vertrauten Klang für deutsche Ohren, und der Verkauf des „Völkischen Beobachters" erbrachte dank ihren Anstrengungen wesentliche Einnahmen.

Der SA wurden neue Parteiformationen hinzugefügt. Eine auserlesene Truppe von mehr militärischem Charakter, die SS, die völlig in schwarze Uniform gekleidet ist, mit einem Totenkopfabzeichen und dem Wahlspruch „Meine Ehre ist Treue", wurde aus der „inneren Garde" der Bewegung zusammengestellt. Die „Hitler-Jugend", das „Jungvolk" und der „BDM" wurden ins Leben gerufen, um die Kinder der Parteimitglieder in den Parteigrundsätzen zu schulen und einen festen Stamm künftiger Gefolgsleute vorzubereiten.

Zu diesen Formationen ist noch, nachdem die Partei zur Macht gekommen ist, eine Elitetruppe hinzugekommen: die „Leibstandarte Hitler", eine persönliche Leibwache.

Diese Truppe könnte man als die „Household-Brigade" Deutschlands bezeichnen. Sie zählt 10000 Mann und ist über vier Hauptgarnisonen verteilt. Ihr Hauptstandort ist die frühere Kadettenanstalt in Groß-Lichterfelde, einem Vorort Berlins. Andere Abteilungen liegen in München, Hamburg und Soltau.

Keine andere Truppe in der Welt ist so sorgfältig ausgewählt wie die Leibstandarte. Ihre Altersgrenze liegt zwischen 18 und 22 Jahren, und die Mindestgröße beträgt 1,80 m. Physisch, rassisch — sogar ästhetisch — muß ein Angehöriger der „Leibstandarte Hitler" vollkommen einwandfrei sein. Die Familiengeschichte jedes Anwärters wird nachgeprüft, um sicher zu gehen, daß er unvermischtes nordisches Blut hat. Jeder körperliche Mangel bei

Eltern oder Großeltern ist ein Hindernis für die Annahme, sogar wenn diese Mängel keine Spuren bei dem Anwärter hinterlassen haben.

Wenn er sowohl vor dem Arzt wie vor dem Genealogen bestanden hat, muß der Rekrut vor einer „Rassenkommission" erscheinen, die diejenigen zurückweist, deren Erscheinung, auch wenn sie körperlich gesund sind und der rassische Ursprung unverfälscht ist, nicht den „reinen germanischen Typ" darstellt.

Fünftes Kapitel

Der Aufstieg zur Macht

Die finanziellen Schwierigkeiten für die nationalsozialistische Bewegung dauerten, obwohl sie sehr ernsthaft waren, als Hitler nach seiner Freilassung aus Landsberg den Neuaufbau der Partei begann, nicht lange. Jedes neue Mitglied mußte eine Beitrittsgebühr entsprechend seinen Mitteln bezahlen, und der Mindestmitgliedsbeitrag für einen Monat betrug RM. 1,—. Der Verkauf der Uniformen und der Abzeichen wurde auf gewinnbringender Basis organisiert, und auch die Einnahmen des „V. B." und einer beständig anwachsenden Reihe kleinerer Veröffentlichungen trugen dazu bei, die steigenden Ausgaben der Parteizentrale zu bestreiten.

Hitler selbst war eine beständige Einkommensquelle, denn wenn er als Redner in einem großen Saal wie dem „Berliner Sportpalast" angekündigt war, konnte man mühelos 10000 Eintrittskarten verkaufen, und dennoch blieb die Nachfrage nicht voll befriedigt. Sowie die Partei an Anhängern und Einfluß gewann, zog sie auch neue Hilfskräfte an sich. Deutschland hatte mit dem Bolschewismus so grimmige Erfahrungen gemacht, daß nicht nur reiche Kapitalisten, sondern auch kleine Eigentümer Interesse daran hatten, eine politische Bewegung zu unterstützen, die die Vernichtung des Kommunismus als die Hauptsäule ihres Programms betrachtete. Auf Zuwendungen bayrischer Industrieller folgten Beiträge der Unternehmer aus dem ganzen Lande, die sich klar darüber waren, daß es klug sei, den russischen Subsidien für die Roten in Deutschland Mittel entgegenzusetzen.

Und doch wurden im Verhältnis zu den zunehmenden Einnahmen auch die Ausgaben immer größer. Erst im Januar 1932 fand man eine wesentliche Hilfsquelle, als Hitler mit den führenden Fabrikanten des Rheinlandes unter dem Vorsitz des Stahlkönigs Fritz Thyssen im Parkhotel in Düsseldorf zusammenkam. 600 kritische Geschäftsleute versammelten sich um 7 Uhr. Hitler sollte hier eine Stunde sprechen, und er hatte darum gebeten, daß während dieser Zeit nicht geraucht würde. Seine Rede dauerte zwei Stunden und 35 Minuten. Und dennoch bereiteten am Ende dieser Rede seine Zuhörer, die nicht rauchen und nicht essen konnten, ihm einen begeisterten Beifallssturm, und Thyssen sprang auf, pries ihn als den Retter Deutschlands und verkündete seine Absicht, in die Nationalsozialistische Partei einzutreten.

Obwohl diese frühen Tage der Partei sorgenvoll genug waren, hatte Hitler keinen Zweifel an seinem endgültigen Triumph. Selbstvertrauen und die Fähigkeit, abwarten zu können, waren die Geheimnisse seines Erfolges.

Gelegentlich sprach er aus: „Vielleicht ist es unser Schicksal, nur den Weg vorzubereiten. Vielleicht sind wir dazu bestimmt, nicht für uns selbst etwas aufzubauen, sondern nur für die Zukunft." Oder bei einer anderen Gelegenheit: „Vielleicht brauchen wir zwanzig oder hundert Jahre, um unsere Ideen zu verwirklichen. Vielleicht müssen alle, die diese Ideen vertreten, sterben, bevor sie sie durchsetzen, aber was bedeutet das Leben eines Menschen in der Entwicklung einer Nation oder gar der Menschheit?"

Niemals ist die Machtübernahme einer Partei vollständiger vorbereitet worden als durch die National-

sozialisten während der acht Jahre zwischen Hitlers Freilassung aus Landsberg und seiner Berufung zur Kanzlerschaft. Ihr Kampf war in keiner Weise auf Reden und Propaganda beschränkt, obwohl diese beiden Aufgaben in ständig zunehmendem Maße betont wurden. Mit der deutschen Begeisterung für Organisation breitete sich der Aufbau der nationalsozialistischen Bewegung aus und erfaßte alle Teile des Landes, bis sie wirklich eine „Geheimregierung" wurde.

Diese Geheimregierung hatte ihr „Kabinett", das aus Hitler und seinen nächsten Ratgebern bestand, ihre politische Unterabteilung mit weiteren Dienststellen, die sich allmählich über das ganze Land ausbreiteten, dazu eine Presse- und eine Propagandaorganisation und besondere Ämter, die sich mit Arbeiterfragen, Landwirtschaftsproblemen und Finanzangelegenheiten befaßten.

Es gab auch technische Korps für die Fragen des Auto- und Luftverkehrs der Partei, dazu Beschaffungsämter, die umfassende Verträge für Uniformen, Flaggen und Parteiausrüstungen abschlossen, und einen Unterstützungsfonds für die Angehörigen von Mitgliedern, die bei Zusammenstößen mit den Kommunisten getötet oder verwundet wurden. Eine Rechtsstelle führte die Prozesse, in die die Partei häufig verwickelt wurde, und schließlich wurde das Kriegsministerium einer wirklichen Regierung durch die SA. und die SS vertreten, die nach militärischen Grundsätzen organisiert wurden.

Das Hauptquartier der Nationalsozialistischen Partei ist das Braune Haus in München, das von Hitler, als er noch manche Jahre von der Macht entfernt war, mit aller geräumigen Würde eines Regierungspalastes ausgestattet wurde. In der Vorhalle dieses Gebäudes hän-

gen als geheiligte Trophäen die Fahnen, die bei den berühmten Straßenkämpfen vorangetragen worden sind. Die am meisten gehegte Fahne von allen ist die „Blutfahne", die an der Spitze des Putschmarsches am 9. November 1923 wehte. Dieses Banner ist das Palladium der Nationalsozialisten geworden. Es begleitet Hitler bei allen Staatsangelegenheiten und wird mit einer Verehrung behandelt, wie man sie einer heiligen Reliquie schuldet. Beim Parteitag in Nürnberg weiht der Kanzler jedes Jahr im September die Standarten der neugebildeten Ortsgruppen in einer feierlichen Handlung, bei der er die Falten der „Blutfahne" mit einer Hand ergreift, während er die andere auf die neue Fahne legt.

Ein besonderes Kennzeichen im Braunen Hause ist ein imposantes Besprechungszimmer. Es enthält auch eine riesige Kartei über die Abstammung, den Charakter und die Laufbahn jedes Parteimitgliedes. Hitlers Arbeitsraum in diesem Gebäude ist im modernen Stil und ganz einfach gehalten. Sein einziger Schmuck besteht aus zwei Porträts Friedrichs des Großen, seiner Totenmaske, die an der Wand hängen, und einer Bronzebüste Mussolinis auf einem Sockel.

Die Erfahrungen aus dieser riesigen Organisation setzten Hitler in den Stand, als er die Macht übernahm, seine Hand auf erprobte und vertrauenswürdige Parteimitglieder zu legen, die an administrative Arbeit gewöhnt waren. Überdies stand ihm die ausgezeichnet disziplinierte deutsche Bürokratie zur Verfügung. Sie setzte ihre Arbeit unter den neuen nationalsozialistischen Führern mit der gleichen Treue fort, die sie deren Vorgängern bewiesen hatte.

Foto Hoffmann

Der unbekannte Freiwillige „Adolf Hitler“

Aber dem Fortschritt der Nationalsozialistischen Partei setzte sich, so schnell und sicher er sich auch vollzog, ein heftiger Widerstand entgegen. Die Kommunisten, besonders in den großen Städten, wo sie ihre zahlenmäßige Überlegenheit angriffslustig machte, traten dem Anwachsen der Hitlerbewegung mit einem Terrorfeldzug entgegen. „Schlagt die Nazis nieder, wo ihr sie trefft!" rasten die roten Agitatoren.

Tausende von Nationalsozialisten wurden jedes Jahr bei den Kämpfen mit den Kommunisten verwundet. Die Hilfsorganisation der Partei berichtete, daß 200 Parteimitglieder in dem heimlichen Bürgerkrieg in den zehn Jahren vor Hitlers Machtübernahme getötet wurden.

Terror und Gegenterror paarten sich während Hitlers Feldzug für die Bekehrung Deutschlands. Junge Braunhemden wurden oft nachts von einer Horde von Roten angegriffen. Die Leichname junger Nationalsozialisten, die erstochen oder zusammengeschossen waren, trieben ihre Kameraden zu dem erbitterten Entschluß, Repressalien durchzuführen. Die Wildheit auf beiden Seiten wurde immer größer, bis die Nationalsozialisten an die Regierung kamen und es zu gefährlich wurde, sich an ihnen zu vergreifen.

Bestimmte Ereignisse, die der nationalsozialistischen Bewegung entgegen zu sein schienen, wirkten indirekt zu ihren Gunsten.

Wir wissen noch alle von einem Professor, der seitdem in Oxford Vorlesungen hält und dessen Name aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwunden ist. Doch im Jahre 1930 half er unwissentlich als deutscher Reichskanzler Hitler den Weg bereiten.

Heinrich Brüning, ein neuer Führer der katholischen

Zentrumspartei, wurde vom Reichspräsidenten Hindenburg berufen, das erste Kabinett nach dem Verschwinden der Sozialdemokraten aus der Regierung zu bilden. Seine Aufgabe erwies sich sogar als noch schwieriger, als es nach der Weltdepression schon schien, die im vorhergehenden Herbst eingesetzt hatte und langsam ihren Würgegriff an den Hals von ganz Europa verstärkte.

Brünings Vorschläge, neue Steuern zu erheben, um der finanziellen Not zu begegnen, wurden abgelehnt, und er machte den Weg frei für Hitlers ersten großen Wahlerfolg, indem er Hindenburg veranlaßte, für den 14. September 1930 eine Neuwahl zum Reichstag auszuschreiben.

Der Wahlfeldzug dauerte acht Wochen. Die Zahl der Wahlversammlungen, die die Nationalsozialisten abhielten, betrug 34000. Hitler selbst reiste Tag und Nacht durch das Land, im Flugzeug oder im Auto, und rang mit einer leidenschaftlichen Beredsamkeit, die seine Zuhörer zu fanatischer Begeisterung erhob, um Unterstützung.

Zu dieser Zeit erhielt seine Sache einen wertvollen und einflußreichen Helfer in Dr. Schacht, dessen scharfer Verstand begriff, daß man die Nationalsozialisten nicht länger von der Regierung fernhalten konnte.

Das Ergebnis der Wahl vom September 1930, die auf Brünings Forderung zustande gekommen war, war, daß die Nationalsozialisten von einem Dutzend Sitzen im Reichstag zu 107 Sitzen gelangten. Damit waren sie die zweitstärkste parlamentarische Partei.

Das Ergebnis überraschte nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt. Das war eine Flammenschrift an der Wand. Mehr als zehn Jahre der Uneinigkeit und Niedergeschlagenheit hatten das deutsche Volk schwach

gesehen. Jetzt hatte es eine neue und mächtige Bewegung mit einem aggressiv nationalistischen und aufbauenden Glauben aus sich heraus erzeugt. Viele europäische Länder und darüber hinaus die linken und Mittelparteien Deutschlands überlief ein Schaudern bei der Vorstellung, daß der Führer der Braunhemden, dessen rasende Reden und pseudomilitärischen Aufmärsche sie belächelt hatten, in Zukunft ein ernsthafter Wettbewerber um die Kanzlerschaft sein sollte.

Ihre Unruhe wurde noch größer, als Hitler zehn Tage nach der Wahl in einer Rede vor dem Reichsgericht in Leipzig, in der er für drei junge Reichswehroffiziere, denen man nationalsozialistische Propaganda in der Armee nachgesagt hatte, eintrat, über seine zukünftige Regierungspolitik zornbebend erklärte:

„In zehn Jahren ist unsere Bewegung die zweitstärkste Partei in Deutschland geworden. In drei Jahren wird sie die stärkste Partei sein, und schließlich wird sie in Zukunft von 35 Millionen von den 40 Millionen Stimmberechtigten unterstützt werden."

Dann folgte eine drohende Bemerkung: „Wenn ich zur Macht komme, dann wird ein nationalsozialistischer oberster Gerichtshof eingerichtet werden. Dann werden die Verbrechen des November 1918 gerächt werden. Dann werden Köpfe rollen!"

Mit dieser erbarmungslosen Partei voll Selbstvertrauen mußte sich schon bald der Kanzler Dr. Brüning im Reichstag auseinandersetzen. Er mußte eine Politik einschlagen, die die öffentliche Meinung auf Annahme nationalsozialistischer Methoden vorbereitete.

Als die Darmstädter Bank am 13. Juni 1931 zusam-

menbrach, ging Brüning, obwohl er seiner Laufbahn, seinem Charakter und seiner Erscheinung nach eher wie ein Priester als wie ein Politiker aussah, dazu über, autoritäre Methoden anzuwenden, wie sie von der Nationalsozialistischen Partei befürwortet wurden.

Er setzte sich der finanziellen Not mit kurzen, peremptorischen Dekreten entgegen, die er auf eine bisher unbenutzte Klausel der Weimarer Verfassung gründete. Die Börse wurde geschlossen, die Banken wurden suspendiert, der Bargeldverkehr wurde eingeschränkt, die Ausfuhr von Gold unter Androhung von Gefängnisstrafe verboten und die Einfuhr beschränkt.

Maßnahmen der Art führten zwar dazu, daß Brüning noch weiterhin im Amt blieb, aber sie zeigten auch, daß das deutsche Volk einen energischen Führer wünschte. Je energischer Brüning handelte, um so populärer wurde er. Obwohl die Kommunisten wie die Nationalsozialisten gegen ihn waren, gewann er eine Zweidrittelmajorität in einer Volksabstimmung über seine Politik in Preußen. Hätte er wie Hitler in enger Berührung mit dem Volke gestanden, so wäre es möglich gewesen, daß Dr. Brüning das nationalsozialistische Regime vorweggenommen und eine gemäßigtere Diktatur nach seiner eigenen Auffassung errichtet hätte. Aber Brüning hatte keine Berührung mit dem Volk. Er wirkte immer im luftleeren Raum.

Obwohl Hitler bei der Reichstagswahl gut abgeschnitten hatte, blieb doch die Kanzlerschaft seinem Zugriff entzogen. Er war jedoch imstande, dem Wahlerfolg seine Aufstellung für den höchsten Posten als Präsident der Republik folgen zu lassen. Im Frühjahr 1932 lief Hindenburgs siebenjährige Amtszeit ab, und zur Überraschung

Deutschlands und zur Empörung des Feldmarschalls ließ Hitler sich als Kandidaten aufstellen. Hätte er dies Amt erreichen können, so hätte es ihm die Kontrolle über die Reichswehr und über das Parlament verschafft. Er mußte zunächst das Hindernis seiner österreichischen Nationalität überwinden. Das war leicht; denn die Nationalsozialisten hatten die Mehrheit in der Gesetzgebung mehrerer kleinerer deutscher Staaten, und in Thüringen und Braunschweig hatten sie bereits die Regierung in der Hand. Es genügte für Hitler, daß er sich selbst zum nominellen Attaché des Staates Braunschweig bei der Berliner Gesandtschaft ernannte, um deutscher Staatsbürger zu werden.

Er stellte einen gefährlichen Gegner für den alten Generalfeldmarschall dar, dem es nicht gelang, bei der ersten Präsidentenwahl die erforderliche absolute Stimmenmehrheit zu erreichen. Hitler war der zweite auf der Liste von fünf Kandidaten; er erhielt elf Millionen Stimmen gegenüber achtzehn Millionen für Hindenburg.

Beim zweiten Wahlgang konnte Hindenburg seine Stimmenzahl hinreichend vermehren, um sein Amt zu behalten, aber Hitlers Stimmenzahl stieg auch noch um zwei Millionen.

Dieser Wahlfeldzug offenbarte Hitlers Unbesieglichkeit als Prophet der Masse. Seine unaufhörlichen Reisen von Versammlung zu Versammlung wurden stets und unter allen Wetterbedingungen mit dem Flugzeug unternommen.

Einmal hatte er eine Notlandung und kam 6½ Stunden zu spät nach Stralsund, wo er in einer Freiluftversammlung vor 40000 Leuten erst um 2,30 Uhr in der

Nacht statt um 8 Uhr abends reden konnte. Es fiel den ganzen Abend strömender Regen, doch die ungeheure Menge der Zuhörer wartete geduldig, obwohl sie bis auf die Knochen naß waren, auf ihn. Er sprach bis 4 Uhr nachts, und die Versammlung, immer noch begeistert, löste sich erst kurz vor dem Morgengrauen auf.

Hitlers Laufbahn hätte fast während eines anderen dieser Flüge ihr Ende gefunden. Wäre ihm nicht eine jener Eingebungen gekommen, die sooft für ihn entschieden, so wäre sein Schicksal vielleicht dauernd in Geheimnis gehüllt worden, und die Geschichte Europas hätte einen anderen Verlauf genommen.

Hitler war in einer großen dreimotorigen Junkers-Maschine aufgestiegen, die er von der Lufthansa gemietet hatte, um von Stettin westlich an der Ostseeküste entlang nach Hamburg zu fliegen. Das Wetter wurde bewölkt, als die Maschine sich der Halbinsel Schleswig-Holstein näherte, die die Ostsee von der Nordsee trennt. In diesen Tagen gab es noch keine Funksteuerung außer auf dem Flughafen Tempelhof in Berlin. Und der Pilot mußte nach dem Kompaß und der Gissung fliegen.

Die Zeit verlief, die Männer aus Hitlers Stab, die fröstelnd hinter ihm in der kalten Kabine des Flugzeuges saßen, begannen nach den Uhren zu sehen. Sicherlich mußten sie kurz vor dem Ende ihrer Reise stehen. Draußen verbarg der feuchte, graue Vorhang des Ostseenebels alles außerhalb der Flügelspitzen der Maschine. Pilot und Passagiere strengten ihre Augen gleichermaßen vergeblich an, um irgendeinen Riß in der Wolkenbank wahrzunehmen, durch den sie einen Blick auf den Erdboden unten erhaschen und ihre Lage feststellen konnten.

Das Flugzeug dröhnte immer weiter durch die verwir-

rende, bleifarbene, dicke Luft, und schließlich wurde das Unbehagen zur Besorgtheit. Hitler schaute ruhelos auf seine goldene Uhr, die er an einem schwarzen Seidenband trägt. Schließlich kritzelte er auf ein Blatt Papier: „Wieviel Benzin noch?“ Und steckte den Zettel durch die schmale Tür dem Piloten zu.

Er kam einen Augenblick später mit den Worten zurück: „Für eine halbe Stunde.“ Hitler stand auf und steckte seinen Kopf durch die Öffnung hinter der Gestalt, die im Sturzhelm und mit Schutzbrille an der Steuersäule saß.

„Wo, glauben Sie, sind wir?“ schrie er in das Dröhnen der Motoren.

„Wir müssen zwischen Lübeck und Hamburg sein.“

„Ich glaube, Ihr Kompaß ist in Unordnung. Drehen Sie bei und fliegen Sie zurück auf dem Kurs, den Sie gekommen sind. Mir scheint, wir fliegen geradeaus auf die See.“

Der Pilot drehte sich um, um etwas zu erwidern.

„Tun Sie, was ich Ihnen sage“, rief Hitler. Sein Ton erzwang Gehorsam. Der Pilot wendete die Maschine, und eine Viertelstunde lang flog das blindfliegende Flugzeug mit seinen neun Passagieren in der umgekehrten Richtung durch den wirbelnden Nebel. Die Augen des Flugzeugführers wanderten unablässig hin und her von dem sinkenden Benzinstand zu dem grauen Vorhang, der Himmel und Erde in gleicher Weise verhüllte. In wenigen Minuten mußte er durch die Wolken hindurchstoßen, und es bestand die Gefahr, daß er auf den Boden aufschlagen würde, bevor er ihn sah.

Aber fast im letzten Augenblick zeigte sich ein Spalt in der Nebeldecke. Durch ihn hindurch senkte sich die

Maschine langsam, bis man die regenfeuchte Erde sehen konnte. In der Nähe lag eine Stadt. Es war Kiel, und zu seinem Erstaunen erkannte der Pilot, daß er sich der Stadt von der See her näherte.

Die Junkers-Maschine hatte nur noch Benzin für zehn Minuten, als sie landete. Bis der Pilot die Maschine auf dem Kurs gewendet hatte, den er vorher verfolgt hatte, war das Flugzeug nordwestlich über die Ostsee gesteuert.

Hätte Hitler nicht die plötzliche Eingebung gehabt, daß der Kompaß in Unordnung sei, so würde sein Flugzeug wie viele vorher und nachher im Gleitflug auf die finsteren, gierigen Wogen haben niedergehen müssen, wegen des Benzinmangels mit abgestoppten Motoren. Der Mann, der bereits Deutschlands bedeutendste politische Erscheinung war und bald der hervorragendste Staatsmann der Welt werden sollte, wäre zusammen mit acht seiner engsten Helfer und Kameraden verschwunden, sein Schicksal der Ungewißheit und seine Landsleute einer anderen Führung anheimgefallen.

Nur neun Monate trennten Hitler jetzt von der Kanzlerschaft. Sie waren ausgefüllt von verwickelten persönlichen und Parteiintrigen und von Bemühungen der Leute um Hindenburg, die rapide Ausdehnung der Nationalsozialistischen Partei entweder zu neutralisieren oder auszunutzen.

Hugenberg, der deutsche Zeitungs- und Filmkönig, der Vorsitzende der Deutschnationalen Partei; Seldte, ein Sodawasserfabrikant, der eine Organisation, den Stahlhelm, führte, die später mit der Nationalsozialistischen Partei verschmolzen wurde, und die Junker des „Land-

bundes" vereinigten sich mit Hitler, um eine Anti-Brüning-Koalition zu bilden, die den Namen „Nationale Opposition" annahm.

Brüning ersuchte Hindenburg, gedrängt von den Sozialdemokraten, die ihn nur unterstützten wegen ihrer Beunruhigung durch Hitler, die nationalsozialistischen Sturmabteilungen aufzulösen, die bei der Präsidentenwahl eine große Rolle gespielt hatten. Der alte Feldmarschall stimmte bereitwillig zu, da er voll Groll war, daß Hitler ihn zu einem zweiten Wahlgang genötigt hatte. Die Braunhemden verschwanden dementsprechend von den Straßen. Das Braune Haus in München wurde von der Polizei besetzt. Uniformen, Fahnen und Aufmärsche wurden verboten.

Wenn Hindenburg und Brüning zusammengehalten hätten, so würde es für die Nationalsozialisten länger gedauert haben, bis sie zur Macht gekommen wären, denn Hitler hielt bei seinem Kampf immer noch an der absoluten Legalität fest. Aber Brüning führte selbst seinen Sturz herbei, indem er mit dem Reichspräsidenten in Konflikt geriet.

Der Kanzler hatte den Plan, ausgedehnte und vernachlässigte Großgrundbesitzungen aufzuteilen und Arbeitslose auf diesem Land anzusiedeln. Eine solche Politik erregte die Empörung der ostpreußischen Junker, zu deren Klasse Hindenburg selbst gehörte.

Verwöhnt durch verschwenderische Schenkungen früherer Regierungen aus dem landwirtschaftlichen Fonds, der „Osthilfe", nahmen die Junker die Vorschläge des Kanzlers, vernachlässigten Boden zu enteignen, aufs höchste übel. Sie bezeichneten Brüning Hindenburg gegenüber

als „Agrarbolschewisten". Hindenburg gab ihrem Druck nach und forderte Brünings Rücktritt. Brüning war nicht imstande, Widerstand zu leisten. Er konnte zwar auf eine sichere Mehrheit im Reichstag rechnen, aber seine Stellung war nur parlamentarisch gefestigt, und er hatte keine organisierte Unterstützung im Land. So trat er am 30. Mai 1932 zurück und verschwand von dem politischen Schauplatz in Deutschland. Hitler war seinem Ziel, Herr über Deutschland zu werden, ein großes Stück nähergekommen. Nach Brünings Fall schien die endliche Nachfolge Hitlers in der Kanzlerschaft jedem Deutschen eine Selbstverständlichkeit zu sein, außer einem. Aber dieser eine war der 83jährige Reichspräsident Hindenburg, und von ihm mußte nach der Verfassung die Berufung kommen.

In Feldmarschall Hindenburgs massigem grauhaarigen Schädel lebten noch die Klassenvorurteile eines Deutschlands, das vergangen war. Er konnte es nicht über sich bringen, diesem kleinen ehemaligen Gefreiten österreichischer Abstammung, der so überraschend ein großer nationaler Führer geworden war, als geeignet für die neben seiner eigenen höchste Würde anzusehen.

Inmitten der Flut wilder politischer Leidenschaften, deren Strömungen und Gegenströmungen hin und her wogten, stand der alte Feldmarschall wie ein zackiger Felsen, offenbar ohne die Kräfte, die rund um ihn brandeten, zu übersehen.

Seine einzigen nahen Mitarbeiter waren sein Sohn, Oberst Oskar von Hindenburg, und sein Staatssekretär, Otto Meißner.

Diese beiden dienten als Verbindungsmänner zwischen der äußeren Welt und dem betagten Reichspräsidenten;

und die Parteiführer konnten nie sicher sein, wieviel von dem, was sie von ihnen hörten, des Feldmarschalls eigene Auffassung darstellte.

Der Feldmarschall erschien selten in der Öffentlichkeit, die verschränkten Hände auf seinen Krückstock gestützt; das große viereckige Haupt sah aus wie in Granit gehauen, und die ernsten Augen unter den schweren Brauen verrieten nicht, daß er etwas in seiner Umgebung wahrnahm. Er machte eher den Eindruck eines nationalen Monumentes als den eines menschlichen Wesens.

Hitler war mit Hindenburg zum ersten Male Anfang 1932 zusammengekommen. Die Besprechung wurde zustande gebracht durch General von Schleicher, der damals Reichswehrminister war.

Während der letzten Tage der Regierung Brüning hatte General Schleicher, der sich des Vertrauens des Feldmarschalls erfreute, die Rolle eines Kabinettmachers übernommen.

Da er wußte, daß Hindenburg Hitler nicht für die Kanzlerschaft in Betracht ziehen würde, empfahl er für dieses Amt den Oberst Franz von Papen, einen politisch unbekannten, aber reichen ehemaligen Militär und Diplomaten, dessen „Husarenmanieren" — so nennt man ein elegantes militärisches Auftreten in Deutschland — wahrscheinlich der Vorliebe des Präsidenten für Kavaliere in hohen Ämtern entsprechen würde.

Schleichers nächster Schritt war, Hitler zu überreden, dieser vorgeschlagenen neuen Regierung die Unterstützung der Nationalsozialistischen Partei zu leihen. Der Preis, den er anbot, war, daß von Papen das Verbot der

öffentlichen Tätigkeit der Braunhemden, das Hindenburg auf Brünings Forderung erlassen hatte, aufheben würde.

Im Interesse dieser Pläne richtete Schleicher es ein, daß Hitler privat von dem Reichspräsidenten in seinem Palais in Berlin empfangen wurde.

Hitler, der von seinen Unterführern Röhm und Göring begleitet wurde, versprach Papen seine Unterstützung. Aber er ließ keine Unklarheit darüber, daß er erwartete, in Kürze selbst als Kanzler berufen zu werden. Er sprach zu dem alten Feldmarschall in einem langen Vortrag über die politische Lage, wobei der Reichspräsident mit unverkennbarer Ungeduld zuhörte.

Diesem stolzen und würdevollen alten Veteranen mußte das bis zum äußersten gespannte Temperament Adolf Hitlers notwendigerweise unsympathisch und unverständlich sein. Ein solcher Persönlichkeitstyp lag außerhalb seiner beschränkten Erfahrungswelt. Gegenüber von Papen konnte der Reichspräsident den leichten Ton eines älteren Vorgesetzten gegen einen bevorzugten Untergebenen anschlagen. Von Schleicher ferner war typisch für einen politisch interessierten Generalstabsoffizier. Sogar Dr. Brüning war in seiner präzisen, berufsmäßigen Art ein Charakter, der jedem Deutschen der älteren Generation vertraut war.

Aber dieser Prophet der deutschen Massen, dieser Demagoge, der ungeheure Zuhörermengen phlegmatischer Deutscher zu rasender Begeisterung bringen konnte, dieser Gefreite, der in dem flandrischen Dreck umhergetappt war, als der alte Feldmarschall Oberbefehlshaber war, dieser Mann kam dem Reichspräsidenten Hindenburg wie ein seltsames Phänomen vor, das man mit dem Arg-

wohn betrachten mußte, den er gegen so viele Gesichter des neuen Deutschlands empfand, in das ihn sein hohes Alter noch geführt hatte.

So folgte von Papen als Kanzler auf Brüning. General von Schleicher blieb Reichswehrminister, die anderen Mitglieder des Kabinetts waren Adlige oder Großgrundbesitzer. Der „Herrenklub", zu dem sie alle gehörten, wurde für den Augenblick der Carlton-Club Deutschlands. Für den Betrachter konnte es den Anschein gewinnen, als hätten die gerissenen Junker die nationalsozialistische Bewegung für ihre eigenen Zwecke ausgenutzt und als würde das „Dritte Reich", als dessen „Trommler" Hitler sich in seinem Prozeß im Jahre 1923 bezeichnet hatte, die Form einer Restauration der alten herrschenden Klasse in Deutschland annehmen.

Aber Hitler wußte, daß die Flut unter ihm stieg. Er erlaubte den Aristokraten gern, sich eines kurzen Altweibersommers ihrer Macht zu erfreuen, vorausgesetzt, daß er seine Braunhemden wieder auf die Straßen bringen konnte. Er brauchte sie für die Reichstagswahl, die nahe bevorstand, da der Kanzler von Papen, der nicht imstande war, auf eine Mehrheit im Reichstag zu rechnen, Hindenburg überredet hatte, den Reichstag aufzulösen.

Unterdessen ging von Papen dazu über, einen Präzedenzfall zu schaffen, genau wie Brüning es getan hatte, der den Weg für ein künftiges nationalsozialistisches Regime ebnen sollte. Die Landesregierung in Preußen war eine sozialistische. Papen beschloß, sie zu vertreiben und ihre Machtbefugnisse auf die Reichsregierung zu übertragen. Das war ein großer Schritt vorwärts in Richtung auf jene Vereinheitlichung des Reiches, die eine von

Hitlers Zielen war; denn Preußen enthielt zwei Drittel der Bevölkerung Deutschlands. Es hätte ein gefährliches Unternehmen werden können, denn die Sozialisten waren noch immer die größte Partei im Lande. Wie die Nationalsozialisten hatten sie ihre eigene uniformierte Organisation, das „Reichsbanner". Die sozialistischen Minister Preußens hatten überdies ihre hochdisziplinierte Polizeimacht, 60000 Mann, in der Hand. Hätten sie diese zu ihrer Verteidigung mobilisiert und die Gewerkschaften, die Kommunisten und die Gangsters von „Rotfront" in der gleichen Weise aufgerufen, in der vor zwölf Jahren die deutsche sozialdemokratische Regierung sich dem Kapp-Putsch durch Erklärung eines Generalstreiks widersetzt hatte, so hätten sie von Papens Unterdrückungsplan einen Achtung gebietenden Widerstand entgegenstellen können. Es wäre dann Sache der Reichswehr gewesen, zu bestimmen, ob Rechts oder Links in Deutschland die Macht gewinnen sollte — und die Reichswehr war immer ein „einsamer Wolf" gewesen, die sich keinem Politiker mehr als durch rein berufsmäßige Verbundenheit verpflichtet fühlte.

Das preußische sozialistische Kabinett hatte nicht den Mut, sein Schicksal auf die Probe zu stellen. Es trat ganz ruhig ab, und damit wurde die letzte sozialistische Flagge in Deutschland niedergeholt.

Im ganzen Land trieben die Nationalsozialisten nun alles vor sich her. Die Landesregierungen erlebten es, wie in ihre Körperschaften eine ständig wachsende Zahl erfolgreicher Braunhemdenkandidaten eindrang.

Die neuen Reichstagswahlen vom 31. Juni 1932 er-

hoben die Partei zu unbestrittener Vorherrschaft. Zweihundertunddreißig Sitze fielen den Nazis zu, die ungefähr 40 Millionen Stimmen vertraten. Die Braunhemden wurden stärker als ihre alten Feinde, die Sozialdemokraten und Kommunisten, zusammen.

Hitlers Politik, die Macht mit legalen Mitteln zu gewinnen, war durch ihre Erfolge völlig gerechtfertigt. Die Eroberung der nationalen Mehrheit berechtigte ihn jetzt zu der Erwartung, daß ihm die Kanzlerschaft angeboten würde.

Papen und Schleicher dachten nicht so sehr daran, Hitler den Weg freizumachen, wie daran, sich selbst seine Unterstützung zunutze zu machen. Schleicher versuchte ein Kompromiß zu schließen, indem er Hitler als Vizekanzler vorschlug. Die Männer um den Reichspräsidenten wurden immer mehr beunruhigt durch diese neue politische Macht. Hitler war kein gewöhnlicher Parteiführer. Er hatte hunderttausende junge SA.-Männer zur Verfügung, deren schwerer Tritt die Straßen jeder deutschen Stadt erschütterte und deren Massenversammlungen mit Fahnen, Musik und in voller Disziplin die eindrucksvollsten Schauspiele waren, die Berlin seit den Tagen der „Kaiserparaden" gesehen hatte.

Wäre Hitler erst einmal in der Kanzlerschaft, so würde es schwer sein, ihn wieder herauszubringen. Der beste Plan schien der zu sein, daß man ihn mit dem zweiten Platz in einer Koalitionsregierung zu ködern versuchte, wo er unter einer anderen Autorität stehen und Kollegen haben würde, die seinen Tatendrang bremsen konnten.

Demgemäß wurde eine zweite Zusammenkunft mit

Feldmarschall Hindenburg arrangiert, bei welcher der Reichspräsident Hitler die Vizekanzlerschaft in einem neuen Kabinett von Papen anbot. Der Führer der Nationalsozialisten erwiderte, daß er zu der Kanzlerschaft berechtigt sei, und zwar auf der gleichen Basis, auf der Mussolini seine ursprüngliche Regierung gebildet hatte, nämlich unter Einschluß von Vertretern anderer Parteien.

Hindenburg weigerte sich, diesen Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Er sei nicht bereit, sagte er, Deutschland den Braunhemden auszuliefern. In bitterem Groll zog Hitler sich in seine Villa in Berchtesgaden zurück.

Es war ein kritischer Augenblick für seine Sache. „Nichts ist schwieriger", schrieb Goebbels an diesem Tage in sein Tagebuch, „als einer Armee, die sich für siegreich hält, klarzumachen, daß ihr der Erfolg aus den Händen geglitten ist." Dann begannen die sechs Monate schwerster Prüfung, die die nationalsozialistische Bewegung seit ihrer Neugründung vor sieben Jahren nach dem Fehlschlag des Münchner Putsches erlebt hatte.

Sie war zu einer riesigen Organisation angewachsen und mußte, wie alle solche Organisationen, diese Entwicklung fortsetzen oder verfallen. Jede Stadt in Deutschland hatte jetzt ihr „Braunes Haus", das der örtliche Mittelpunkt eines komplizierten Netzes von nationalsozialistischen Unternehmungen war. Flugzeuge, Autos, Zeitungen, Propagandabüros und bezahlte Rednerstäbe brauchten einen beständigen Zustrom von Mitteln, um ihre Tätigkeit durchzuführen. Denn die Nationalsozialistische Partei war in der Tat ein Staat im Staate geworden — nur daß sie nicht die Einnahmequellen einer Regierung besaß.

Einen überwältigenden Wahlsieg gewonnen zu haben

und doch von der Regierung ausgeschlossen zu sein, das war eine Lage, die für den Mann in Reih und Glied, der nichts von den Vertracktheiten der hohen Politik verstand, wie ein Versagen aussehen mochte.

Für Massenbewegungen trifft es besonders zu, daß nur der Erfolg den Erfolg nach sich zieht. Sobald die Reihe von Erfolgen aufhörte, begannen die Beiträge zu dem Parteifonds zu sinken.

Der Herbst und der frühe Winter des Jahres 1932 waren eine Periode wachsender Depression. Die Partei rächte sich an der Regierung von Papen, indem sie ein überwältigendes Mißtrauensvotum gegen sie im Reichstag durchbrachte; aber das wirkte nur auf sie selbst zurück, denn der Reichstag wurde wieder einmal aufgelöst, und bei der nächsten Wahl am 6. November 1932 verlor Hitlers parlamentarische Vertretung 34 Sitze, zwei Millionen Stimmen im Lande. Im schroffen Gegensatz dazu erhöhten die Kommunisten ihre Sitze von 89 auf 100.

Sogar innerhalb der Partei schien es vielen, daß dieser Rückschlag der Beginn vom Ende der nationalsozialistischen Bewegung wäre.

„Die anfänglich starke Stimmung in der Partei ist jetzt einer flauen Depression gewichen", berichtet Dr. Goebbels vier Tage nach der Wahl. „Überall tauchen nun Ärger, Streit und Mißhelligkeiten auf... Ich nehme einen Bericht über die Kassenlage der Berliner Organisation entgegen. Dieser ist ganz trostlos. Nur Ebbe, Schulden und Verpflichtungen, dazu die vollkommene Unmöglichkeit, nach dieser Niederlage irgendwo Geld in größerem Umfange aufzutreiben."

Inmitten dieser ungesunden Situation begann sich Zwietracht innerhalb der Bewegung zu entwickeln.

Schon 1926 hatten Hitler und Gregor Strasser eine offene Meinungsverschiedenheit darüber gehabt, welche Haltung man gegenüber dem Regierungsvorschlag, den entthronten deutschen Fürsten ihr nationalisiertes Eigentum wiederzugeben, einnehmen sollte.

Um dem Streit ein Ende zu machen, berief Hitler einen Parteitag ein. Strasser wurde geschlagen und sank zu geringerer Bedeutung innerhalb des Rates der Partei hinab, obwohl seine Beredsamkeit und seine Persönlichkeit ihm noch immer Einfluß über diejenigen in ihren Reihen sicherte, die seine sozialistischen Neigungen teilten.

In der Finsternis, die sich auf die Bewegung senkte, nachdem sie bei den Wahlen vom November 1932 den Rückschlag erlitten hatte, begann Strasser wieder in den Vordergrund zu rücken.

Er hatte niemals aufgehört, über seine Zurückdrängung vor sechs Jahren zu grollen, und in dem jetzigen Rückgang der Partei sah er wohl eine Gelegenheit, sich wieder nach vorn zu bringen. Bayer, geboren im Jahre 1892, war Gregor Strasser während des Krieges zum Offizier befördert und wegen Tapferkeit ausgezeichnet worden. Von Beruf war er Apotheker. Er hatte versucht, bei dem Münchner Putsch zu Hilfe zu kommen, doch die SA.-Männer, mit denen er von Landshut herbeieilte, kamen erst an, als der Staatsstreich schon vorbei war.

In diesem Mann begann General Schleicher einen möglichen Ersatz für Hitler zu sehen.

Papen, der nicht imstande war, die Unterstützung des Reichstags zu gewinnen, trat am 17. November zurück. Hindenburg stimmte widerwillig zu, Hitler, wenn er ein Bündnis mit den Deutschnationalen und dem Zentrum

zustande brächte und dadurch eine Mehrheit gewönne, als Kanzler anzunehmen. Der alte Reichspräsident oder seine Ratgeber wußten, daß dies unmöglich sein würde, wie es sich auch in der Tat erwies. Hitler machte darauf einen Gegenvorschlag. Er würde die Kanzlerschaft ohne parlamentarische Stütze übernehmen, wenn Hindenburg ihm erlaubte, durch Notverordnung zu regieren. Aber das hätte bedeutet, Deutschland der uneingeschränkten nationalsozialistischen Leitung zu überlassen, und Hindenburg setzte sich hartnäckig einem solchen Verlauf entgegen.

Der alte Reichspräsident hatte noch eine andere Karte auszuspielen. Am 26. November beauftragte er Schleicher, eine Regierung zu bilden. Für diesen Fall hatte der listige General seine Vorkehrungen getroffen; er hatte einen neuen Plan bereit, die nationalsozialistische Unterstützung zu gewinnen, was Hitlers Weigerung, ein anderes Amt als das eines Kanzlers anzunehmen, bisher verhindert hatte. Schleichers Plan war, Strasser gegen Hitler auszuspielen. Er bot Strasser die Vizekanzlerschaft unter ihm selbst als Kanzler an und brachte ihn zu Hindenburg.

In einem Bericht über ihre Unterredung erwähnte Strasser, daß der alte Reichspräsident ihm versichert habe, er würde niemals „den böhmischen Gefreiten zum deutschen Reichskanzler machen". Schleicher hat zweifelsohne Strasser vorgestellt, daß Hitler die Aussichten der Nationalsozialistischen Partei durch seine Weigerung, nur ein Amt nach seinem Wunsche anzunehmen, vernichte, und er hat ihm wohl nahegelegt, daß Strasser die Entmutigung und den Verfall in der Bewegung aufhalten könne, wenn er sich selbst an die Stelle seines Führers setzen würde.

Als dieser Plan bekannt wurde, raste Hitler. Er brandmarkte Strasser als Verräter, schloß ihn aus der Partei aus und ließ alle nationalsozialistischen Mitglieder des Reichstages einen neuen Treueeid auf ihn selbst schwören.

Gregor Strasser protestierte, er habe niemals, weder gegenüber dem Führer noch gegenüber der Bewegung, eine Treulosigkeit beabsichtigt, und trat zurück. Schleicher bildete ein aussichtsloses Kabinett ohne ihn.

Die Gefahr einer Lostrennung der Anhänger Strassers in der Partei vervollständigte das Unheil dieser schwärzesten Stunde vor der Morgenröte ihres Triumphes, der so nahe war. Goebbels beschreibt, wie Hitler in seinem Zimmer im Kaiserhof auf und ab ging und ausrief: „Wenn die Partei einmal zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluß!" Einige wenige Wochen später sagte er: „Es hat zwei Wunder in meinem Leben gegeben. Zweimal habe ich dem Zusammenbruch ins Auge gesehen: nach dem Münchner Putsch, als ich im Gefängnis war, isoliert, geschlagen und lächerlich gemacht; und dann am Vorabend des Tages, als ich Kanzler wurde, als ich im Anblick des sicheren Hafens unterzugehen schien, in endlose Schwierigkeiten gestürzt durch Intrigen, finanzielle Sorgen und das tote Gewicht von 11 Millionen Menschen, die zuerst auf den einen Weg und dann auf einen anderen schwenkten. Beide Male rettete Gott mich."

Aber die drohende Spaltung der Partei trat nicht ein. Hitlers Ansehen und Beredsamkeit gewann die Oberhand über die Mißvergnügten und überzeugte sie, daß Strasser ihre Sache zu verraten versucht hatte.

Um sich von diesen inneren Streitigkeiten abzulenken

und seine überspannten Nerven zu erholen, stürzte Hitler sich in einen örtlichen Wahlfeldzug in dem kleinen Lande Lippe, wo die nationalsozialistischen Kandidaten einen Erfolg erzielten, der einigermaßen ein Ersatz für das Unheil der vorhergehenden Wochen war.

In diesem schwierigen Augenblick erschien von Papen wieder auf der Bildfläche. Er war überzeugt, daß er seinen Sturz als Kanzler den Machenschaften Schleichers zu verdanken hätte, und er wollte sich rächen. Das war leichter zu erreichen, seit Schleicher sich mit den Hindenburg befreundeten Junkern überworfen hatte, indem er ihre Forderung nach neuen Schutzzöllen auf Nahrungsmittel zurückwies.

Papen stand noch hoch in Hindenburgs Gunst; um Schleicher zu beseitigen, schlug er dem Präsidenten eine neue Kombination für ein Kabinett vor. Es würde im großen ganzen, so argumentierte er, nicht so gefährlich sein, Hitler Kanzler werden zu lassen, wenn er, von Papen, Vizekanzler würde. Hindenburg könne sich auf ihn verlassen und würde es erleben, daß eine solche Regierung von einem extremen Kurs ferngehalten würde. Die Verleumdungen der Junker über Schleicher machten den Reichspräsidenten geneigt, auf von Papen zu hören. Freilich hatte er vorher stets gesagt, daß er Hitler als deutschen Reichskanzler niemals haben wolle, aber dies jetzt würde ja nicht mehr als eine nominelle Kanzlerschaft sein. Der nationalsozialistische Führer würde nichts Böses anrichten können, wenn er von Ministern umgeben würde, auf die Hindenburg sich verlassen konnte. Man kam also überein, daß Hitler Kanzler werden und nur zwei nationalsozialistische Kollegen bekommen sollte: Göring im Luftfahrtministerium, das, da Deutschland damals keine

Luftwaffe besaß, ein Zivilministerium war, und Frick, den früheren Beamten, der ihn bei dem Münchner Putsch unterstützt hatte, als Innenminister, was ebenfalls ein unbedeutenderer Posten war, da die inneren Angelegenheiten Deutschlands noch 28 Landesregierungen unterstanden.

Aber die Unterstützung von Papens nützte den Nationalsozialisten nichts, wenn sie ihre Organisation nicht aufrechterhalten konnten. Es mußte unter allen Umständen Geld geschafft werden. Papen benutzte nun seine hohen gesellschaftlichen Verbindungen im Rheinland, um das zu besorgen. Mit einem Schlage war das finanzielle Dunkel, das die Tätigkeit der Partei gelähmt hatte, behoben.

Die Agenten Schleichers berichteten ihm von diesem Handel. Sie brachten sogar eine Fotografie von Hitler und Papen vor, wie sie das Haus des Bankiers von Schröder verließen. Schleicher beschimpfte von Papen heftig am Telefon. Er begann sich über die gefährliche Kombination, die sich gegen ihn bildete, klarzuwerden. Seine Tage waren in der Tat gezählt. Er versuchte noch den Reichspräsidenten zu überreden, den Reichstag aufzulösen. Aber gegen Junker wie Nationalsozialisten, die noch von dem Reichspräsidenten selbst unterstützt wurden, konnte der Kanzler keine Hoffnung haben sich durchzusetzen. Hindenburgs Haltung wurde beständig feindlicher. Schließlich, am 28. Januar, verlangte der Reichspräsident, Schleicher solle seine antijunkerische Gesetzgebung fallen lassen. Schleicher war gezwungen, seinen Rücktritt anzubieten.

Das geschah an einem Sonnabend. Einen wilden Augenblick lang erwog Schleicher gewaltsamen Widerstand. Er wollte die Gewerkschaften zu einem General-

ſtreik aufrufen. Er wollte die Garniſon in Potzdam dazu bringen, Berlin zum Zwecke der Unterſtützung der Regierung zu beſetzen. Aber am Montag den 30. Januar 1933 um 11 Uhr morgens wurde Hitler vom Reichspräſidenten Hindenburg die Kanzlerſchaft angeboten. Die Nationalſozialiſtiſche Partei hatte nach langem Kampf triumphiert.

Sechstes Kapitel

Das nationalsozialistische Regime und seine Leistung

Hitlers Herrschaft hat Deutschland mit einem Schleier von Geheimnis umgeben. Durch diesen Vorhang hindurch hat die Welt — verwirrt, stark beeindruckt und in zunehmendem Maße beunruhigt — einer Folge seltsamer Ereignisse zugesehen. Einige von diesen sind Regierungserfolge von großem Segen für das deutsche Volk gewesen, die der nationalsozialistischen Schlagkraft das größte Vertrauen eingebracht haben; andere waren rigorose Akte der Unterdrückung oder der Parteidisziplin.

Alle sind gekennzeichnet durch die gleiche Geheimhaltung der Pläne und die Schnelligkeit der Ausführung. Während in demokratischen Ländern Veränderungen in der Innen- oder Außenpolitik vorher öffentlich auseinandergesetzt und debattiert werden, hört im nationalsozialistischen Deutschland niemand außer dem kleinen Kreis der Vertrauten des Kanzlers irgend etwas von irgendeiner Regierungsmaßnahme, bis sie eine vollendete Tatsache ist.

Das war nicht die Art zu regieren, die Hindenburg vor Augen gehabt hatte, als er zustimmte, daß Hitler Kanzler werden sollte, mit von Papen als Mentor.

Sowohl der Reichspräsident wie von Papen hatten die dynamische Energie und Entschlossenheit der Nationalsozialistischen Partei unterschätzt. Wie der Kuckuck wuchs sie so schnell und drängte sie so hart, daß die anderen Inwohner des Kabinettsnestes bald hinausgeworfen wurden.

Die beiden Ministerien, die Hindenburg Göring und Frick eingeräumt hatte, erwiesen sich Dank der Energie ihrer Leiter als Schlüsselstellungen der Regierung. Göring, der mit seinem Luftfahrtministerium das Amt des preußischen Ministerpräsidenten verband, schickte sich sofort an, die preußische Polizei nationalsozialistisch zu machen, und in einer Folge scharfer Anordnungen befahl er ihr, erbarmungslos jeden Widerstand gegen die Regierungspolitik zu unterdrücken. Frick unternahm das, was man euphemistisch „Gleichschaltung" des Zivildienstes nannte. Das bedeutete, daß jeder Beamte, dessen Sympathie mit den Nationalsozialisten nicht feststand, seinen Posten verlor.

Eine Notverordnung gab der Regierung Vollmacht, öffentliche Versammlungen und Zeitungen zu verbieten. Die Deutschen bekamen die feste Hand ihres neuen Herrn zu fühlen. Aber da sie Deutsche waren, war ihnen das nur recht, denn, mit Hitlers eigenen Worten: „die Leute wollen lieber kommandiert als hofiert sein."

Für den 5. März war eine Reichstagsneuwahl angesetzt worden. Während sie noch in Vorbereitung war, wurde die Welt durch den Reichstagsbrand in Bestürzung versetzt. Am Abend des 27. Februar 1933 sahen Passanten aus der Kuppel des Reichstags, der am Tiergarten steht, Flammen herausschlagen. Die sofort herbeigerufene Polizei fand den Hauptsitzungssaal an mehreren Stellen in Flammen vor. Der Brand breitete sich so schnell aus, daß die Feuerwehr wenig mehr tun konnte als ihn auf den Mittelbau beschränken. Unterdessen war ein junger Mann, der sich auf einem Korridor versteckt hatte, verhaftet worden. Er trug nur Hosen und Schuhe und hatte offenbar sein Hemd zerrissen, um mit den Fetzen

die Flammen anzufachen. Er erwies sich als holländischer Arbeiter und hatte einen Paß auf den Namen van der Lubbe bei sich. Er gestand, daß er Feuer an das Gebäude gelegt hatte.

Am folgenden Tage wurde ein Gesetz erlassen „zum Schutz der Nation gegen die kommunistische Gefahr". Es verhängte praktisch das Standrecht über Deutschland. Die bürgerlichen Freiheiten wurden aufgehoben. Die SA. erhielt Vollmacht, als Spezialpolizeitruppe Leute zu verhaften, die kommunistischer Gesinnung verdächtig waren, denn die Regierung veröffentlichte, sie habe Pläne zu einem kommunistischen Aufstand entdeckt, der auf den Reichstagsbrand folgen solle.

Der Prozeß lief vor dem obersten Gerichtshof Deutschlands ab. Fünf Männer waren wegen Beteiligung an dem Brande angeklagt. Es waren: van der Lubbe, der junge Holländer, der unfähig war, eine verständliche Aussage zu machen; Ernst Torgler, der Führer der kommunistischen Reichstagspartei, der eine Stunde, bevor Alarm gegeben wurde, im Reichstag gewesen war; zwei unbekannte bulgarische Kommunisten und ein dritter, Dimitroff, dessen herausforderndes Benehmen im Prozeß auffiel.

Nach acht Monaten von Verhören und Vertagungen wurde nur van der Lubbe überführt. Er wurde zum Tode verurteilt und enthauptet. Die anderen vier wurden freigesprochen, aber als Kommunisten in Haft behalten, bis die private Versicherung, die Hitler aus England übermittelt wurde, daß die Freilassung Dimitroffs eine Verbesserung der englischen Gesinnung gegenüber Deutschland mit sich bringen würde, den Kanzler veranlaßte, seine Absicht, ihn freizulassen, in einem Interview mit

mir im Februar 1934 bekanntzugeben. Demgemäß wurde Dimitroff mit seinen beiden bulgarischen Gefängnisgenossen im Flugzeug nach Rußland abgeschoben, wo er seither als Sekretär der dritten Internationale der mächtigste Feind der Nationalsozialistischen Partei in der Welt geworden ist.

Die Wahl vom 5. März brachte Hitler und seinen nationalsozialistischen Verbündeten, wenn auch nicht den überwältigenden nationalsozialistischen Erfolg, den die folgenden Abstimmungen gehabt haben, so doch nichtsdestoweniger eine 52prozentige Mehrheit im Reichstag. Mit 288 Sitzen, die 17¼ Millionen Stimmen im Lande repräsentierten, machten die Nationalsozialisten selbst 44% des neuen Hauses aus. Sie hatten die Unterstützung von 52 Deutschnationalen und Stahlhelmmitgliedern, die noch Anhänger ihrer bisherigen Führer waren, Hugenbergs und Seldtes, die beide zur Zeit noch Kollegen Hitlers in dem neuen Ministerium waren.

Dieser Reichstagswahlsieg war die Erfüllung von Hitlers altem Vorsatz, die Macht mit legalen Mitteln zu erringen. Das hatte er sich geschworen, aber er hatte sich ebenfalls geschworen, wenn er einmal die nationale Macht in Händen hätte, die parlamentarische Regierung und die demokratischen Methoden restlos abzuschaffen und sie durch das „Führerprinzip", das das Fundament des nationalsozialistischen Systems ist, zu ersetzen.

Der Prozeß der „Gleichschaltung" oder Vereinheitlichung wurde sofort in Angriff genommen.

Die nationalsozialistische Regierung gab zunächst ihr Wohlwollen dem deutschen Arbeiter zu erkennen, indem sie den 1. Mai, der bisher ein roter Feiertag war, in einen Tag der nationalen Arbeit umwandelte. Das Genie

der Partei für Regie und „Atmosphäre" verwandelte diese jährliche Demonstration, die immer eine Gelegenheit zu Klassenunruhen gewesen war, in den gigantischen „Feldgottesdienst" einer patriotischen Feier. Vor einer ungeheuren Menge, die sich auf dem Tempelhofer Feld versammelt hatte, erklärte Hitler sich selbst zum einzigen Beschützer der Interessen aller Klassen der Nation und richtete einen leidenschaftlichen Appell für die deutsche Einigkeit an die Versammelten.

Seine Stimme drang durch die Lautsprecher und über den Rundfunk durch das ganze Land:

„Deutsche! Ihr seid nicht zweitklassig, wenn auch die Welt es tausendmal behauptet! Ihr seid keine zweitrangige und minderwertige Nation! Erwacht zu der Erkenntnis Eurer eigenen Bedeutung! Denkt an Eure ruhmreiche Vergangenheit und daran, was Eure Väter, ja, und Ihr selbst errungen habt! Vergeßt die 14 Jahre des Niederganges! Denkt nur an die 2000 Jahre deutscher Geschichte! Ihr werdet wieder eine mächtige Nation sein, wenn Ihr nur den Willen dazu habt!"

Waren schon diese aufrüttelnden Gedanken wirksam gewesen, als Hitler nur erst der Führer einer Partei unter vielen war, so war ihre Macht jetzt ins Ungeheure angewachsen, als er sie als Haupt der deutschen Regierung äußerte. Seither hatte er nicht nur den Willen, sondern auch die Macht, Deutschland zu rehabilitieren.

Deutschen aller Klassen wurde es plötzlich klar, daß die Folgen der Niederlage nicht ewig währen mußten. Die Flamme eines wiederentzündeten Patriotismus glich jenen religiösen Wiederbelebungen, die bisweilen Großbritan-

nien und die Vereinigten Staaten mit sich reißen und auch Menschen bekehren, die aus einem Stoff gemacht sind, von dem man sich nur wenig versprechen kann.

Menschen im Zustande der religösen oder politischen Ekstase erscheint Kritik an ihren Propheten als eine Gotteslästerung, und sie zeigen die äußerste Härte bei der Unterdrückung von Ketzereien. Solche Empfindungen sind oft am stärksten bei den jüngsten Konvertiten. Es liegt also nichts Überraschendes in der Tatsache, daß die deutsche Nation bereitwilligst die strenge Disziplin auf sich nahm, die das nationalsozialistische Regime ihm aufzwang. Wenn persönliche Einschränkung der Preis für die nationale Gesundung war, so waren sie bereit, ihn zu zahlen.

Die Welt außerhalb konnte nicht einsehen, daß die Opposition links und rechts nicht nur unterdrückt war, sondern in einem hohen Ausmaß bekehrt wurde.

Obwohl wenige Ausländer es damals glaubten, war die richtige Antwort auf die Frage: „Was ist aus den sechs Millionen deutscher Kommunisten geworden, die bei der Reichstagswahl zwei Monate vor der Machtübernahme durch Hitler ihre Stimme abgaben?", diese: „Die meisten von ihnen sind zu den Nationalsozialisten übergegangen."

Daraus erklärt sich, daß die deutschen Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei so leicht unterdrückt und ihr Eigentum beschlagnahmt werden konnte. Im Juli 1933 ereilte dasselbe Geschick die katholische Zentrumspartei, und zwar mit Zustimmung des Vatikans, der bereits ein Konkordat mit der nationalsozialistischen Regierung unterzeichnet hatte.

Schließlich wurden auch die Deutschnationalen und der Stahlhelm „gleichgeschaltet" mit der Nationalsozialistischen Partei, und Hugenberg, der Führer der ersteren, trat aus dem Kabinett aus. Der Stahlhelm hatte sich als Zufluchtsstätte für heimlich feindlich gesinnte Elemente erwiesen, die in den Reihen dieses Kriegsteilnehmerverbandes Sicherheit suchten. Bei seiner Auflösung wurden die verdächtigen ausgeschieden und die zuverlässigen Mitglieder in die Nationalsozialistische Partei aufgenommen. In weniger als sechs Monaten, nachdem Hitler mit nur zwei nationalsozialistischen Regierungskollegen zur Macht gekommen war, hatte er acht von den vierzehn Ministerien mit seinen eigenen Leuten besetzt. Was die restlichen sechs anbetrifft — am bekanntesten von ihnen war von Papen, der Vizekanzler; Außenminister war Freiherr von Neurath und Wehrminister General von Blomberg —, so waren sie zwar nicht Mitglieder seiner Partei, aber Verbündete, auf die er sich verlassen konnte.

Am 14. Juli 1933 verkündigte die nationalsozialistische Regierung die Beseitigung aller politischen Parteien mit Ausnahme der nationalsozialistischen in folgenden Worten: „Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei ist die einzige politische Partei in Deutschland. Wer es unternimmt, die Organisation einer anderen politischen Partei weiterzuführen oder eine neue politische Partei zu bilden, wird mit Gefängnis bestraft."

Die einzige Spur einer Kontrolle durch das Volk, die dem Lande gelassen wurde, trat in folgendem Satz in Erscheinung: „Die nationale Regierung kann das Volk durch das Mittel der Volksabstimmung befragen, ob es eine Maßnahme, die von der nationalen Regierung geplant ist, billigt oder nicht."

Damit war die Gewalt der Nationalsozialisten über Deutschland vollständig. 65 Millionen Menschen, vielleicht die bestdisziplinierten und fleißigsten der Welt, mit großem wissenschaftlichen Genie, glänzender industrieller Ausrüstung, reichen landwirtschaftlichen Hilfsquellen und einer zentralen Lage im Herzen Europas, standen seitdem unter einem einzigen beherrschenden Willen. Hitlers Minister waren nicht Kollegen, die die Verantwortung mit ihm teilten, sondern ein Generalstab, der seine Befehle auszuführen hatte. Er setzte sich selbst mit Zustimmung der Nation zum Herrn über Deutschland ein mit einer Machtvollkommenheit, die England seit den Tagen der Elisabeth nicht gekannt hat.

Die nationalsozialistische Regierung baute indessen ebenso schnell auf wie sie niederriß. Die Landesregierungen der früheren Staaten des Deutschen Reiches, deren Fürsten in der Revolution vom November 1918 vertrieben worden waren, wurden abgeschafft. Deutschland wurde in elf neue Provinzen eingeteilt, die jede unter einem Oberpräsidenten steht, der dem Kanzler allein verantwortlich ist.

Als Ersatz für die Gewerkschaften und die Unternehmerverbände wurde eine „Deutsche Arbeitsfront" geschaffen, die Unternehmer und Arbeiter unter dem „Führerprinzip" zum Dienst am Staate vereinigte. Der Arbeitsfront angeschlossen ist ein System zur Organisation der Freizeit der Arbeiter, das der Reichsleiter Dr. Ley von Mussolinis Erfindung des „Dopolavoro" übernahm. Sie trägt den Namen „Kraft durch Freude" und hat viel dazu beigetragen, das Regime bei den jüngeren deutschen Arbeitern beliebt zu machen. Sie arbeiten härter und verdienen weniger als die entsprechenden Schichten

in England, aber was Sport und sinnvolle Vergnügungen anbetrifft, so wird viel mehr für sie getan. Der deutsche Arbeiter hat kein Geld für solche Zerstreuungen wie Fußballwetten, Kinos, Rennwetten oder Hunderennen, aber in allen lebenswichtigen Dingen ist er ebensogut dran wie sein besser bezahlter britischer Kollege.

Die 350000 Mitglieder der Organisation „Kraft durch Freude" reisen jeden Sommer zu ganz niedrigen Fahrpreisen in Kurorte. 30000 Betten sind für ihren Aufenthalt vorgesehen und überdies noch 20000 auf der Ostseeinsel Rügen, wo etwa 2 km Seefront mit einer endlosen Reihe von Ferienhäusern mit Sonnenbalkonen und Badebrücken bedeckt ist. Tausende, die von ihren Kameraden ausgewählt werden, werden auf Sommerreisen nach Lissabon und Madeira geschickt, auf einer Flotte von sechs Schiffen, die zu diesem Zweck bereitstehen. Im Winter werden diese Schiffe benutzt, um Deutsche, die im Ausland leben, für billiges Geld auf Ferien in die Heimat zu bringen.

In den Wintersportpensionen der Gemeinschaft „Kraft durch Freude" lernen 25000 junge Menschen Skifahren in den Bergen. Jeder junge Mann und jedes junge Mädchen, die Begabung für irgendeinen Sportzweig zeigen, erhalten eine Ausrüstung und Gelegenheit, diese Begabung zu entwickeln. Die Sportabteilung der Bewegung hat über drei Millionen Mitglieder. Junge Leute, die ziemlich schwierige Bedingungen in der Leichtathletik erfüllen, erhalten ein bronzenes Abzeichen, das sie mit Stolz tragen. Für ältere Leute, die die gleiche Leistung erreichen, gibt es goldene und silberne. Die Herzogin von Braunschweig, frühere Prinzessin Viktoria Luise, Tochter des Exkaisers, zeigte mir mit großer Ge-

nugtuung das Goldene Sportabzeichen für Frauen, das sie sich im Alter über 40 Jahre erkämpft hatte.

Ein staatlicher Apparat ähnlich jenem für die Industriearbeiter wurde aufgezogen, um die Landwirtschaft zu reorganisieren: der „Reichsnährstand".

Er setzt die Preise fest und bestimmt die Menge und Art des Getreides, das jeder Bauer säen muß. Um der Landflucht entgegenzuwirken, veröffentlichte die Regierung am 20. September 1933 ein „Erbhofgesetz". Es schützt die Höfe über 150 ha vor den Folgen der Hypothekenüberschuldung. Diese Höfe können nicht verkauft, verpfändet oder wegen Verschuldung versteigert werden. Beim Tode seines Besitzers geht das Eigentum unversehrt auf den nächsten männlichen Erben über. Die einzige Rechtsperson, die gegen den Besitzer auftreten kann, ist der Staat. Wenn der Besitzer schlecht wirtschaftet, übergibt der Staat seinen Hof seinem nächsten Erben. Eine Million deutsche Freibauern unterstehen diesem halbfeudalen System mit der Regierung als ihrem unmittelbaren Lehnsherrn. Das hat die Auswirkung gehabt, daß die Nahrungsmittelvorräte des Landes für die Nation sichergestellt werden können.

Die nationale Politik des nationalsozialistischen Regimes auf weite Sicht macht Deutschland beständig unabhängiger von dem Import von Nahrungsmitteln. In England läßt man die Landwirtschaft daniederliegen, während andere Industrien gedeihen; den Bauern Deutschlands ist jene Sicherheit des Besitzes und des Gewinns gegeben, auf die sie durch ihre Dienste für die Gemeinschaft einen Anspruch haben. Die verödeten, von Disteln überwucherten und undränierten Felder des

englischen flachen Landes gibt es in Deutschland nicht. Hier wird der Boden als ein Nationalschatz angesehen, der bis zum höchsten Ertrag gebracht werden muß.

Wenn natürliche Mängel es unmöglich machen, bestimmte Flächen gewinnbringend zu bebauen, so stehen die 300 000 jungen Männer in den deutschen Arbeitslagern zur Verfügung, um den Mangel zu beheben. Ein Bauer, dessen Land eine besondere Dränage oder Urbarmachung braucht, ein Grundbesitzer, der einen Damm bauen will, um die Produktion seines Besitztums zu verbessern, oder ein Dorf, das eine neue Viehtränke braucht, kann sich an die örtlichen Behörden des Arbeitsministeriums wenden; und wenn das Bedürfnis sich bestätigt, wird ihm eine Gruppe handfester junger Männer zugewiesen, die sich mit der Begeisterung von Kolonialpionieren in die erforderliche Arbeit stürzen. Die Hauptkosten ihres Dienstes fallen zu Lasten des Staates, aber der Bauer oder die Gemeinde trägt im Verhältnis zu dem Nutzen, der sich ergibt, eine Summe bei.

Diese sinnvolle Agrikulturpolitik hat Auswirkungen weit über die Landwirtschaft hinaus. Sie versorgt die gesamte Nation mit frischen einheimischen Nahrungsmitteln, die einen weit größeren Nährwert haben als die importierten Lebensmittel, von denen die Mehrheit der englischen Bevölkerung abhängt.

In Deutschland zeigen die Industrien nicht mehr den englischen Typ des unorganisierten Wettbewerbs. Jeder deutsche Produzent, vom größten Unternehmer bis zum kleinsten Handwerker, ist in dem Bewußtsein geschult, daß er ein Glied in einem Unternehmen zum öffentlichen Nutzen ist und daß seine persönlichen Interessen naturnotwendig denen des gesamten Landes untergeordnet sind.

Persönliche Handlungsfreiheit bringt im allgemeinen viel Verwirrung mit sich, die in einem autoritären System vermieden wird. Der Unterschied zwischen Deutschland und den demokratischen Ländern ist ähnlich dem zwischen einer Berufs- und einer Amateurfußballmannschaft. Die Amateure mögen ihre Freude an sich selbst haben, aber die Berufsspieler haben die Genugtuung, besser Fußball zu spielen. „Gemeinschaftsarbeit" in nationalen Angelegenheiten führt man in England viel im Munde, aber das Land bleibt tatsächlich im hohen Maße individualistisch. Die Nationalsozialisten predigen dies Ideal nicht nur, sondern handeln auch danach im Geiste ihres Wahlspruches „Gemeinschaft und Dienst".

Die Teilnahme an ihren hochentwickelten Gemeinschaften bedeutet viel harte Arbeit, aber es ist ebenfalls ein gut Teil Freude dabei. Die Jungens und Mädels und die jungen Männer und Frauen Deutschlands haben ein besseres Leben, als sie in irgendeinem anderen Lande haben könnten, außer sie gehörten reichen Familien an. Unter der nationalsozialistischen Herrschaft führen sie alle das gleiche Leben und tun dasselbe, ob ihre Eltern reich sind oder arm.

Die großen Lager der „Hitler-Jugend", die im Sommer über das ganze Land ausgebreitet sind, haben in der Welt nicht ihresgleichen als Schauplätze einer kräftigen, fröhlichen und glücklichen Jugend. Jede Art Sport ist für diese vom Schicksal begünstigten jungen Menschen vorgesehen, und sie werden in den verschiedensten Fertigkeiten unterwiesen, vom Segelflug und Segeln bis zum Reiten und Autoreparieren.

Hitler ist dagegen, Knaben Waffen in die Hand zu geben, wie Mussolini es tut. Bevor ein deutscher Junge in die Armee eintritt, richten seine Lehrer ihre ganze Aufmerksamkeit auf seine körperliche Ertüchtigung. Die Arbeitslager, in denen jeder junge Deutsche sechs Monate verbringen muß, sind eine nationale Universität der Kameradschaft, in der alle Klassen sich mischen und durch Erfahrung lernen, daß Handarbeit ihre eigene Würde hat.

Vielleicht haben diese Einrichtungen nicht ganz die vollständige Wirksamkeit, die sie auf dem Papier haben, aber man kann in allen Teilen des nationalen Lebens Deutschlands den aufbauenden Einfluß des nationalsozialistischen Regimes erkennen, durch den Ideale in die Wirklichkeit umgesetzt werden, die anderswo Träume sozialer Reformer bleiben. Typisch für die Aktivität der Nationalsozialisten ist der Feldzug unter dem Namen „Schönheit der Arbeit", ein Plan zur Schaffung von Gartenstädten und zur Umwandlung schmutziger Industrieanlagen in schmucke Arbeitsstätten. Sogar der Verkauf ordinärer komischer Bildpostkarten und die Verwendung anstößiger Plakate ist verboten worden.

Die deutschen Arbeiter werden ermutigt, ihr ganzes Können herzugeben, indem man Geschicklichkeitswettbewerbe organisiert, und zwar örtliche wie nationale. Dieser „Reichsberufswettkampf" bringt sie in einen freundschaftlichen Wettbewerb, jeden in seinem eigenen Handwerk, Barbiere und Schuhmacher, Maler und Röhrenleger, Schlächter und Grubenarbeiter — die Angehörigen jedes Berufes, in dem es möglich ist, die individuelle Geschicklichkeit zu messen.

Ein anderes Unternehmen der nationalsozialistischen Regierung ist die Errichtung halblandwirtschaftlicher Sied-

lungen, der „Heimstätten", für Industriearbeiter. Es sind Dörfer an den Rändern der Industriestädte. Jedes Arbeiterhaus ist von einem großen Gemüsegarten umgeben, so daß die Familie ihren Bedarf selbst erzeugen kann. Von Beginn an wurde dieser Plan darauf zugeschnitten, die Wohnbedürfnisse von zehn Millionen Menschen zu befriedigen.

Das sind einige der Aufbauerfolge, durch die die nationalsozialistische Regierung ihre Stellung in Deutschland gefestigt hat. Obwohl solche weitreichenden Änderungen autoritär durchgeführt werden, war das deutsche Volk doch froh über sie, und es fühlte, daß diese Maßnahmen ihm ein anständiges neues Vaterland schaffen würden. Das einzige, was dem in der englischen Erfahrung gleichkommt, ist der Geist des „Ich tue, was ich kann" beim Beginn des Weltkrieges.

Für die gesetzliebenden Bürger brachte die nationalsozialistische Regierung öffentliche Ordnung, politischen Frieden, mehr Arbeit, bessere Lebensbedingungen und das Versprechen, das seither auch erfüllt ist, Deutschland wieder zu einer großen Nation zu machen.

Auf die Leute, die zu ihren Plänen in Opposition traten oder den Anschein erweckten, das zu tun, legte die Regierung eine schwere Hand.

Humanität ist etwas, was in hohem Maße von den Umständen abhängt.

Der Jockey, der sein Pferd im Stall streichelt, kann ihm in einem harten Endspurt die Peitsche geben. Die Herren Deutschlands waren streng, weil sie überzeugt waren, daß das Schicksal ihres Landes auf dem Spiele stehe.

Wenn sie sich nicht durchsetzten, so würden die Tore für den Bolschewismus weit offen stehen, für den gleichen blutdürstigen Bolschewismus, der in Rußland gerast und „liquidiert", in Ungarn gemartert und massakriert und ein Höchstmaß an Schrecken in Spanien mit sich gebracht hat. Viele Gebiete Deutschlands wußten aus grimmiger Erfahrung, wie grausam die Roten sein können.

Die Nationalsozialisten glauben, daß ohne Hitler der Kommunismus Deutschland überschwemmt hätte und daß die bolschewistische Herrschaft dann vom Amur bis an den Rhein reichen würde.

„Wir Nationalsozialisten", sagen die nationalsozialistischen Führer, „retteten England davor, die Sowjets an ihre Türschwelle, wenn nicht sogar darüber, zu bekommen, genau wie die Japaner die Bolschewisten davon abhalten, einen Druck gegen Indien auszuüben."

Für Hitler ist der Bolschewismus politischer Aussatz. Er glaubt, daß nur beständige Wachsamkeit verhindern kann, daß er sich über Europa ausbreitet.

Seine Meinung über diesen Punkt gründet sich auf die Tatsache, daß er den Ausbruch des Bolschewismus in Spanien voraussah, der zu der allgemeinen Ermordung von Priestern, Nonnen und „Bourgeois" zu Beginn des Bürgerkrieges führte. Hitler sieht in der britischen Regierung und dem britischen Volk Menschen, die noch in einem Schlaraffenland leben.

„Der Tag wird vielleicht doch kommen", sagte er einst zu mir, „an dem Großbritannien Gott danken wird, daß Deutschland eine starke Armee hat, um Europa gegen Sowjetrußland zu verteidigen."

Als die nationalsozialistischen Führer die Aufgabe übernahmen, Deutschland wieder auf die Beine zu bringen, beschlossen sie, die feindlichen Elemente im Lande, die sonst hätten eine ständige Bedrohung in ihrem Machtbereich werden können, niederzuwerfen. Die Methoden, mit denen sie dabei vorgingen, waren sehr energisch, weil ihre Gegner erbarmungslos und hinterlistig waren.

Die Deutschen sind aber nicht die einzige Nation, die strenge Maßnahmen anwendet. Die amerikanische Polizei behandelt Streikende und Gefangene ziemlich rauh. Die italienische „Pazifizierung" Libyens war durch eine grimmige Strenge gekennzeichnet. Sogar die gutherzigen Österreicher warfen einen kommunistischen Aufstand in Wien nieder, bei dem es 1500 Tote und 4—5000 Verwundete gab und nach dem der schwerverwundete Rädelsführer auf einer Bahre zum Galgen geschleppt wurde. Hitler setzte mir einmal auseinander: Wenn die Verluste in dem Kampf zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten das gleiche Ausmaß im Verhältnis zu der Bevölkerung angenommen hätten, so hätte der Gesamtverlust in Deutschland die Höhe von 18000 Toten und 50000 Verwundeten erreicht. Es ist eine Tatsache, daß während der Revolution in Irland mehr Menschen getötet wurden als in Deutschland, das zwanzigmal soviel Einwohner hat.

Hätte der Kampf jedoch anders geendet und wären die Bolschewisten ans Ruder gekommen, so wären deutsche „Bourgeois", Geistliche und Offiziere ebenso hemmungslos hingeschlachtet worden wie in Rußland oder Rotspanien.

Die Nationalsozialisten gewannen die Macht mit kleinen Opfern von Menschenleben und -leiden. Nicht mehr

als fünf- oder sechshundert Leute wurden in einem Dutzend Jahren getötet, und auf jeden Gefangenen, der in ein Konzentrationslager gesteckt wurde, kommt ein Dutzend Menschen, die die Bolschewisten zu einem langsamen Tode in den arktischen Morästen verurteilt haben und noch immer verurteilen.

Die Feinde Deutschlands haben aus den Konzentrationslagern viel Kapital geschlagen, genau wie es von den Feinden Englands mit den angeblichen Mißbräuchen in den Konzentrationslagern in Südafrika während des Burenkrieges gemacht wurde. In beiden Fällen wurde ungeheuerlich und unbekümmert übertrieben. Daß viel mehr Grausamkeiten in Deutschland vorgefallen wären, wenn die Kommunisten Wächter statt Insassen der Konzentrationslager geworden wären, das wird bewiesen durch die Schreckenstaten, die überall sich ereignet haben, wo die Bolschewisten die Oberhand bekommen haben.

Das gesamte nationalsozialistische Regime anzuschwärzen, weil einige wenige untergeordnete Organe vielleicht ihre Machtvollkommenheit mißbraucht haben, ist ebenso unbillig, wie es wäre, wenn man die Regierung der Vereinigten Staaten wegen der Brutalitäten einiger Wärter von Kettensträflingen in den Bergen von Westvirginia verurteilen wollte.

Ein Konflikt mit den Juden ist so sicher ein Weg, sich in der ganzen Welt Feinde zu machen, daß die Nationalsozialisten für ihre antisemitische Politik schon schwer zahlen mußten, bevor sie sie in Kraft setzten.

Ihre Haltung beruht auf der Auffassung, daß die deutsche Nation sich im Belagerungszustand befindet.

Als sie damit begannen, die Friedensverträge umzu-

ſtoßen, erklärten die Nationalſozialiſten wie Männer, die in eine Schlacht ziehen: „Wer nicht mit uns iſt, iſt gegen uns." Nur ein raſſiſch reines Deutſchland, behaupteten ſie, ſei würdig, an dem Kampf um die nationale Freiheit teilzunehmen.

Die antiſemitiſche Grundauffaſſung wurde noch verſtärkt durch den Anteil, den die Juden an den kommuniſtiſchen Aufſtänden hatten, die den Zuſammenbruch des Krieges in ſo hohem Maße vervollſtändigten.

Im Vorkriegsdeutſchland brachte jüdiſche Abſtammung nur wenig Nachteil mit ſich. Die Juden konnten allerdings nicht Offiziere werden, aber alle anderen Berufe ſtanden ihnen offen, und reiche Juden wie Ballin, der Hamburger Reeder, waren ſogar enge Freunde des Kaiſers.

Aber in der Verwirrung nach dem Kriege vollzog ſich eine neue jüdiſche Invaſion nach Deutſchland. Sie ging von Polen und Galizien aus.

Die Urſache dieſer Einwanderung war der Zuſammenbruch der deutſchen Währung, der den Juden der benachbarten Länder die Chance gab, nach Herzensluſt große Profite zu machen.

Wer zu dieſer Zeit mit ausländiſchem Gelde nach Deutſchland kam, konnte Geſchäfte, Häuſer und andere Beſitztümer zu phantaſtiſch niedrigen Preiſen aufkaufen. Der Jude, der aus Lemberg oder Krakau mit dem Gegenwert einiger hundert Pfund abzog, fand ſich nach ſeiner Ankunft in Berlin als Kapitaliſt wieder mit den finanziellen Mitteln, die ſeiner Geſchäftstüchtigkeit vollen Spielraum ſicherten.

Derartige Raubzüge wurden noch erleichtert dadurch, daß das Jiddiſche der polniſchen und galiziſchen Juden

einem deutschen Dialekt ähnelt. Überdies waren unter der Republik Paßvorschriften und polizeiliche Anmeldungen bloße Formalitäten.

Vom eingeborenen deutschen Standpunkt aus bedeutete diese Zuwanderung eine Gefahr für die nationale Kultur, denn die ausländischen Juden brachten keine andere Weltanschauung mit als die eines kosmopolitischen Materialismus.

Und während diese minderen Elemente der jüdischen Rasse die deutsche Depression ausbeuteten, stürzte sich die Intelligenz der gleichen Rasse mit einem Würgegriff auf die wissenschaftlichen Berufe.

Obwohl die Statistik der Synagogenmitglieder auswies, daß die Juden nur 1 Prozent der Gesamtbevölkerung Deutschlands bildeten, waren 45 Prozent der Professorenschaft der Berliner medizinischen Fakultät Juden, als Hitler zur Macht kam; und die praktizierenden jüdischen Ärzte in den drei Hauptkrankenhäusern, in Moabit, Friedrichshain und Neukölln, bildeten nach dem Bericht 56, 63 und 67 Prozent der gesamten Ärzteschaft. Es gab sogar in katholischen Krankenhäusern zahlreiche jüdische Ärzte und Chirurgen. Unter der Republik waren die Pressechefs in den drei wichtigsten deutschen Ministerien Juden.

Der Anteil der jüdischen Rechtsanwälte schwankte zwischen 29 Prozent in Dortmund und 64 Prozent in Frankfurt, 66 Prozent in Berlin und 67 Prozent in Breslau. Juden beherrschten die Berliner Börse. Von 234 Theaterunternehmern in Deutschland waren 50,4 Prozent Juden, und in der Hauptstadt kamen auf fünf dieser Unternehmer vier Juden. Die Konfektionsgeschäfte und Warenhäuser Deutschlands waren praktisch jüdisches

Monopol. Am unerträglichsten aber von allem war vom nationalsozialistischen Standpunkt aus die Tatsache, daß die volkstümliche Presse und die Verlagshäuser in höchstem Maße von Juden besorgt und geleitet wurden, besonders die beiden hervorragenden Konzerne von Ullstein und Rudolf Mosse, die an der Spitze standen.

Da nach Hitlers öffentlichen Reden 98 Prozent der Posten in der Sowjetregierung von Juden besetzt sind, sehen die Nationalsozialisten eine Gefahr darin, wenn man Mitgliedern dieser Rasse erlaubt, einflußreiche Berufe auszuüben. Die Nationalsozialisten vertreten die Meinung, daß der Jude seinem Wesen nach grundsätzlich international ist und daß er als solcher unfähig ist, in nationalen Interessen wirklich aufzugehen. Sie sind der Ansicht, daß die Juden durch Instinkt wie Rasse sich zum Zusammenwirken mit den bolschewistischen Beherrschern Rußlands hingezogen fühlen.

Die Grundlage für diesen Verdacht verbreiterte sich noch durch den Anteil, den die Juden in schreiendem Mißverhältnis zu ihrer Zahl als Anstifter, Organisatoren und Führer nach dem Kriege an den verschiedenen kommunistischen Revolten in Mitteleuropa gehabt haben. Die mächtigste Figur in der Organisation, die sich bei Beginn des spanischen Bürgerkrieges als Madrider Regierung bezeichnete, war der jüdische Sowjetgesandte Rosenberg.

Die duldsame Haltung des Durchschnittsengländers gegen Juden, Kommunisten und jene verführten Intellektuellen, die man nachsichtig als „Salonbolschewisten" bezeichnet, ist in den Augen der Nationalsozialisten angesichts der wirklichen Gefahr stumpfsinnige Gleichgültigkeit. Sie sehen das als ein Anzeichen dafür an, daß die

britische Rasse jenen wachsamen gesunden Menschenverstand in Angelegenheiten, die ihr nationales Interesse angehen, durch den sie sich sonst auszuzeichnen pflegte, verloren hat. Hitler ist überzeugt, daß Juden in hohen Stellungen, oft mit Erfolg als echte Engländer oder Franzosen getarnt, spitzfindig und systematisch die Lebenskraft und die Leistungsfähigkeit Großbritanniens und in noch höherem Maße die Frankreichs zerstören. Daß ein jüdischer Autor wie Léon Blum, dessen Arbeit „Marriage" die „Immoralität" verherrlichte, Premierminister von Frankreich hat werden können, darin sehen die Deutschen nur eine Bestätigung ihrer Auffassung.

Da sie die Interessen der Stämme und der Religion ihren nationalen Zielen unterordnen, haben die nationalsozialistischen Führer auch nicht gezögert, sich um die kirchlichen Organisationen ihres Volkes zu kümmern. Sie rechtfertigen die Zurückdrängung der katholischen und evangelischen Kirche in Deutschland mit der Erklärung, daß sie sich mehr gegen die politische Tätigkeit als gegen den Glauben dieser Konfessionen richtet.

Es ist ein Grundsatz Hitlers, daß in allen außer den rein geistigen Angelegenheiten das Leben des deutschen Volkes keinem anderen Einfluß als dem des Nationalsozialismus unterworfen werden soll. Sein Kampf gegen die Kirchen in Deutschland beruht auf der Überzeugung, daß sie sich nicht nur mit dem religiösen Glauben ihrer Mitglieder befassen, sondern daß sie auch darauf ausgehen, deren Tätigkeit als Bürger zu kontrollieren.

Der Kanzler bestreitet besonders den Anspruch der römisch-katholischen Kirche, die Kinder ihrer Angehörigen zu erziehen. Wie die Tudor-Könige in England mißtraut er einer Bindung Deutscher an eine auswärtige Autorität

in Rom neben der nationalen. 20 Prozent der gesamten Grundfläche Deutschlands sollen der katholischen Kirche und ihren verschiedenen Ordensgesellschaften gehören.

Kein Ereignis im Verlauf von Hitlers Herrschaft hat die fremden Länder mehr in Unruhe versetzt als die gewaltsame „Säuberung" der Nationalsozialistischen Partei vom 30. Juni 1934. Die Liste der Personen, die bei den summarischen Hinrichtungen erschossen wurden, die in ganz Deutschland während jenes Wochenendes durchgeführt wurden, enthält neben solchen hervorragenden Erscheinungen wie General von Schleicher, dem Exkanzler, dessen Frau mit ihm starb, und Hauptmann Röhm, dem Führer der SA., viele andere Leute in hoher Stellung in der nationalsozialistischen Bewegung und im Regierungsdienst.

Die Erklärung für diese Aktion liegt in der Tatsache, daß die nationalsozialistische Bewegung zu dieser Zeit von einer inneren Spaltung bedroht war, die, wenn sie zur Entwicklung gekommen wäre, Deutschland in einen Bürgerkrieg gestürzt hätte. So erbarmungslos Hitlers Vorgehen auch war, er verteidigt es mit der Erklärung, daß, wenn er die Abtrünnigen unter seinen Gefolgsleuten nicht ausgerottet hätte, schließlich der Preis an menschlichen Leben für das Land viel größer geworden wäre. Er sieht es selbst so an, daß er in der Lage eines Kapitäns auf einem Schiff gewesen wäre, auf dem auf hoher See eine Meuterei ausgebrochen ist; und er betrachtet die Strenge seiner Maßnahmen als unerläßlich für die Sicherheit der Passagiere — was in diesem Falle die gesamte deutsche Nation war.

Es ist bekannt, daß Röhm und die Clique seiner Helfershelfer unzufrieden waren mit der Tatsache, daß die „Nazifizierung" Deutschlands nach *ihren* Ideen noch nicht vollständig war. Röhm wollte, daß seine zwei Millionen SA.-Leute nicht nur die Prätorianergarde der Partei sein, sondern auch die Verkörperung der nationalen Wehrkraft des Staates werden sollten.

Diese letztere Funktion hatte Hitler gern in den Händen der Reichswehr gelassen, die damals noch nominell auf eine Streitkraft von 100 000 vorzüglich ausgebildeten, langdienenden Soldaten beschränkt war.

Die Reichswehrgenerale stemmten sich hartnäckig Röhms Wunsch entgegen, daß seine zwei Millionen Braunhemden mit der nationalen Armee verschmolzen und die Führer der SA. zu militärischem Rang erhoben werden sollten.

Unter der republikanischen wie unter der nationalsozialistischen Regierung hatten sich die Reichswehrgenerale aus der Politik herausgehalten und sich nur mit ihrer Berufsaufgabe befaßt, die deutsche Armee zu der schlagkräftigsten der Welt zu machen. Sie waren nicht bereit, diesen Erfolg dadurch gefährden zu lassen, daß diese ausgezeichneten Soldaten in einem Massenzustrom von SA.-Männern untersanken. Hitler machte sich den Standpunkt der Generale zu eigen und hatte dadurch den Groll Röhms und seiner Genossen erregt, die sich nunmehr darauf vorbereiteten, ihre Braunhemdenlegionen zu einem Staatsstreich anzusetzen.

Wenn dieser Aufstand der Parteimiliz Erfolg gehabt hätte, so wäre ihm die Erledigung derjenigen gefolgt, die die Führer der Sturmabteilungen als ihre Gegner an-

sahen. Es soll eine Liste von Leuten, die man auf diese Weise beseitigen wollte, gefunden worden sein. Hitlers Freunde versichern, daß auch sein Name auf dieser Liste stand, und Hitler selbst erklärte in seiner Reichstagsrede nach den Erschießungen, daß einer der verurteilten Männer namens Uhl gestanden habe, daß er dazu bestimmt gewesen sei, Hitler zu ermorden, nachdem die SA.-Revolution zur Durchführung gekommen worden wäre.

Aber die Reichswehr verfügte über einen sehr wirksamen eigenen Geheimdienst, der die Pläne Röhms und seiner Gruppe genau verfolgte. Augenscheinlich waren es die Reichswehrgenerale, die Hitler dazu drängten, die Verschwörer zu vernichten, bevor diese Pläne vollständig waren.

Eine weitere Verwicklung lag darin, daß Röhm mit anderen mißvergnügten Männern der Öffentlichkeit in Deutschland in Beziehung stand. Dazu gehörte der ehrgeizige, intrigante und verbitterte General von Schleicher, der ursprünglich Hitler mit Hindenburg zusammengebracht hatte und nun wütend darüber war, daß der Mann, den er als Instrument zu benutzen versucht hatte, seinen Platz als Kanzler einnehmen sollte.

Nach seinem Tode ist Schleicher offiziell rehabilitiert worden, aber damals glaubten Hitler und seine Ratgeber, daß er und Röhm übereingekommen waren, Schleicher zum Haupt der Regierung zu machen. Überdies wurde Schleicher verdächtigt, Beziehungen zu unterhalten zwar nicht mit der französischen Regierung, aber mit Kreisen in Frankreich, die ihm von diesem Lande aus hätten Rückhalt geben können, wenn er mit Röhms Unterstützung die Kanzlerschaft wieder an sich bringen würde.

Diese Pläne sollten in die Tat umgesetzt werden nach dem jährlichen Juniurlaub der SA., während dessen Aufmärsche und das Tragen der Uniform ausfielen. In einem Befehl an seine Anhänger ging Röhm so weit, den „Feinden der SA." zu drohen, sie würden „ihre Antwort zu der Zeit und in der Form, wie es notwendig erscheint, erhalten. Die SA.", so schloß er, „ist und bleibt das Schicksal Deutschlands".

Es ist Hitlers gewöhnliche Praxis, sich nicht in politische Meinungsverschiedenheiten unter seinen Untergebenen einzumischen. Er bleibt als höchste Autorität über dem Getümmel, bereit einzugreifen nur, wenn solche Verschiedenheiten der Ansichten die Schlagkraft des Regimes bedrohen.

Das Wort „Krisis" ist viel strapaziert worden, seit Hitler zur Macht gekommen ist. Es gab eine Krisis, als Deutschland 1933 aus dem Völkerbund austrat, und eine andere 1934, als in Wien der nationalsozialistische Aufstand ausbrach. 1935 beseitigte Deutschland die militärischen Klauseln des Friedensvertrages. Das Jahr 1936 sah die Wiederbesetzung des Rheinlandes, während 1937 das Bombardement auf Almeria und die sich lang hinziehende „Krise" brachte, die die normale Atmosphäre im Nichteinmischungsausschuß war.

Von all diesen gespannten Situationen entwickelte sich die bedrohlichste aus der Wiederbesetzung des Rheinlandes. Sie war schon mehrere Monate erwartet, bevor sie eintrat, und ihr unmittelbares Vorspiel war die Ratifizierung des Militärbündnisses, das im vorhergehenden Jahre zwischen Frankreich und Rußland verhandelt wor-

den war. Hitler stellte die Behauptung auf, daß dies Bündnis unmittelbar gegen Deutschland allein gerichtet sei und ihn dazu berechtige, auf Grund des natürlichen, wenn auch nicht des formalen Rechtes neue Maßnahmen für die nationale Sicherheit zu treffen, indem er die Verteidigungskräfte Deutschlands wieder innerhalb der Grenzen seines eigenen Gebietes überallhin verteilte.

Der Zeitpunkt der Wiederbesetzung ist, wie man glaubt, durch die Tatsache bestimmt, daß die französische Regierung begonnen hatte, von England bestimmte Verpflichtungen zu fordern in Hinsicht auf die Aktion, die es unternehmen würde, wenn Deutschland das Rheinland wiederbesetzte.

Die deutsche Regierung schloß, daß Britannien, wenn es einmal solche Verpflichtungen eingehe, sie auch halten würde, daß jedoch, wenn das Rheinland wiederbesetzt würde, bevor die englische Regierung sich verpflichtet hätte, die Gefahr eines aktiven Widerstandes auf eine mögliche Aktion der französischen Regierung beschränkt bleiben würde.

Diese Gefahr war jedoch groß genug für die deutschen Generale, um über die Klugheit des Unternehmens in Zweifel zu geraten und zu zögern. Die deutsche Armee machte gerade den Prozeß der Umwandlung aus einer langdienenden Berufsarmee in ein kurzdienendes Volksheer durch. Alles, was die Armee tun konnte, war, isolierte Abteilungen ohne Verbindung durch die Organisation eines höheren Kommandos zu entsenden.

Hitler gab am Freitag, dem 6. März, den Befehl zum Einmarsch ins Rheinland, und am nächsten Morgen wurden der britische, französische und belgische Gesandte

plötzlich ersucht, am Mittag in die Reichskanzlei zu kommen. Hier las ihnen der Kanzler ein Memorandum vor und teilte ihnen mit, daß das Rheinland bereits besetzt sei. Dann entwickelte er ein neues Programm für die Sicherung des Friedens in Westeuropa.

Es bestand aus folgenden Punkten:

1. Nichtangriffspakte für 25 Jahre zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien.
2. Garantie dieser Pakte durch England und Italien.
3. Ein ähnlicher Pakt mit Holland, wenn erwünscht.
4. Ein Luftwaffenabkommen zwischen allen Weltmächten.
5. Nichtangriffspakte zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn einschließlich Litauen.
6. Wiederherstellung einer entmilitarisierten Zone an Deutschlands Westgrenze, wenn Frankreich auf seiner Seite das gleiche tun würde.
7. Bedingte Rückkehr Deutschlands in den Völkerbund.

Die britische Regierung nahm diesem Programm gegenüber eine geneigtere Haltung an als die französische, die die Wiederbesetzung des Rheinlandes als Bruch des Friedensvertrages und des Locarno-Abkommens bezeichnete.

Die französische Regierung fühlte sich ermutigt, sich aus folgenden Gründen stark zu machen:

1. Großbritannien war durch Locarno verpflichtet, Frankreich beizustehen.
2. Großbritannien hatte Frankreich dazu gebracht, ihm bei den Sanktionen gegen Italien seine Unterstützung zu leihen, so daß die Franzosen einen moralischen Anspruch auf eine ähnliche Unterstützung gegen Deutschland hatten.

3. Frankreich war relativ stärker gegenüber Deutschland, als es für die Zukunft erhoffen konnte, da das deutsche Volksheer erst sechs Monate bestand.

Ungefähr 30 000 deutsche Soldaten marschierten in das Rheinland: 19 Bataillone und 13 Batterien mit Train, Ingenieuren und Hilfstruppen.

Achtundvierzig Stunden nach der Wiederbesetzung hatte ich ein zweistündiges Interview mit dem deutschen Kanzler in München. Er präzisierte sein allgemeines Angebot von Nichtangriffspakten mit Staaten an seiner Ostgrenze noch, indem er im besonderen hinzufügte, daß er bereit sei, auch die Tschechoslowakei und Österreich darin einzuschließen. Er sagte ferner, daß, wenn seine Eröffnungen bei dieser Gelegenheit zurückgewiesen oder ignoriert würden wie andere in der Vergangenheit, er sie nicht erneuern würde.

Unterhaltungen mit anderen Mitgliedern der deutschen Regierung offenbarten mir einen Geist verzweifelter Entschlossenheit, der typisch für das deutsche Volk überhaupt zu sein schien.

„Wenn es zum Kriege kommt", sagte man mir, „so wird Deutschland bis zum letzten Widerstand leisten. Vielleicht ist dann der Bolschewismus der einzige Sieger. Vielleicht ist es das Schicksal *einer* deutschen Generation, zu sterben, um die Freiheit der nächsten zu sichern."

„Wir würden im Kriegsfall einige unangenehme Überraschungen für die Welt haben", war eine andere Versicherung, die mir gegeben wurde.

Einige Tage später hatte ich in Berlin eine einstün-

dige Unterredung nur mit Hitler und General Göring in der Reichskanzlei. Der Kanzler stellte die Bedingung, daß ich sie vertraulich behandeln möchte mit Ausnahme dessen, was ich autorisiert würde, von seinen Ansichten offiziellen Kreisen in England zu übermitteln. Es mag jedoch gesagt werden, daß er der Meinung war, die britische Regierung müsse sich klarmachen, daß die militärische Wiederbesetzung des Rheinlandes eine Angelegenheit von geringer Bedeutung sei im Vergleich zu dem Friedensplan, den er der Welt angeboten habe. Er würde alles tun, sagte er, bessere Beziehungen mit England zu schaffen und den Frieden in Westeuropa zu sichern, vorausgesetzt, daß man nicht von ihm fordere, daß er irgendeiner Beschränkung der deutschen Hoheitsrechte zustimme.

Er sprach sogar über einen praktischen Plan, die Spannung, die damals an der französischen Grenze bestand, herabzusetzen, aber dieser Plan wurde dann von den Franzosen abgelehnt.

Es sollte eine Volksabstimmung in Deutschland abgehalten werden, und ich begleitete Hitler im Flugzeug oder Sonderzug in mehrere Teile des Landes, um zu sehen, wie das Volk auf den Schritt, den er vollzogen hatte, reagierte. Seine Reden enthielten stets einen leidenschaftlichen Appell für den Frieden, der ebenso glühend von den riesigen Zuhörermassen aufgenommen wurde.

In Breslau lud der Kanzler mich ein, mit ihm durch die Straßen zu fahren. Ich saß im hinteren Sitz seines offenen Wagens, der der erste in einer langen Reihe von schwarzen Mercedes-Benz war. Hitler selbst stand aufrecht neben dem Fahrer auf dem Vordersitz. Wir fuh-

ren so 40 Minuten kaum schneller als im Spazierschritt durch die Straßen der Stadt, welche von dichten Menschenmassen umsäumt waren, die unaufhörlich „Heil! Heil! Heil!" riefen. Es schlug an unsere Ohren wie das Rauschen der See. Aus jedem Fenster hingen Flaggen und sahen Zuschauer heraus. Hitler blieb die ganze Zeit stehen, erhob seinen Arm zum Gruß und lächelte nach links und rechts.

Ich beobachtete die dichten Reihen auf beiden Seiten. Alle Altersschichten und alle Typen des Volks zeigten denselben Ausdruck ekstatischer Freude. Nur ganz gelegentlich sah man in der ungeheuren Menge, die auf 400 000 geschätzt wurde, ein einzelnes Gesicht, das mürrisch dreinschaute, und einen Arm, der nicht zum Gruß erhoben war. Aber 99% der Menschen zeigten alle Formen eines fanatischen und echten Enthusiasmus.

Ähnliche Szenen erlebte ich in Frankfurt und Köln, Städten in dem Gebiet, das gerade wiederbesetzt war, nachdem es nahezu achtzehn Jahre kein deutsches Militär gesehen hatte.

In solchen Beweisen dafür, welchen Platz Hitler sich im Herzen und den Köpfen seines Volkes errungen hatte, versandete die Krisis, die durch die Wiederbesetzung des Rheinlandes ausgelöst worden war. Ihre Grabschrift war ein „Fragebogen", der vom britischen Außenamt nach Berlin gerichtet wurde. Er begann mit der Frage, ob die deutsche Regierung nun der Meinung sei, daß sie den Stand erreicht habe, bei dem sie bereit sei, ihre Versprechungen in Zukunft zu halten. Diese Frage erregte so großen Anstoß in Deutschland, daß sie niemals beantwortet wurde.

Das Ergebnis der Krisis war, daß die Deutschen die

vollständige militärische Besetzung ihres Gebietes durchsetzten. Sie machten sich bald ans Werk, das Rheinland von der holländischen Grenze bis zum Schwarzwald zu befestigen, während die Franzosen hinter ihrer „Maginot-Linie" fortfuhren, die Einzelheiten ihres neuen Defensivbündnisses mit Großbritannien auf Grund von „Generalstabsunterhaltungen" der Armee und der Luftwaffe auszuarbeiten.

Das war der beste Ausgang, den die Weisheit westeuropäischer Staatsmänner für eine Situation finden konnte, die in ihren früheren Stadien wenigstens die Möglichkeit langjähriger Friedensverträge zwischen Deutschland und all seinen Nachbarn enthalten hatte, Friedensverträge als Gegenleistung für Hitlers Aktion, sich wieder die Freiheit militärischer Anordnungen innerhalb der Grenzen seines Landes zu nehmen.

Siebentes Kapitel

Männer um den Kanzler

Hitler hat seinen Freunden oft erzählt, er wolle sich mit sechzig Jahren aus dem öffentlichen Leben zurückziehen, in einem Alter, das er 1949 erreichen wird.

Danach möchte er für weitere zehn Jahre die Rolle eines älteren Staatsmannes spielen und nur noch seinem Nachfolger mit seinem Rat beistehen, aber keinen Teil an der Regierung selbst mehr nehmen. „Ich habe zu viele alte Leute in hohen Stellungen gesehen", ist eine Bemerkung, die er oft macht, zweifellos in Anspielung auf die letzten Jahre seines Vorgängers, des Reichspräsidenten Hindenburg.

In den Archiven der Reichskanzlei liegt ein Geheimdokument, in dem Hitler seinen Nachfolger bezeichnet hat. Es enthält die Namen von drei möglichen „Führern Deutschlands" in der Reihenfolge seiner Auswahl. Es kann wohl wenig Zweifel daran bestehen, daß der erste Name auf dieser Liste der General Görings ist.

Nach dem Kanzler ist Hermann Göring der mächtigste und populärste Mann in Deutschland. Er ist Luftfahrtminister und Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte, preußischer Ministerpräsident, Kommandeur der preußischen Polizei, Reichstagspräsident und Reichsjägermeister, ein Posten, der ihm die Leitung über die gesamten deutschen Staatsdomänen sichert.

Sein Wesen ist dem Hitlers fast entgegengesetzt. Görings Begabung liegt im Handeln, Hitlers in der

Kraft der Phantasie. Hitler ist introspektiv, Göring objektiv.

Das Band zwischen diesen Männern so entgegengesetzten Wesens ist die Treue. Autokratisch gegen andere, ordnet Göring sich seinem Führer mit der Ergebenheit eines Soldaten unter.

Sein Vater war der erste Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, und er selbst erhielt die reguläre militärische Erziehung eines Offiziers. Mit 19 Jahren wurde er zum Leutnant in einem preußischen Infanterieregiment befördert.

General Göring war 21 Jahre alt bei Kriegsausbruch, und er wußte es einzurichten, daß er entgegen den Wünschen seiner militärischen Vorgesetzten zur deutschen Luftwaffe versetzt wurde. Seine Geschicklichkeit als Führer von Kampfmaschinen erhob ihn schließlich zum Kommando des berühmten „Richthofengeschwaders", nachdem dessen Gründer gefallen war, und verschaffte ihm die höchste militärische Auszeichnung, den „Pour le mérite", dafür, daß er 36 feindliche Flugzeuge abgeschossen hatte.

Nach dem Kriege wurde er Verkehrsflieger in Schweden und heiratete dort die Baroneß Karin von Fock, die er bei einer Notlandung kennenlernte. Sie starb ungefähr zehn Jahre später, und General Göring hat nachher wieder geheiratet, und zwar Frau Emmi Sonnemann, eine schöne und talentvolle deutsche Schauspielerin —; die Hochzeit hatte fast königliches Ausmaß. Göring kam 1922 nach München, um an der Universität zu studieren. Hier wurde er ein Anhänger Hitlers und bei der Novembererhebung von 1923 schwer verwundet.

Als einer der ersten Nationalsozialisten in den Reichstag gewählt, wirkte er von 1928 an als Führer der par-

lamentarischen Partei, und heute, wo der Reichstag vollständig nationalsozialistisch ist, führt er das Präsidium bei den kurzen, rein formalen und seltenen Sitzungen, zu denen das Haus sich versammelt, um Mitteilungen über die Regierungspolitik entgegenzunehmen.

Nach der Machtübernahme durch die Partei wurde Göring schnell hintereinander in seine gegenwärtigen Stellungen befördert und überdies vom Hauptmannsrang in den Rang eines Generals erhoben. Seine Stellung ist dem Wesen nach die eines Vizekanzlers.

General Göring ist ein typischer Preuße: mutig, hart, draufgängerisch und autoritativ. „Zähigkeit" ist seine hervorstechendste Eigenschaft.

Bei meinem ersten Besuch bei ihm, als er gerade zwölf Monate im Amt war, sagte er zu mir: „Die Völker sind verschieden. Ihre geruhsamen britischen Methoden würden für Deutschland nicht passen. Die Deutschen brauchen und lieben eine schwere Hand. Bevor ich preußischer Ministerpräsident wurde, gab es im Monat allein in Berlin vier Sexualmorde, weil unter dem republikanischen Regime Todesurteile fast immer in Zuchthaus umgewandelt wurden. Jetzt, seitdem ich im Amt bin, weiß jeder, daß für solche Morde nicht allein sicher ein Todesurteil gefällt wird, sondern daß es auch ebenso sicher vollstreckt wird. Das Ergebnis ist, daß es in ganz Preußen während der letzten zwölf Monate nur noch vier Morde dieser Art gegeben hat."

Sein Wesen ist so machtvoll wie seine physische Erscheinung. Sein Leibesumfang kommt nicht von Schlaffheit, sondern ist Ausdruck von Kraft. Seine hellblauen Augen haben den festen, wachsamen Blick vollkommener Gesundheit. Seine Gesichtsfarbe ist rosig wie die eines

Knaben. Das Schießen ist seine Leidenschaft, er ist ein erstklassiger Gewehr- und Pistolenschütze. Er hat eine scharfe Kommandostimme, aber er verfügt auch über einen kräftigen und rauhen Humor und bricht gern in lautes und joviales Gelächter aus.

Im England des 16. Jahrhunderts gab es viele Männer von diesem Typ, verwegen, ruhelos und erbarmungslos, mit herrischen Gewohnheiten und einer Vorliebe für kühne Abenteuer.

Kardinal Wolsey, Heinrichs VIII. großer Minister, der Hampton Court baute, hatte dieselbe Vorliebe für Luxus und eine weiträumige und schöne Umgebung. Die Gobelins, Gemälde und Möbel, mit denen General Göring sich umgibt, hätten einem Fürsten der italienischen Renaissance gehören können.

Diese temperamentvolle Vorliebe für den äußeren Glanz zeigt sich auch in seinem Anzug. Die Mannigfaltigkeit seiner Uniformen ist schon sprichwörtlich geworden; zu Hause trägt er Anzüge nach eigenem Entwurf, deren Originalität oft verblüffend ist.

In seiner schloßartigen Residenz als preußischer Ministerpräsident sitzt er in einem hohen eichengeschnitzten Sessel an einem langen Refektoriumstisch, der schwere silberne Leuchter mit großen Altarkerzen von reichverzierter Form trägt. Große Fotografien seiner verstorbenen schönen ersten Frau und seines Vaters in der Uniform eines Gouverneurs von Südwestafrika stehen ihm auf dem Tisch vor Augen, ferner ein silbernes Zigarrenkästchen in altem italienischen Muster, mit Halbedelsteinen besetzt. Das Zimmer enthält ferner prächtige Ge-

mälde aus deutschen Museen, und wo seine Wände nicht mit in Leder gebundenen Büchern bedeckt sind, hängen Schwerter aller Art von damaszierten, indischen Säbeln mit goldenem Heft bis zu mittelalterlichen Zweihändern. Auf geschnitzten Eichentruhen stehen große goldene und silberne Kannen, glänzende Beispiele des deutschen Kunsthandwerks des 15. Jahrhunderts.

Das Heim, das er in dem neuen Luftfahrtministerium für sich selbst bestimmt hat, ist eine schöne Wohnung, und auf der Schorfheide, einer einsamen Heide 40 km von Berlin, hat er sich ein prächtiges Jagdhaus gebaut, das er nach seiner ersten Frau, deren Gruft sich auch auf dem Grundstück befindet, Karinhall genannt hat. Die großen und reich ausgestatteten Räume sind mit seinen Jagdtrophäen angefüllt und mit schönen Kunstwerken aus den Berliner Museen geschmückt. Auf dem Rasen spielen junge Löwen, und hunderte Hektar des Moores rundherum sind für das Publikum gesperrt und werden beständig von den Förstern des Generals abgegangen.

Der Luftfahrtminister wird sorgfältig bewacht. Als er bei einer Gelegenheit an seinem Schreibtisch saß und mir mit lebhaften Gesten seine Unzufriedenheit damit ausdrückte, daß die britische Regierung den rechtmäßigen Charakter der deutschen Ansprüche nicht begreifen wolle, wurde die Tür seines großen Arbeitszimmers ohne alle Zeremonie aufgerissen, und ein livrierter Portier stürzte herein mit den Worten: „Exzellenz, die Wache ist da!"

Ich sah zur Tür hinaus, und mein Blick fiel auf die aufgepflanzten Bajonette dicht hinter dem Diener und auf die Stahlhelme von Görings militärischer Begleitmannschaft, deren Quartier normalerweise die Wache vor den verschlossenen Hoftoren ist.

General Göring stieß einen Soldatenfluch aus. „Sagen Sie ihnen, daß es ein Probealarm war", sagte er, und als er meine Überraschung gewahr wurde, fügte er lachend hinzu: „Ich muß tatsächlich an diese Klingel gekommen sein. Sie geht los, wenn ich mich zu heftig in meinem Sessel bewege. Sehen Sie, es hat Zeiten gegeben, wo wir wußten, daß sich einige zweifelhafte Leute in der Gegend herumtrieben, und deswegen ist hier ein verborgener Klingelknopf, auf den ich drücken kann, wenn durch irgendeine unwahrscheinliche Gelegenheit ein Mordbube es fertigbringen sollte, in mein Zimmer einzudringen."

So desperat und erbarmungslos sich manche rote Agenten in Deutschland in den Tagen vor Hitler erwiesen, sie würden nur eine sehr geringe Chance haben, bei General Göring außer in Handschellen wieder herauszukommen. Er hat einige glänzende Ideen in den verschiedenen Wohnsitzen, die er gebaut hat, verwirklicht oder zu seinem Gebrauch übernommen. Die Vorführung einer von ihnen schloß mit einem lauten Klicken von Stahl aus verschiedenen Teilen des Raumes.

„Nun können Sie nicht mehr raus", sagte der General mit einem grimmigen Lächeln. „Alle Türen sind verschlossen."

Ich war zu dem ersten Essen eingeladen, das General Göring in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber nach dem offenen Wiederaufbau der deutschen Luftwaffe gab. Die anderen Gäste waren alle ausländische Luftattachés und ihre Damen, und mit Ausnahme eines einzigen deutschen Beamten war ich der einzige Mann in Zivil.

General Göring trug den Paradeanzug der Luftwaffe

mit vielen Orden und dem breiten grünen Band der höchsten Klasse des italienischen Ordens von Sankt Mauritius und Sankt Lazarus, den ihm Mussolini verliehen hatte, quer über der Brust. Wie ihm die Gäste in ihren mannigfaltigen nationalen Uniformen vorgestellt wurden, sah ich seinen Blick sich mit besonderem Interesse auf die Uniform des britischen Luftattachés, Colonel Don, heften, der den Messeanzug der königlichen Luftwaffe trug. Das Auge des Generals ruhte auf den Einzelheiten des kurzen Messejacketts mit größter Aufmerksamkeit. Später am Abend bemerkte ich gegenüber Colonel Don, er würde wohl verantwortlich sein für die Einführung eines weiteren Ausrüstungsstückes für die wohlversorgte Garderobe des deutschen Luftfahrtministers. Diese Prophezeiung erfüllte sich, denn als ich das nächste Mal die Ehre hatte, von General Göring zum Essen eingeladen zu sein, trug er ein Messejackett, das mit Ausnahme der Abzeichen und Aufschläge eine genaue Wiederholung dessen war, das bei der königlichen Luftwaffe getragen wird. Es ist seitdem zum vorschriftsmäßigen Abendanzug der deutschen Luftwaffe bestimmt worden.

Das Essen, das von einer wohlbekannten Restauration im Westen geliefert wurde, war ausgezeichnet, und alles im Hause, das ganz neu nach General Görings Anweisungen ausgestattet war, trug den Stempel eines höchstmöglichen Luxus. „Das ist eine sehr schöne Kopie des berühmten Rubens, Exzellenz", hörte ich einen seiner auswärtigen Gäste zu dem General sagen.

„Kopie? Das i s t der berühmte Rubens!" war Görings entrüstete Antwort.

Seit den prunkvollen Tagen des Sonnenkönigs dürfte

es kaum eine so malerische Gesellschaft in Europa gegeben haben wie Görings abendliche Gartengesellschaft während der Olympischen Spiele 1936. Sie wurde im Garten hinter dem ungeheuren neuen Luftfahrtministerium veranstaltet. Das Schwimmbad war mit Wasserlilien bedeckt, die in dem Funkeln von unter dem Wasser angebrachten Lampen schaukelten; die breite Fläche des Rasens war von Flutlicht angeleuchtet durch Luftabwehrscheinwerfer, die auf den Dächern rundum aufgestellt waren.

Nachdem das Ballett der Berliner Oper auf dem Rasen vor einer Zuschauerschaft getanzt hatte, die beim Essen unter Bäumen mit Girlanden von farbigen elektrischen Lichtern saß, wurde eine spanische Wand von ungefähr 40 oder 50 m Länge hinten im Garten plötzlich weggezogen, und es kam ein vollständiger Wiener Wurstelprater zum Vorschein mit Karussell, Schießbuden, Rutschbahnen und malerischen Wein- und Bierlauben, in denen reizende junge deutsche Schauspielerinnen im Tirolerkostüm darauf warteten, die Gäste des Generals zu empfangen.

Die Kosten des Abends müssen allerdings beträchtlich gewesen sein, denn es schienen ebenso viele Menschen zur Unterhaltung der Gäste da zu sein als Gäste selbst, aber als originelles und anziehendes Schauspiel zeichnete das Fest sich durch die ganze Wirksamkeit aus, auf der General Göring bei jeder Unternehmung besteht, mit der er sich befaßt.

Obwohl der nationalsozialistische Geist zu ernst ist, als daß solche gesellschaftliche Unterhaltungen anders als ausnahmsweise stattfinden, bildet eine regelmäßige Erscheinung der Berliner Wintersaison der große Ball, den

General Göring jeden Februar in der Staatsoper gibt. Dieser Ball kommt einem Hofempfang heute in Deutschland am nächsten, und es ist der Ehrgeiz jeder jungen Dame der Berliner Gesellschaft, eine Einladung dazu zu bekommen.

Auf gleicher Höhe mit der Bühne ist eine Tanzfläche eingebaut, und die Seiten- und Hinterräume der Bühne werden aufgemacht, um noch mehr Raum für die Hunderte von Tänzern zu schaffen. Lakaien in roten Livreen und weißen Kniehosen und Strümpfen bilden Spalier auf der großen Treppe, mit altmodischen Kerzen in gläsernen Haltern auf langen Stäben in der Hand.

General Göring und seine Gemahlin sitzen in der ehemaligen Kaiserloge, die groß genug ist, um einen geräumigen Empfangsraum abzugeben. Beim Essen mit ihnen während des letzten Balles, den sie gaben, traf ich den Herzog und die Herzogin von Braunschweig, den Schwiegersohn und die Tochter des Exkaisers, die man oft bei bedeutenden nationalsozialistischen Veranstaltungen sehen kann; ferner Sir Henry Deterding, den Ölmagnaten, und seine junge deutsche Frau; schließlich ein Dutzend Offiziere der italienischen Luftstreitkräfte in Uniform und viele Mitglieder der deutschen Regierung. Der Kanzler selbst erscheint nicht bei diesen festlichen gesellschaftlichen Veranstaltungen.

Es war eine jener „gemütlichen", zwanglosen Abendgesellschaften, wie die Deutschen sie gern haben, wobei es für die Durstigen ebensogut Bier wie Champagner gibt. Frau Göring, die sicherlich die bestangezogene Frau Deutschlands ist, stellte eine strahlende Gastgeberin dar in ihrem naturblonden Haar und mit ihrem schönen nord-

deutschen Gesicht und ihrer musikalischen, gut modulierten Stimme.

Der General selbst war im Fliegermeßanzug. In einem Augenblick sprach er über Rohstoffprobleme mit Sir Henry Deterding, im nächsten küßte er einer Schauspielerin die Hand, bald wandte er sich zu dem polnischen Gesandten und beschrieb, wie er bei seinem kürzlichen Jagdausflug in Polen zwei Luchse geschossen hatte; oder er schüttelte den Kopf über ein Kaviarbrötchen mit der Bemerkung: „Ach, diese Bolschewisten! Sie können uns heutzutage nicht einmal mehr guten Kaviar schicken!"

Ich habe viele ein- bis zweistündige Unterredungen mit General Göring gehabt, in denen er seine Ansichten über eine Fülle internationaler Fragen freimütig und sehr lebhaft ausdrückte. Am Ende dieser Gespräche geht er gewöhnlich in seinem großen Zimmer auf und ab, aber zu Beginn zieht er immer sein silbernes Rokokozigarrenkästchen zu sich heran und nimmt aus ihm eine jener schwarzen dünnen „Virginia"-Zigarren mit Strohmundstück, die man sonst selten außerhalb Italiens sieht. Er geht mit ihr in der italienischen Weise um, indem er den dünnen Halm im Inneren des Mundstücks herauszieht, ihn mit einem Zündholz ansteckt und ihn dann benutzt, um die Zigarre anzubrennen.

Bei solchen Gelegenheiten kommt General Göring stets auf e i n e n Gegenstand zurück: die Notwendigkeit enger Zusammenarbeit zwischen England und Deutschland. „Wir respektieren und lieben die britische Rasse", hat er mir wiederholt gesagt. „Sie sind mit uns blutverwandt, und wir wünschen Sie mächtig und stark zu sehen. Es geht uns nichts an, wie groß Sie Ihre Luftwaffe aus-

bauen. Heben Sie auch eine nationale Armee aus, wenn Sie wollen. Deutschland ist ganz damit einverstanden, wenn Großbritannien sich so stark macht, wie es für nötig hält.

Wenn unsere beiden Länder sich verständigten, so würde der Friede Europas auf unerschütterlichen Grundlagen ruhen. Wer würde etwas ausrichten können gegen die britische Flotte und die deutsche Armee?

Es gibt nichts auf der Erde, worüber Großbritannien und Deutschland in Streit geraten müßten. Wir würden sogar bereit sein, die britischen Interessen in jedem Teil des Erdballs zu garantieren. Aber Sie müssen uns dafür die Stellung auf dem Kontinent einräumen, auf die wir durch unsere nationalen Eigenschaften und unsere nationale Lage Anspruch haben, genau wie Sie darauf Anspruch haben, den britischen Machtstand und Einfluß in Ihrem ganzen großen Weltreich zu behaupten.

Wir würden es weit vorziehen, Großbritannien sich auf seine eigenen Interessen konzentrieren zu sehen, als daß es sich mit der vagen und aufdringlichen Politik des Völkerbundes befaßt."

General Görings Bewunderung für Großbritannien begann, als er im Kriege gegen unsere Luftwaffe kämpfte. „Feine Kerls!" sagt er mit dem grimmigen Lächeln der Erinnerung eines Soldaten.

Jedoch vermag diese freundliche Gesinnung gegen England und die persönliche Freundschaft, die General Göring mit mehreren bekannten Mitgliedern der britischen Aristokratie unterhält, in keiner Weise seine Auffassung von den berechtigten Ansprüchen Deutschlands zu ändern. Er weist alle Kritik an dem Interesse, das das Reich an dem Schicksal jener Bevölkerung von 3½ Millionen

Deutschen, die zur Zeit außerhalb seiner Grenzen der Tschechoslowakei leben, nimmt, nachhaltig zurück.

„Wenn es sich um Leute britischer Abstammung handelte, würden Sie dann nicht dieselben Gefühle für sie haben?" so fragt er.

Vielleicht ist Dr. Josef Goebbels, der Propagandaminister, der engste Mitarbeiter Hitlers, obwohl seine direkte Autorität im Lande nicht den weiten Umfang hat wie die General Görings. Daß dieser Mann sich eine so hervorragende Stellung hat aufbauen können im neuen Deutschland, das ist ein Tribut an sein Genie, seine Entschlossenheit und an die Schärfe seines Verstandes, die alle, welche ihn kennen, bezeugen werden.

Dr. Goebbels ist eine der wenigen führenden Persönlichkeiten in Deutschland, die man stets lächeln sieht, obwohl es verkehrt wäre, daraus zu schließen, daß seine Stimmung unveränderlich wohlwollend ist. Seine Augen sind dunkel, lebhaft, scharf beobachtend und ausdrucksvoll. Im Privatleben ist seine Rede ein beständiger Strom von witzigen und scherzhaften Bemerkungen über die Angelegenheiten der Welt.

Als Redner wird er in seiner Macht auf das deutsche Volk nur von Hitler selbst übertroffen; seine Ansprachen erscheinen für ausländische Ohren sogar variantenreicher, glänzender und kühner als die ernsteren Reden seines Chefs. Dr. Goebbels ist Rheinländer, 1897 geboren, Sohn katholischer Eltern, in einer katholischen Schule erzogen. Er studierte an verschiedenen Universitäten, so auch in Heidelberg, wo er im Jahre 1921 seinen philosophischen Doktor machte.

Er war zuerst politisch tätig bei der Organisation des Widerstandes gegen die französische Besetzung des Ruhrgebietes im Jahre 1923. Im folgenden Jahre trat er der Nationalsozialistischen Partei bei und gab eine Ortszeitung der Bewegung in Elberfeld heraus.

Goebbels hat stets Norddeutschland und im besonderen die Hauptstadt zu seinem Sondergebiet gemacht. Obwohl Rheinländer, kann er mit einer großen Zuhörerschaft gewitzter Berliner Arbeiter meisterhaft umgehen.

Seine Geschicklichkeit in der Organisation der Propaganda war unschätzbar in den Kampfjahren der Partei. Er ist heute ihr Propagandachef und kontrolliert die Presse, das Kino, das Theater und alle publizistischen Einrichtungen. Er hat einen wachsamen, um Hilfsmittel nie verlegenen und satirischen Verstand. Seine hohe Stellung ist nicht nur in seiner Macht über die ironische volkstümliche Beredsamkeit und einem untrüglichen politischen Instinkt begründet, sondern auch in enger persönlicher Freundschaft mit Hitler, an dessen Tafel er ein täglicher Gast ist, wenn der Kanzler sich in Berlin aufhält.

Rudolf Heß, dessen Amt als persönlicher Stellvertreter des Führers an der Spitze der nationalsozialistischen Organisation ihn in besonders naher Berührung mit dem Führer hält, ist ein großer, dunkler, schweigsamer und kräftiger Mann im Anfang der Vierziger. Er trat 1921 in Beziehung zu Hitler, fasziniert von einer Rede, die er hörte, kurz nachdem er als Feldpilot bei der deutschen Luftwaffe ausgeschieden war.

Heß wurde geboren und verbrachte seine Kindheit in Alexandria in Ägypten, wo sein Vater als reicher deut-

scher Import- und Exportkaufmann lebte. Der Besitz der Familie wurde bei Kriegsausbruch beschlagnahmt; als der Krieg vorüber war, ging Heß auf die Universität München, um seine Studien fortzusetzen. Er arbeitete als Assistent bei Professor Haushofer, einem ehemaligen General, der politische Geographie las. Später wurde Heß Privatsekretär Hitlers. Er teilte die Haft seines Führers in Landsberg, und ihm wurde ein großer Teil von „Mein Kampf" dort diktiert.

Mit einer feurigen und wagemutigen Veranlagung, durch die er sich im Kriege auszeichnete, verbindet sich in ihm ein gewisses träumerisches und künstlerisches Wesen. Seine Vertrauensstellung bei Hitler ist durch die erprobten Eigenschaften seines Charakters gesichert. Heß ist völlig gleichgültig gegen finanzielle Überlegungen oder persönliches Vorwärtskommen, und an seiner Treue besteht kein Zweifel. Seine Hauptfunktion ist die Leitung der Nationalsozialistischen Partei. Für diese Aufgabe hat er Vollmacht, nach seinem eigenen Urteil im Namen des Kanzlers zu entscheiden, und sein Titel „Stellvertreter des Führers" ist alles andere als rein nomineller Natur.

Selbst in Deutschland ist Heß in gewisser Beziehung ein von Geheimnis umgebener Mann, aber nichtsdestoweniger in der Öffentlichkeit beliebt. Der gespannte Ausdruck seiner dicht zusammenstehenden, überhängenden schwarzen Augenbrauen und seiner hellblauen Augen verwandelt sich gern in ein freundliches Lächeln. Sein angegrautes Haar trägt er immer unbedeckt, und er ist der einzige hervorragende Nationalsozialist, der das einfache braune Hemd der SA. dem eleganteren Waffenrock der Parteiuniform vorzieht.

Heß hat eine besondere Vorliebe für den Motorsport.

Im Jahre 1934 gewann er das jährliche Luftrennen um die Zugspitze, den höchsten Berg in Deutschland, und er fährt seinen 90 PS-Mercedes-Kompressor mit der Geschicklichkeit und dem Schneid eines Rennfahrers. Eine Fahrt, zu der er mich an einem nassen Wintertag mitnahm, um den riesigen Viadukt anzusehen, der für die neue Autobahn von München bis an die österreichische Grenze gebaut wurde, war ein Erlebnis, an das ich mich immer erinnern werde. Der Stellvertreter des Führers fuhr häufig über verzweifelt glitschige Strecken mit 150 in der Stunde. Als er sich einer Biegung der Straße näherte, nahm er einen Gangwechsel vor, ohne vorher die Geschwindigkeit zu vermindern, und so leise, daß nichts als der veränderte Ton des Motors den Vorgang erkennen ließ.

Die britische Öffentlichkeit kennt besser als jeden dieser Mitarbeiter des deutschen Kanzlers Joachim von Ribbentrop, den jetzigen Minister des Auswärtigen.

Seine Laufbahn ist kosmopolitischer in den Umständen und den Erfahrungen gewesen als die der anderen Mitglieder in der Gruppe der nächsten Mitarbeiter des Kanzlers. Ribbentrop ist 1892 in Wesel am Rhein geboren und in Metz in die Schule gegangen. Er stammt aus einer Offiziersfamilie. Sein Vater war Oberst, und einer seiner Vorfahren war Generalquartiermeister unter Marschall Blücher in der Schlacht von Waterloo. Seine Jugend verbrachte er in verschiedenen Ländern, wobei er sich auch seine vollendete Kenntnis des Französischen und Englischen erwarb. Von seinem fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahre war er in der Schweiz, dann lebte er ein Jahr lang in der Familie eines Professors in

England, und 1910 ging er mit achtzehn Jahren nach Kanada.

Von Ribbentrop war jetzt darauf angewiesen, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, und in wirklich amerikanischem Stil begann er damit, eine Arbeit bei der großen Quebecbrücke anzunehmen, die damals über den St.-Lawrence-Strom gebaut wurde. Er blieb hier zwei Jahre beschäftigt, hauptsächlich auf den Eisenbahngleisen und bei den Senkkästen.

Als 1914 der Krieg begann, kehrte er auf einem holländischen Schiff nach Deutschland zurück. Unterwegs lief das Schiff einen britischen Hafen an, und zwei Tage lang versteckten sich von Ribbentrop und ein anderer Deutscher in den Kohlenbunkern, um der Verhaftung und Internierung durch die britische Polizei zu entgehen.

In Deutschland wurde er dann in einem Husarenregiment eingestellt und diente an der russischen Front und später im Kriegsministerium. Am Ende des Krieges war er in Konstantinopel als Attaché bei der deutschen Gesandtschaft.

Danach richtete sich seine Tätigkeit zunächst auf den Weinhandel, wobei er wieder nach Frankreich kam. Sie führte schließlich zu seiner Heirat mit Fräulein Henkell, der Tochter des Besitzers der weltbekannten deutschen Sektkellerei.

Einige Jahre vor seiner Ernennung nach London im Jahre 1936 war er außerordentlicher deutscher Gesandter und hatte einen beträchtlichen diplomatischen Stab in Berlin zu seiner eigenen Verfügung. Er war es, der das englisch-deutsche Flottenabkommen abschloß, die erfolgreichste Vereinbarung, die zwischen den beiden Ländern unter der nationalsozialistischen Regierung getroffen wor-

den ist, und er wirkte als Hitlers Gesandter in Großbritannien während der Krisis der Wiederbesetzung des Rheinlandes.

Wenn die Zeit es erlaubt, geben von Ribbentrop und seine Gemahlin gern Gesellschaften in ihrem reizenden Haus in dem Villenvorort Dahlem. Beide verfügen über einen ungewöhnlichen gesellschaftlichen Charme. Seine Exzellenz ist außerdem ein guter Geiger, besitzt Rassepferde, geht auf Gemsjagd in Österreich und ist ein Liebhaber des Golfspiels.

Er kam als Gesandter nach London mit dem ernsten Vorsatz, eine englisch-deutsche Annäherung zustande zu bringen. Es war eine bittere Enttäuschung für ihn, daß seine Bemühungen nicht mehr Erfolg hatten.

Achtes Kapitel

Adolf Hitlers Ziele

Ist Hitler aufrichtig?

Nach meiner ersten Zusammenkunft mit ihm im Jahre 1933, als seine Erfahrung mit der Macht noch erst nach Monaten zählte, schrieb ich, daß ich an seine Friedensversicherungen aus zwei Gründen glaubte:

1. Weil er vollkommen mit seiner ungeheuren Aufgabe des inneren Wiederaufbaus beschäftigt war, und
2. weil er die Abneigung eines ehemaligen Kriegsteilnehmers gegen die Zufälligkeiten und das Unheil des Krieges hatte.

Vier Jahre sind seitdem vergangen. Hitler hat sich vollständig dem inneren Wiederaufbau gewidmet. Obwohl einige Entwicklungsphasen dieses Prozesses, wie die Wiederbesetzung des Rheinlandes, möglicherweise aggressiv erscheinen können, ist kein einziger Schuß abgefeuert worden und kein einziger Zwischenfall an irgendeiner Grenze Deutschlands vorgekommen.

Über die Aufrichtigkeit eines Staatsmannes zu urteilen, ist eine schwierige Aufgabe, aber Hitler hat eine Eigenschaft, die ich persönlich bezeugen kann und die zum mindesten eine gewisse Voraussetzung für Aufrichtigkeit darstellt. Das ist seine Beständigkeit.

Er verfehlt keine Gelegenheit, seinen Wunsch nach Frieden zu erklären, und er verbindet ihn mit der Hoffnung, daß die englisch-deutschen Beziehungen enger und herzlicher werden.

Viele meiner Unterredungen mit Hitler haben in aufgeregten Zeiten stattgefunden, in denen sogar ein verantwortlicher Staatsmann seine Ansprüche überbetonen kann. Ich bin immer aus ihnen fortgegangen mit dem Eindruck der Kontinuität in seinen Plänen, die, selbst wenn sie weiter gehen, als es manchen Ländern lieb sein mag, sich doch im Rahmen des gesunden Menschenverstands halten. Wie Gladstone ist der deutsche Kanzler ein feuriger Redner, aber ein kühler Denker. Seit er sein Amt angetreten hat, hat er keine Äußerung über auswärtige Politik getan, die zu bedauern er Grund gehabt hätte.

Der Unterschied zwischen Hitlers Standpunkt und dem der Westmächte in internationalen Fragen liegt darin, daß er die europäische Lage niemals als eine statische angesehen hat, während wir versucht haben, sie statisch zu halten. Die britische und französische Regierung sahen den Versailler Vertrag als eine Einrichtung an, die eine dauernde Ordnung der europäischen Angelegenheiten sichern sollte. Für sie war dieser Vertrag eine endgültige und wohlüberlegte Institution, die man aufrechterhalten mußte. Für Hitler war es eine vorübergehende und unnatürliche Situation, die geändert werden mußte.

Von dem Augenblick an, in dem er die Leitung der Regierung erhielt, ist sein Ziel gewesen, Deutschland die Gleichberechtigung mit den anderen Großmächten zu sichern. Aus diesem Vorsatz heraus baute er die deutsche Armee, Flotte und Luftwaffe wieder auf und übernahm wieder die vollständige Souveränität über das ganze nationale Gebiet. Es wird sich erweisen, daß dieser Ausgleichsprozeß noch nicht vorbei ist.

Danzig und Memel sind zwei deutsche Städte, die noch

außerhalb der Reiches liegen, von dem sie durch den Friedensvertrag losgerissen wurden. Deutschland wird nicht ruhen, bis es sie zurückgewonnen hat. Das wird nicht mit Notwendigkeit den Krieg bedeuten. Starke Mächte sind in der günstigen Lage, ihre Vorsätze auf dem Verhandlungswege zu verwirklichen.

Aber selbst wenn Memel und Danzig morgen zurückgegeben würden, würden die deutschen Ansprüche immer noch unerfüllt bleiben. Das nationalsozialistische politische Denken wird beherrscht von dem Begriff des „Germanentums". Es erhebt den Anspruch, eine besondere Beziehung zu allen Germanen in Europa herzustellen, mit denen das Volk des Reiches geschichtliche und kulturelle Zusammenhänge verbinden. Die gegenwärtigen Herren Deutschlands haben ihren Anspruch auf Vereinigung mit Österreich durchgesetzt, und sie werden nicht ruhen, bis die 3½ Millionen Deutschen der Tschechoslowakei die Selbstverwaltung bekommen und die Freiheit, nähere Bindungen mit ihren Blutsverwandten jenseits ihrer Grenze einzugehen.

Dieser Anspruch braucht nicht zur Annektion zu führen. Die deutsche Regierung drückt ihre Bereitwilligkeit aus, die Unabhängigkeit der Tschechei zu respektieren, vorausgesetzt, daß diese ihr Bündnis mit Frankreich und Rußland aufgibt, das in nationalsozialistischen Augen ihr Land zu einem möglichen Feinde macht, dessen Gebiet in das Herz Deutschlands hineinragt und viele Flugplätze enthält, die bereits für die Verwendung durch die bolschewistischen Verbündeten der Tschechoslowakei eingerichtet sind.

Nach der Wiederbesetzung des Rheinlandes im März 1936 erklärte Hitler sich bereit, einen Nichtangriffspakt

mit der Tschechoslowakei zu unterzeichnen. Seit damals hat das nationale Verteidigungsgesetz der tschechoslowakischen Regierung so schwer auf ihrem deutschen Bevölkerungsteil gelastet, indem es ihre Angehörigen der Deportation aus ihrer Heimat an der Grenze aussetzte, daß ein solcher Pakt heute nicht mehr zustande kommen könnte, wenn man nicht zuvor die Ansprüche der deutschen Minderheit befriedigt.

Niemand, der das deutsche Grenzland der Tschechoslowakei besucht hat, wird den völlig deutschen Charakter dieses Landes und seiner Einwohner leugnen. Die Städte des Egerlandes aus dem 17. Jahrhundert und die Dörfer des Erzgebirges sind so rein deutsch, als wenn sie im Herzen Schlesiens oder Franken lägen.

Die einzigen Tschechen, die man dort zu sehen bekommt, sind Angehörige der Regierungsstellen, die gesellschaftlich so isoliert leben, als wenn sie Beamte einer anderen Nationalität wären, die ein erobertes Land verwalten. In Fällen, in denen sie zahlenmäßig zu schwach sind, um Geschäftsleute ihrer eigenen Rasse zu unterstützen, führen sie sogar ihre Waren aus Quellen außerhalb des Sudetengebietes ein.

Obwohl die Minderheiten der Tschechoslowakei die gleiche Steuer wie die Tschechen zahlen, empfangen sie nicht einen anständigen Anteil von den nationalen Ausgaben. So werden die Straßen sichtbar schlechter, sobald man in das deutsche Grenzgebiet kommt.

In diesen deutschen Stadtgemeinden kann man oft eine prächtige moderne Schule sehen, die für eine Handvoll Kinder der tschechischen Regierungsbeamten gebaut ist, die hier stationiert sind, während die viel größere Zahl der deutschen schulpflichtigen Kinder in völlig ver-

alteten Gebäuden zusammengedrängt ist. Es ist charakteristisch für die Unzuverlässigkeit von Statistiken, daß die große Summe, die im tschechischen Staatsetat für „Volksschulen" angesetzt ist, auch die Schulen enthält, die für die tschechische Minderheit in den vorwiegend deutschen Gebieten gebaut sind.

Die überspannte nationalistische Politik der Tschechen hat in ihrem zusammengeflickten Land Wind gesät: die Saat wird jetzt zum Sturm reifen.

Die Nationalsozialisten streben nach mehr als der Ausbreitung ihres nationalen Einflusses auf die Sudetendeutschen. Sie brauchen auch das, was sie ein „Ventil", einen Auslauf, nennen.

Hitler verurteilt in seiner Autobiographie das Streben der deutschen Vorkriegsregierung nach Kolonien. Er kritisierte früher die Politik der Ausbreitung in Übersee mit dem Rückhalt einer Flotte, die Deutschland in Konflikt mit Großbritannien brachte. Er zog den Grundsatz Bismarcks vor, nach dem Deutschlands Lebensinteressen in Europa liegen.

Im Oktober 1933 jedoch erklärte Hitler mir: „Es liegt im Interesse der Welt, daß einer großen Nation, die zuviel Menschen auf ihrem Gebiet hat, die erforderlichen Existenzbedingungen nicht vorenthalten werden. Wir werden niemals zum Krieg schreiten, um Kolonien zu bekommen. Aber wir sind überzeugt, daß wir ebenso fähig wie jede andere Nation sind, Kolonialgebiete zu verwalten und zu entwickeln. Wir sehen das als einen Gegenstand von Verhandlungen an."

Seit Dr. Schacht, der Reichsbankpräsident, den Kanzler überzeugt hat, daß Deutschland aus seinen früheren

afrikanischen Kolonien 50 Prozent der Rohstoffe und 75 Prozent der Fette, die es braucht, holen kann, hat die Forderung nach Kolonien einen überragenderen Platz unter seinen nationalen Ansprüchen eingenommen. Er bringt dies mit seiner früheren Verurteilung der gleichen Politik durch das Argument in Einklang, daß Kolonien heute Deutschland nicht in einen Flottenwettbewerb mit England verwickeln würden, da der Stand der Flotten der beiden Länder durch das englisch-deutsche Flottenabkommen festgelegt ist. Nationalsozialistische Redner erklären sogar oft, daß deutsche Kolonien unter solchen Bedingungen Faustpfänder in der Hand Englands sein würden, denn Deutschland würde sich auf seine guten Beziehungen mit der englischen Regierung verlassen, was den Schutz der Kolonien anbelange.

Offiziell geht der Anspruch Deutschlands auf die Wiedererstattung aller seiner früheren Kolonien hinaus. Aber es besteht Grund zu der Annahme, daß die deutschen Staatsmänner sich mit einer etwas mehr abgerundeten Lösung zufrieden geben würden.

Diese Kolonialansprüche kommen zu den osteuropäischen Ansprüchen Deutschlands hinzu und sind nicht etwa ein Ersatz für sie. Die Grenzen, bis zu denen diese osteuropäischen Ansprüche sich über die Einverleibung der deutschen Bevölkerung Österreichs und der Tschechoslowakei hinaus ausdehnen, sind nicht präzise definiert. In hohem Maße sind sie bedingt von Deutschlands Bedrohung durch die bolschewistische Gefahr.

„Wenn Mr. Baldwin sagt, die englische Grenze läge am Rhein", so wird argumentiert, „dann sind wir berechtigt, den Anspruch zu erheben, daß unsere Ostgrenze ein gut Teil weiter östlich liegt, als die Landkarte zeigt."

Daß Deutschland die Hoffnung hegt, eines Tages den polnischen Korridor zurückzubekommen und Ostpreußen mit dem übrigen Reich zu vereinigen, ist sicher. Es überraschte nicht allein die anderen Nationen Europas, sondern auch seine eigenen Gefolgsleute in Deutschland, als Hitler innerhalb eines Jahres nach der Machtübernahme ein zehnjähriges Friedensabkommen mit Polen abschloß.

Manche Leute glaubten, daß hinter dieser Aussöhnung mit einem Lande, dessen Ausgang zur See dadurch zustande gekommen war, daß man Deutschland entzweigeschnitten hatte, das Endziel lag, so viel von der russischen Ukraine zu erobern, daß man imstande wäre, Polen mit einer Ausdehnung seiner Grenze nach Osten und Odessa als Ersatzhafen für Danzig für die Rückgabe des Korridors an Deutschland zu entschädigen. Die deutschen Staatsmänner erklären, daß ihre Westgrenze für immer festliege, aber in bezug auf ihre Ostgrenze bedürfe es einer Neuordnung.

Hitler sagte mir im Februar 1934, die Idee, daß Deutschland Rußland Gebiet abnehmen wolle, sei „lächerlich"; und von einem seiner Hauptratgeber in ausländischen Angelegenheiten hörte ich, daß Deutschland Rußland niemals angreifen werde, weil dieses Land „einem Federbett, in das man zwar leicht hineinsteigen, aber schwer wieder herauskommen kann", ähnlich sei. Es ist jedoch kein Zweifel, daß Deutschland sich von der Möglichkeit bedroht fühlt, einem Angriff von zwei Seiten ausgesetzt zu sein, von seiten der russischen Armee, die das tschechoslowakische Gebiet als Ausgangspunkt verwenden würde, und von seiten der französischen Armee und Luftwaffe auf Befehl einer „Volksfrontregierung", die von Rußland beherrscht würde. Aus diesem Grunde

entschloß sich die nationalsozialistische Regierung, den Sieg der Roten in Spanien zu verhindern. Ein von den Sowjets kontrolliertes Regime in Madrid würde ein wirksames Agens für die Bolschewisierung Frankreichs sein.

Ohne Verletzung des neutralen Gebietes von Ländern, denen es Nichtangriffspakte angeboten hat, könnte Deutschland Rußland nur zur See oder zur Luft von der Ostsee aus angreifen. Aber nach Ansicht der nationalsozialistischen Führer scheint es, als ob ein Krieg mit Rußland nicht als das einzig mögliche Vorspiel für eine Berichtigung der deutschen Ostgrenze angesehen wird.

Sie sehen die Überwindung der Sowjetherrschaft nicht so sehr durch fremden Angriff voraus als durch die Entwicklung einer starken regionalen Bewegung innerhalb Rußlands.

Nur die Hälfte der Einwohner dieses Landes sind Russen, sagen sie, und die bolschewistische Revolution hatte großenteils deswegen Erfolg, weil sie zunächst das Nationalitätenprinzip förderte. Einige der früheren Gebiete der Zaren, wie Finnland, Russisch-Polen und die baltischen Staaten, gewannen bei dieser Revolution ihre Unabhängigkeit und haben sie bewahrt. Andere, wie Georgien und die Ukraine, gewannen sie und verloren sie wieder. Andere, wie Turkestan, gewannen sie überhaupt niemals.

Es gibt viele Anzeichen dafür, glauben die Deutschen, daß der Geist des regionalen Nationalismus sich in Rußland wieder rührt. Wenn er eines Tages die Union der Sowjetrepubliken zerbrechen sollte, so hoffen sie, daß die westeuropäischen Mächte Deutschland dabei unterstützen würden, diese Situation dazu auszunutzen, die Karte Osteuropas zu seiner Zufriedenheit neu zu ordnen.

Eine denkbare Entwicklung in den deutsch-russischen Beziehungen, die sogar für Westeuropa noch gefährlicher wäre als ihre gegenwärtige Feindschaft, würde eine Wiederversöhnung zwischen diesen beiden Ländern und die Zusammenlegung ihrer ungeheuren Hilfsmittel bedeuten.

Es entstand beträchtliche Unruhe auf der Genfer Konferenz im Jahre 1920, als die russischen und deutschen Delegationen plötzlich mitteilten, daß sie den Vertrag von Rapallo abgeschlossen hätten, der seitdem noch nicht aufgehoben ist. Diese Beunruhigung trat ein, obwohl zu jener Zeit keines der beiden Länder mehr als einen Bruchteil der achtunggebietenden Hilfsmittel entwickelt hatte, die beide heute besitzen.

Zwischen den Generalen der Reichswehr und denen der Roten Armee hat immer eine gegenseitige Berufssympathie bestanden.

„Die Roten Generale fragen uns oft", so wurde mir in Berlin erzählt, „warum Deutschland und Rußland ihren ideologischen Streit nicht begraben können." „Lassen Sie uns übereinkommen", sagen sie, „daß jedes Land sein gegenwärtiges politisches System aufrechterhält, ohne sich in das des anderen einzumischen, und legen wir unsere militärischen Machtmittel zusammen. Dann würde keine Kombination in Europa etwas gegen uns ausrichten können."

Mr. Laval, der frühere französische Premierminister, der den Rechtsparteien angehört und der das Militärbündnis zwischen Frankreich und Rußland unterzeichnete, erzählte mir, daß einer seiner Gründe für diesen Schritt die Befürchtung gewesen sei, daß, wenn Frankreich nicht ein solches Abkommen träfe, Deutschland es tun könnte.

Foto Weltbild

Ward Price auf der Terrasse seines Hotels in Godesberg

Es ist ein Glück für Großbritannien, daß die beiden mächtigen landhungrigen Nationen Deutschland und Japan einen gemeinsamen Widerspieler in Rußland haben. Dieses gigantische Land hat genug Fleisch, um ihren Appetit zu befriedigen, und vielleicht genug Knochen, an denen sie sich die Zähne stumpf beißen können.

Die Propaganda, die die bolschewistische Regierung unter der Eingeborenenbevölkerung unseres eigenen Reiches treibt, hat den britischen Interessen mehr Schaden zugefügt, als irgendeine Unternehmung Deutschlands oder Japans. Wenn diese beiden Mächte Rußlands Aufmerksamkeit nicht an jedem Ende seines ungeheuren Gebietes festhielten, so müßte die indische Regierung vielleicht an ihrer Nordwestgrenze kämpfen, und zwar nicht gegen Waziristämme, sondern gegen die Rote Armee.

Wir können zwischen den Übeln wählen. Es besteht nur eine geringe menschliche Wahrscheinlichkeit, daß der Krieg auf die Dauer vermieden wird. Solche ungeheuren Vorbereitungen können kaum ohne ihre natürlichen Folgen bleiben. Als das letztemal der deutsch-slawische Konflikt ausbrach, wurde England in ihn hineingezogen. Bei dieser Gelegenheit stärkte Rußland Serbien den Rücken gegen Österreich. Jetzt stärkte es der Tschechoslowakei den Rücken gegen Deutschland. Wenn dieser alte Streit wieder aufflammt, so wäre es gut, ihn in Gebiete abzulenken, wo er am wenigsten Unheil anrichten kann. Die Humanität und der gesunde Menschenverstand legen es in gleicher Weise nahe, daß die weiten Steppen Kleinrußlands ein geeigneterer Kampfplatz sind als die dichtbevölkerten Zentren der Zivilisation in Westeuropa.

Die neuerliche Haltung der britischen Politik ist derart gewesen, das heraufkommende Unheil in Richtung auf

uns selbst zu ziehen, durch ein militärisches Bündnis mit Frankreich, das seinerseits der militärische Verbündete Rußlands ist, eines Staates, der unter seinen gegenwärtigen Beherrschern niemals aufgehört hat, unseren Sturz zu betreiben.

Um diesen unseren Kurs zu rechtfertigen, hat man sich auf zwei Ideale und zwei Vorwände berufen. Der erste von ihnen ist „Kollektive Sicherheit". Dieses Argument ist ein Widerspruch in sich, denn die Politik, die man in seinem Namen verfolgt hat, würde einen Krieg, der sonst hätte lokalisiert und fern von uns geführt werden können, verallgemeinern und über ganz Westeuropa ausbreiten.

Das zweite Motiv, das man für unseren Anschluß an das russisch-französische Militärbündnis vorgebracht hat, ist die Verteidigung der demokratischen Einrichtungen. Dieses Argument ist ebenfalls schlecht. Rußland ist nicht ein Freund, sondern ein Feind der Demokratie; und wenn Deutschland einen Auslauf für seine Energien nach dem Osten findet, so wird es wahrscheinlich weniger Verwirrung im Westen anstiften.

Es bleibt noch als Beweggrund, daß Rußland, wenn es sich isoliert sehen würde, mit Deutschland zusammengehen würde; und ferner, daß England und Frankreich Rußland als Rückhalt gegen einen möglichen japanischen Angriff in Asien brauchen. Aber das sind abwegige Spekulationen, während die Verbindung der Westmächte mit den Sowjets die viel nähere Gefahr von Verwicklungen mit der nationalsozialistischen Regierung enthält.

Die deutschen Ansprüche für die unmittelbare Zukunft scheinen sich darauf zu beschränken, eine Hegemonie über die kleinen Staaten Mittel- und Osteuropas zu errichten.

Für viele Jahre nach dem Kriege lag diese Hegemonie in den Händen Frankreichs als des Gründers und Beschützers der kleinen Entente — ein Defensivbündnis, das noch mit der Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien besteht.

In gewissem Maße ist der französische Einfluß in Mitteleuropa durch den deutschen ersetzt infolge der Wirtschaftsverhandlungen von Dr. Schacht mit den Regierungen in jenem Teile des Kontinents.

Die Nationalsozialisten erklären, dies sei eine natürliche Entwicklung, die auf dem Warenaustausch beruhe, während das französische Übergewicht ein künstliches gewesen sei, das auf Anleihen für Rüstungszwecke gegründet war.

Deutschland ist der Hauptabnehmer der landwirtschaftlichen Produkte der osteuropäischen Staaten. Die Handelssprache dieser Gebiete ist viele Generationen hindurch deutsch gewesen. Die städtische Zivilisation ist weitgehend deutsch; denn im Mittelalter taten die osteuropäischen Fürsten alles, um deutsche Kaufleute in ihre Länder zu ziehen. Sie garantierten auch deutschen bäurischen Siedlern Land, weil diese als geschickte Bodenbebauer weithin bekannt waren.

Deutschland hat an diesem Gebiet ein berechtigtes Interesse, und solange es die Integrität der kleinen Staaten in seinem Machtbereich unangetastet läßt, werden die Westmächte keinen Grund haben, die Ausdehnung seines Einflusses dort mit scheelen Augen anzusehen. Es ist für einen großen Planeten natürlich, Satelliten zu haben.

Aber können wir überzeugt sein, daß Deutschland mit weniger als der vollen Herrschaft über Europa, über

Westeuropa sowohl als über Osteuropa, zufrieden sein wird?

Die Schriften einiger deutscher Schriftsteller scheinen Mißtrauen in diesem Punkte zu rechtfertigen. Aber in Deutschland gibt es nur *einen* Mann, dessen Meinung zählt, und das ist Adolf Hitler. Wenn man sich überlegt, ob es klug ist, Deutschland Zugeständnisse zu machen, so kommt man wieder zurück auf die ursprüngliche Frage: *Können wir Hitler trauen?*

Seine Handlungen in der Vergangenheit sind die einzige zuverlässige Grundlage für eine Meinungsbildung. Hitler hat mehr als die meisten Staatsmänner getan, um jene Massen von Kriegsmaterial, deren Schatten unseren Weg verdunkeln, abzubauen.

Wenn alle europäischen Regierungen größere Kräfte der Zerstörung als jemals vorher aufbauen, so mag daran erinnert werden, daß im Jahre 1934 der deutsche Kanzler den Vorschlag zu einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung machte. Hätte man ihn durchgeführt, so hätte man sich kolossale Ausgaben und viele Sorgen erspart. Hitlers Plan ging dahin, die französische wie die deutsche Armee auf die Stärke von 500 000 Mann herabzusetzen. Er war bereit, fünf Jahre zu warten, bis Frankreich auf diesen Stand heruntergekommen sein würde.

Tanks und Kanonen sollten klein gehalten und die Bombenflugzeuge von allen Mächten aufgegeben werden. Deutschland bot an, sich für wenigstens fünf Jahre mit der Hälfte der Luftstreitkräfte Frankreichs zufrieden zu geben oder mit 30 Prozent derjenigen ihrer gesamten Nachbarn zusammen, welches nun der niedrigere Stand war.

Schließlich war Hitler bereit, eine internationale Kommission anzuerkennen, die gewährleisten sollte, daß

diese Einschränkungen auch eingehalten würden. Die französische Regierung trägt die Verantwortung dafür, daß diese Gelegenheit für uns alle, aus dem Rüstungswettrennen herauszukommen, abgelehnt wurde, und die britische Regierung dafür, daß es Frankreich nicht zu einem anderen Kurs überredet hat. Die Folge der Ablehnung von Hitlers Vorschlag ist gewesen, daß wir alle, anstatt große Summen zu sparen, indem wir Deutschlands Gleichberechtigung auf einer bescheidenen Grundlage anerkannten, nun gezwungen sind, noch viel größere Summen auszugeben für den Versuch, mit Deutschland nach dem größten Maßstab, zu dem es fähig ist, auf dem gleichen Stand zu bleiben.

Eine ähnliche französische Obstruktionspolitik verhinderte einen Westluftpakt im Jahre 1935.

Dieser Vorschlag entstand auf einer französisch-englischen Konferenz in London und wurde der nationalsozialistischen Regierung mit dem Ersuchen zu dringlicher Beachtung vorgelegt.

Sobald Deutschland erkennen ließ, daß es vielleicht dem Gedanken zustimmen würde, komplizierte die französische Regierung die ganze Frage, indem sie darauf drang, daß das vorgeschlagene „Locarno der Luft" mit einem osteuropäischen Nichtangriffspakt gekoppelt werden müßte. Das brachte eine Menge ergänzender Fragen mit sich, an denen der Westluftpakt scheiterte.

Es ist unrecht, zu unterstellen, daß die Regierung Hitlers sich nur herausfordernd, drohend und ablehnend verhalten habe. Es hat Zeiten gegeben, in denen die deutsche Regierung lieber zur Zusammenarbeit als zum Wettbewerb bereit war. Hätte man diese Gelegenheiten wahrgenommen, so wäre Europa jetzt auf einem sichereren

Wege, als es der Steilhang der Wiederaufrüstung ist, der schließlich in den Abgrund des Krieges führen kann.

Die deutsche Wiederaufrüstung hat, soweit sie auch schon vorgeschritten ist, noch einen ziemlichen Weg vor sich. Das ist ein Faktor, der für den Frieden wirkt, denn er läßt mehr Zeit, um die Welt bereitzumachen, wie Lord Hardinge gesagt hat, „für das Nebeneinanderbestehen von Demokratien und Diktaturen". Die Rekruten des ersten Jahrgangs für das deutsche Volksheer wurden im Juni und November 1936 eingezogen. Man hat auf eine Zeit von fünf Jahren geschätzt, die nötig wäre, um von jenem Datum an alle jüngeren Offiziere, Unteroffiziere und ausgebildeten Reserven bereitzustellen, die für eine Armee von zweiundvierzig oder sogar mehr Divisionen erforderlich sind. Vormilitärische Ausbildung macht dies vielleicht innerhalb kürzerer Zeit möglich. Die deutsche Armee ist jedenfalls bereits eine äußerst achtunggebietende Macht.

Der Mangel an Offizieren war zuerst so groß, daß die meisten von denen im militärpflichtigen Alter, die aus dem großen Krieg übriggeblieben waren, wieder einberufen wurden, um als Majore und Oberste Dienst zu tun.

Subalternoffiziere wurden mit Hochdruck auf zwölf Militärakademien ausgebildet. In Vorkriegszeiten hatte die deutsche Armee nur vier solche Institute.

Die hunderttausend langdienende Mann starke Reichswehr lieferte alle Unteroffiziere, die man brauchte, aber andere mußten ausgebildet werden, um die Verluste zu ersetzen, die im Krieg eintreten würden; und da die militärische Ausbildung immer technischer und mechanisierter wird, dauert dieser Prozeß länger.

Eine andere Angelegenheit, die man in die Hand nehmen mußte, war die Abänderung in der Ausrüstung, besonders im Tankkorps, wie sie sich durch die Erfahrung in Spanien als notwendig erwiesen hatte. Es war ein deutscher Generalstabsoffizier, der den spanischen Krieg beschrieb als „einen Krieg zwischen Europa und Asien, in dem die Mächte ihr Kriegsmaterial ausprobieren".

Es dürfte noch Zeit für Großbritannien und Deutschland sein, zu einer Zusammenarbeit in Europa zu kommen, bevor irgendein unerwarteter Vorfall den großen Krieg auslöst, der jede Nation bedroht und in dem, wie Hitler selbst sagt, der einzige Sieger der Bolschewismus sein wird.

Er macht der deutschen Regierung von vor vierzig Jahren den Vorwurf, das sie Joseph Chamberlains Angebot einer englisch-deutschen Verständigung zurückgewiesen hat. Er selbst würde diesen Fehler aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wiederholen.

Diktaturen sind eine Erscheinung unserer Zeit, der man klar ins Auge sehen muß. Sie sind plötzlich in mehreren verschiedenen Teilen Europas entstanden, von Rußland und der Türkei im Osten bis Portugal im Westen. Sie haben großen Erfolg gehabt, während die Demokratie, besonders in Frankreich, schwere Mängel offenbart hat. Wie Mr. Lloyd George, der selber sowohl Diktator wie demokratischer Premierminister gewesen ist, es grob ausdrückt: „Die Diktatoren handeln, während die demokratischen Führer umhertappen."

Wenn die deutsche Nation als Ganzes Frankreich und England feindlich gesonnen wäre, würde der Krieg unvermeidlich sein. Jeder, der Deutschland persönlich kennengelernt hat, weiß, daß dies nicht der Fall ist. Wenn es

zum Kriege kommt, so wird die Schuld bei den betreffenden Regierungen, nicht bei den Völkern liegen.

Ein Beweis für den Wunsch nach engeren Beziehungen zwischen den Völkern Englands und Deutschlands kann vielleicht in dem Fortschritt gesehen werden, den die „Anglo-German-Fellowship" in England und die „Deutsch-Englische Gesellschaft" in Berlin gemacht hat. Das Ziel beider ist, die Bekanntschaft und Zusammenarbeit zu fördern. Der britische Zweig dieser Zwillingsgesellschaften wurde am 2. Oktober 1935 gegründet. Er wurde ins Leben gerufen von Mr. E. W. D. Tennant und einer kleinen Gruppe von Engländern, die genau mit den deutschen Angelegenheiten vertraut sind. Im Jahre 1937 gehörten zu ihren Anhängern 60 Mitglieder der beiden Häuser des Parlaments, 3 Direktoren der Bank von England und eine große Anzahl bedeutender Industrieführer, Bankiers und Standespersonen. Der Sekretär ist Mr. T. P. Conwell-Evans, die Geschäftsräume befinden sich 223 Cranmer Court, Sloane Avenue, London SW 3.

Solche Organisationen spielen eine wertvolle Rolle für die Verbreitung engerer Sympathien zwischen dem englischen und dem deutschen Volke, deren Regierungen immer noch über eine Barrikade hinweg miteinander sprechen.

Sir John Simon und Mr. Eden statteten Hitler einmal einen Besuch ab, aber die Wirkung dieses Besuches wurde dadurch zunichte gemacht, daß Mr. Eden nach Moskau weiterfuhr, wo er mit der gleichen Herzlichkeit die bolschewistische Regierung begrüßte, die die Deutschen als ihren Erzfeind betrachten.

Solange die britische Regierung sich ihre Handlungs-

freiheit gegenüber Deutschland beschränken läßt durch Bindungen an Frankreich und durch Frankreich an Rußland, wird es unmöglich sein, mit Deutschland zu einer Verständigung zu kommen. Wir haben ausgiebige Beweise für unsere Treue gegenüber Frankreich erbracht. Es wäre gut, wenn wir die Gefahren, die wir beide zu verhüten wünschen, dadurch verminderten, daß wir in direkte Verhandlungen mit der Macht eintreten, die Frankreich so lange und unablässig als unversöhnlicher Feind behandelt hat.

Neuntes Kapitel

Die Presse und die Diktatoren

Hitler tauchte als Machtfaktor in Europa zuerst bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 auf.

An dem Tage, als das Ergebnis dieser Wahlen verkündet wurde, war ich mit Lord Rothermere in Venedig.

Der goldene Sonnenschein des Frühherbstes verwandelte die Fläche des Canale grande unter den Fenstern seines Wohnzimmers in eine tanzende Arabeske in Grün und Silber, und das von ihm zurückgeworfene Licht funkelte in den verblaßten Spiegeln aus dem 18. Jahrhundert, die auf den seidenbespannten Wänden hingen, die so viele geschichtliche Ereignisse gesehen hatten.

Der Friede dieses Nachmittags in der Stille der Seestadt hatte sein Widerspiel in der Ruhe, die damals in der Politik herrschte. Die wirtschaftliche Depression lag im Herbst 1930 schwer auf der Welt, aber die internationalen Beziehungen hatten nichts von ihrer gegenwärtigen intensiven Spannung.

Die Lage nach dem Kriege schien sich beruhigt zu haben zu einer anhaltenden Stabilität. Frankreich war mit seiner großen Armee der Herr des Kontinents. Seine Verbündeten in der kleinen Entente, ausgerüstet und großenteils ausgebildet vom französischen Kriegsministerium, standen als achtunggebietende Posten im Donautal von der deutschen Grenze bis zum Schwarzen Meer.

Die überraschende Wiedergeburt Italiens unter Mussolini war gewiß eine neue Entwicklungsphase, aber der

Welt außerhalb Italiens schienen die Erfolge des Duce lediglich von soziologischer Bedeutung zu sein. Was die internationale Stellung Großbritanniens anbelangte, so betrachteten die Bewohner dieses Landes 1930 seine Stellung als natürlich und unerschütterlich gesichert, was durch die Bestimmungen aufrechterhalten wurde, die man im Versailler Vertrag dem letzten in einer langen Folge von erfolglosen Herausforderern aufgezwungen hatte.

Mit Frankreich, der einzigen erstklassigen Militärmacht in Europa, arbeitete die britische Regierung eng zusammen. Deutschlands Flotte lag auf dem Grund von Scapa Flow. Deutschland war der Bau einer Luftflotte oder die Aufstellung einer großen Armee versperrt. Überdies bestand die deutsche Nation aus einer Fülle von sich gegenseitig bekämpfenden politischen Parteien; Nationalsozialisten und Kommunisten führten unaufhörlich einen verdeckten Bürgerkrieg mit Mord und Repressalien.

Und das schlüssigste und sicherste Argument von allen: Kein europäisches Land außer England und Frankreich hatte Geld, so daß es in Hinsicht auf die riesigen Kosten von Rüstungen völlig unmöglich war, daß der Friede, der auf dem Kontinent herrschte, in Gefahr gebracht werden könnte.

Dieser Friede war überdies durch den Völkerbund garantiert. Bei dem ersten Anzeichen einer Störung würde der Völkerbundsrat in Genf einberufen werden. Man lebte des Glaubens, daß eine Warnung von dieser Körperschaft genügen würde, um einen Hitzkopf zu zügeln und einen Hochmütigen zu ducken.

Das war der europäische politische Hintergrund an dem Tage, an dem folgendes Telegramm Lord Rothermere in Venedig erreichte: „Ergebnis der Reichs-

tagswahl: Sozialdemokraten 143, Nationalsozialisten 107."

Genau zwei Jahre vorher hatten die Vertreter der Nationalsozialisten im deutschen Parlament 12 betragen und 810000 Stimmen repräsentiert. Mit einem Sprung waren sie die zweitstärkste Partei mit einem Rückhalt von 6400000 Stimmberechtigten geworden.

Lord Rothermere las das Telegramm vor. Dann sagte er: „Denken Sie an diesen Tag! Hitler ist auf dem Wege zur Macht in Deutschland. So sicher wie wir hier sitzen, dieses ist der Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte Europas."

Und doch erregte dieser erste Wahlerfolg der Nationalsozialistischen Partei nur vorübergehendes Interesse in Europa. Sogar noch zwei Jahre später schien es einen Augenblick, als ob Hitlers Zugriff auf Deutschland fehlschlüge. Acht Wochen, bevor er am 30. Januar 1933 Kanzler wurde, sank die Zahl der Nationalsozialisten im Reichstag, die nach der Wahl vom 31. Juli 1932 230 Sitze gehabt hatten, auf 196, und die Stärke der Partei im Lande fiel um 2 Millionen Stimmen.

Ich fuhr mit Lord Rothermere im Auto von Venedig nach München, und von dort sandte er wenig mehr als eine Woche später an die „Daily Mail" einen Artikel, der eine Flut von Kommentaren, Kritik und Ungläubigkeit nach sich zog.

„Ein neues Deutschland ersteht vor unseren Augen", schrieb er. „Es ist heute schon stark, in einigen wenigen Jahren wird es noch viel stärker sein. Es ist jetzt entschlossen; es wird in kurzem sich trotzig erheben."

Die Situation, die Lord Rothermere inmitten allgemeiner Skepsis voraussah, ist heute volle Wirklichkeit.

Der Friedensvertrag ist durch wohlüberlegte Teilhandlungen bis auf seine territorialen Bestimmungen zunichte gemacht. Die Nation, deren Unabhängigkeit damals ein Pfand war für Reparationsverpflichtungen, Rüstungsbeschränkungen, Entmilitarisierung bestimmter Gebiete, Internationalisierung der Wasserwege und andere Fronleistungen ist die drohendste Macht in den Angelegenheiten Europas geworden.

Eine riesige Luftwaffe, eine mächtige und glänzend ausgerüstete Armee und eine vollständig moderne Flotte sind die mächtigen Instrumente, über die Deutschland jetzt verfügt, um seine noch unbefriedigten Ansprüche durchzusetzen.

Selten in der Geschichte haben sieben Jahre eine so vollständige Veränderung in internationalen Beziehungen gesehen, wie die durch Adolf Hitler herbeigeführte.

Es besteht eine beunruhigende Ähnlichkeit zwischen den kritischen Zeiten, in denen wir leben, und den Jahren der Spannung, die zum Weltkrieg führten. Wie damals gibt es zwei Lager in Europa. Damals nannte man sie die Tripleentente und den Dreibund. Heute sind es die „demokratischen Staaten" und die „autoritären Regierungen", die „Achse Berlin—Rom" und die „Achse Paris—Moskau".

Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Rüstungen auf beiden Seiten kostspieliger, weit tödlicher und ausgedehnter als vor 1914 sind.

Wieder hört man wie vor 25 Jahren oft die tröstende Feststellung, daß „niemand wirklich den Krieg wünscht", dem noch die weiter beruhigende Betrachtung hinzugefügt wird, daß „jedermann weiß, daß der Krieg sich nicht be-

zahlt macht". Diese Meinung ist jedoch mehr in den Ländern verbreitet, die in dem letzten Krieg siegreich waren. Deutschland hat es immer geschienen, daß der Krieg sich für die Sieger wohl bezahlt machte, während in italienischen Augen der mögliche Siegespreis noch hell genug strahlt, weil Italien, obwohl es auf seiten der Gewinner war, um einen anständigen Anteil an der Beute betrogen wurde.

Aber die Menschheit im allgemeinen hat sich daran gewöhnt, gefährlich zu leben. Über Ereignisse, die in den ersten Jahren des Jahrhunderts die ganze Welt in Panik versetzt hätten, geht man jetzt mit der vertrauensvollen Annahme hinweg, daß man in irgendeiner Weise schon eine friedliche Lösung finden wird. Es besteht ein seltsamer Gegensatz zwischen den Befürchtungen der Regierungen und der Ruhe der Völker.

Die allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber dem Grollen des europäischen Vulkans ist vielleicht teilweise darauf zurückzuführen, daß die persönlichen Beziehungen zwischen den Bürgern der westeuropäischen Staaten niemals so zahlreich und so freundschaftlich gewesen sind. Die Zahl der Leute in England mit angenehmen persönlichen Erinnerungen an Deutschland nimmt beständig zu, und obwohl die Devisenregelung die Besuche von Deutschen in England beschränkt, besteht doch eine große Bereitwilligkeit bei ihnen, zu uns zu kommen. Wer auf dem Kontinent reist und seine Meinung nur aus gesellschaftlichem Umgang bilden würde, könnte schließen, daß wir in einer Periode vollendeten internationalen guten Willens lebten.

Daß diese Freundlichkeit sich zur Zeit nicht in den offiziellen Beziehungen widerspiegelt, das ist das Unglück und kann die Tragödie unserer Zeit werden.

Diese Beziehungen können noch gespannter werden, je mehr die Last der Kriegsvorbereitungen in jedem Lande sich in zunehmendem Maße fühlbar macht.

Keiner der beiden Diktatoren kennt persönlich Großbritannien, um den unfreundlichen Eindruck zu mildern, der durch viele Ausschnitte aus englischen Zeitungen, die ihnen vorgelegt werden, erweckt wird.

Es ist deshalb klar, daß, wie nett auch die persönliche Aufnahme ist, die Deutschland und Italien auch britischen Reisenden erweisen, diese freundschaftliche Behandlung gegenüber den Möglichkeiten eines Zusammenstoßes mit ihnen wenig zu bedeuten hat.

Unter den Diktaturen ist die Kontrolle der Presse vollständig vom Staat übernommen. Der Zweck des deutschen und italienischen Journalismus ist nicht mehr, Leser zu gewinnen oder große Anzeigeneinnahmen zu erzielen, zu unterrichten oder sogar die Leser zu unterhalten. Ihre Funktionen sind die einer Abteilung der öffentlichen Staatspolitik, und die Auswahl des Zeitungsinhaltes wird allein nach seinem Wert als Staatspropaganda getroffen, sei es innerhalb der nationalen Grenzen oder außerhalb.

In den demokratischen Ländern hat sich ein großer Teil der Presse auf die Seite der Opposition gestellt. Anstatt die nationalen Interessen voranzustellen, wird ihr Blick auf die öffentlichen Angelegenheiten von einer Masse vager und phantastischer Prinzipien beherrscht [1]).

Weil Deutschland und Italien ein neues nationales System entwickelt haben, das viele der Theorien und Praktiken verwirft, die in England traditionell sind, neh-

[1]) Bemerkenswerte Ausnahmen von dieser Verirrung stellen die „Daily Mail" mit ihren Nebenblättern und der „Observer" dar.

men die englischen Linksblätter an, daß diese Regimes mit Gewalt aufgezwungene Despotien sind.

Man nimmt die Tatsache, daß nach jeder Probe, die man nur anstellen kann, die überwiegende Mehrheit beider Nationen die Methoden und Politik ihrer Führer enthusiastisch bewundert und unterstützt, einfach nicht zur Kenntnis. Diese Tatsache wird schlechtweg geleugnet. Wenn Hitler eine Volksabstimmung durchführt, so wird die hinreißende Mehrheit für ihn als gefälscht erklärt. Wenn Mussolini von ungeheuren Mengen seiner Landsleute bejubelt wird, so ist die Erklärung, die man dafür gibt, die, daß die Menge unter dem Zwang der Polizei handele.

Geht man von der Entstehung der Diktaturen zu ihrer heutigen Leistung über, so wird die Verurteilung noch schärfer. Die großen und segensreichen Leistungen, die durch diese hart arbeitenden autoritären Regierungen vollbracht sind, werden mit der verächtlichen Bemerkung beiseitegeschoben, daß sie „wertlos sind, wenn sie mit dem Preis der Freiheit erkauft werden". Es werden alle Anstrengungen gemacht, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf jene Erscheinungen der faschistischen und nationalsozialistischen Regierung zu richten, die modernen Ideen zuwiderlaufen, obwohl man allgemein Parallelen zu ihnen in unserer eigenen nicht fernen Vergangenheit finden kann.

Diese Mäkeleien würden noch mehr Gewicht haben, wenn sie nicht so offenkundig parteiisch wären. Jede Gewalttat oder jede Unterdrückungsmaßnahme, die man Deutschland oder Italien zur Last legen kann, hat ihren Vorläufer in einem weit größeren Ausmaß bei der Sowjetregierung, ohne daß sie in gleicher Weise von denselben Stellen mißbilligt worden wäre. Die Kritiker der autori-

tären Regierungen schlagen nach der faschistischen Mücke, schlucken aber das kommunistische Kamel.

Die Verurteilung des deutschen und italienischen Regierungsverfahrens in der britischen Presse wird in ihrer Wirkung noch verstärkt durch das mächtige Anwachsen des Austausches der nationalen Meinungen, das sich in den letzten Jahren vollzogen hat. Das Flugzeug trägt heute englische Zeitungen noch am Tage ihres Erscheinens in fast jede Hauptstadt Europas, wo der von den Regierungen kontrollierte Rundfunk jeder feindlichen Meinung, die sie enthalten, eine ausgedehnte und unmittelbare Publizität gibt. So ein hastig oder übelwollend in Fleet-Street zusammengelogener Satz tut in wenig Stunden den britischen Beziehungen zu dem Lande, auf das er sich bezieht, größten Schaden an.

Das Ergebnis ist gewesen, daß in Europa eine Atmosphäre erzeugt ist, deren Spannung von dem Premierminister, Mr. Chamberlain, mit jenem Zustand in den Hochalpen verglichen worden ist, in dem „eine unvorsichtige Bewegung oder sogar ein plötzlicher lauter Ausruf eine Lawine ins Rollen bringen kann".

Während in der Vergangenheit man den britischen Zeitungen allgemein die Insularität ihrer Ansichten vorwarf, sind heute manche von ihnen in gefährlicher Weise kosmopolitisch geworden. Ihre Bemerkungen über die Handlungen fremder Regierungen beschränken sich nicht mehr auf Angelegenheiten, an denen Großbritannien ein direktes Interesse hat. Sie erstrecken sich auf jeden Vorgang in ihrem nationalen Leben, das die Anschauungen, die England für sich selbst gewonnen hat, zu verletzen scheint.

Aber diese Handlungsweise ist keineswegs auf die Zei-

tungen beschränkt. Sich in die inneren Angelegenheiten benachbarter Völker einzumischen, ist auch in anderen Bezirken des öffentlichen Lebens zum Steckenpferd geworden. Die Ohren vieler Leute sind an die Parteiwand gepreßt und lauschen begierig auf irgendwelche Geräusche von Beschwerden oder Unzufriedenheit im Nebenraum, und wenig schmeichelhafte Bemerkungen über die Art, wie das Nachbarland geführt wird, werden laut zum Ausdruck gebracht.

„Untersuchungskommissionen" sind sogar gebildet, um herumzureisen und Berichte über das Leben kontinentaler Länder aufzuziehen, die uns nichts angehen.

Ohne sich von ihrer unvollkommenen Kenntnis der Tatsachen abschrecken zu lassen, haben englische Gschaftlhuber die Gewohnheit angenommen, Mißtrauensvoten über fremde Regierungen abzugeben, deren Auffassung mit ihrer eigenen nicht in Einklang steht.

Bischöfe haben außer ihren religiösen Pflichten noch die Funktionen übernommen, scharfe Erklärungen über die Angelegenheit anderer Nationen abzugeben, die sie nur vom Hörensagen oder aus kurzen Besuchen kennen, die von Propagandaabteilungen bestimmter politischer Parteien organisiert werden, denen diese unbedachtsamen Geistlichen ihre Unterstützungen zugesagt haben. Die Regierungen der anderen Länder werden dazu verführt, die Bedeutung solcher Bekundungen deshalb zu überschätzen, weil sie von den Würdenträgern einer Staatskirche kommen, die einen Sitz im Parlament haben.

Es ist glücklicherweise so, daß niemand der britischen Presse das Recht bestreiten kann, zu drucken, oder britischen Rednern, vorzutragen, was sie über irgendeinen Gegenstand zu bemerken wünschen, vorausgesetzt, daß sie

das Gesetz gegen Schmähschriften, Verächtlichmachung des Hofes und die Veröffentlichung von Regierungsgeheimdokumenten nicht übertreten. Doch sind Dinge, die zwar gegen das Gesetz nicht verstoßen, bisweilen trotzdem unangemessen.

„Sie sollten niemals vergessen, daß die Deutschen sich von einem starken Minderwertigkeitskomplex infolge der Niederlage erst losreißen mußten", sagte einmal ein Mann, dessen Name in der Diplomatie wohlbekannt ist, zu mir. „Wenn ihr zu ihnen von der Spitze der Klippen von Dover herabredet, werdet ihr sie niemals überzeugen, sondern sie nur in Wut bringen."

Es ist heute nicht die Zeit, gegen die traditionelle Vorliebe des Engländers dafür, andere Länder zu belehren, wie sie in ihren eigenen Angelegenheiten zu verfahren haben, nachsichtig zu sein. Das einzige Bestreben jedes Menschen mit Einfluß auf internationale Beziehungen sollte heute sein, den Krieg abzuwenden. Duldsamkeit und Zurückhaltung können dazu beitragen, während Kritisiererei die von ihr Betroffenen eher provoziert als bekehrt.

Das deutsche und italienische Volk können besser als wir urteilen über den Segen, den die Diktaturen mit sich gebracht haben. Minderheiten unter ihnen haben gelitten, aber in keiner Weise im gleichen Ausmaß wie unter der bolschewistischen Herrschaft in Rußland, unter Bela Khuns Tyrannei in Ungarn oder der gegenwärtigen roten Regierung in Spanien.

So streng auch die autoritären Regierungen sind, sie kümmern sich um das Wohl ihrer Völker. Ihre Macht ist so groß, daß jede Maßnahme für die öffentliche Wohlfahrt sofort in Kraft tritt, sobald das Bedürfnis danach sich zeigt.

Die Kinder legen das beste Zeugnis ab für die Vorteile, die dieses Regime mit sich bringt. In ihrer physischen und allgemeinen Erscheinung sind die Knaben und Mädchen Deutschlands und Italiens heute die prächtigsten in ganz Europa. Sie übertreffen die Kinder anderer Nationen, wie britische Knaben es in dem gleichen Maße in den Tagen taten, als sie noch die einzigen waren, die Sport trieben, während die deutschen Kinder blasse, bebrillte kleine Studenten waren und italienische Knaben ihre einzige körperliche Übung darin fanden, daß sie in Prozessionen in einer matrosenähnlichen Uniform unter der Obhut eines Priesters in Soutane einherzogen.

Deutsche und italienische Schulen widmen einen Teil jedes Nachmittags der körperlichen Ertüchtigung. Ihre Vorführungen stellen eine Parade braungebrannter, muskelkräftiger junger Leiber dar, als wenn griechische Statuen zum Leben erwacht seien. Die „Hitler-Jugend" und die „Avanguardisti" geben ihren jugendlichen Mitgliedern nicht nur Anfangsunterricht in Leibesübungen, sondern erziehen sie auch zu Bürgern mit dem Bewußtsein der Verpflichtung gegen den Staat. In ihren Sommerlagern treiben sie jeden Tag Sport, und abends hören sie flammende Reden über patriotische Grundsätze. „Unsere Pflicht ist es, für Deutschland zu sterben", war der Spruch, der in riesigen Lettern ein Lager von 6000 Jungens beherrschte, das ich besuchte.

Es besteht die Gefahr, daß das Volk Englands, während es sich auf den Namen der Freiheit beruft, abfällt. In einigen lebenswichtigen Gebieten der nationalen Kraft und Wohlfahrt sind wir bereits von den Deutschen und Italienern überholt. Persönliche Freiheit bedeutet in England nur zu oft die Freiheit, sich gehen zu lassen. Die

demokratischen Länder müssen sich fragen, ob sie mit ihrer geruhsamen Art hoffen können, sogar in den friedlichen Bestrebungen, den Wettbewerb mit diesen hochdisziplinierten Nationen, deren Geist im Feuer der Gegnerschaft gestählt worden ist, durchzuhalten.

Obwohl manche der britischen Zeitungen nicht tiefer sehen als auf die Kräuselungen an der Oberfläche, geht ein großer Strom nationalen Fortschrittes über Deutschland und Italien hin. Lange noch, nachdem der Schlamm, den er aufrührt, sich abgesetzt hat, wird das Gute, das er mit sich bringt, bleiben.

ZWEITER TEIL

Benito Mussolini

Erstes Kapitel

Der Duce als Mensch

Wenn man in den Dynamoraum eines Kraftwerkes kommt, so prickelt die Kopfhaut von der Elektrizität in der Luft. Die Gegenwart Mussolinis ruft eine ähnliche Wirkung auf den Geist hervor. Er strahlt Willenskraft aus wie ein Ofen Hitze. Man fühlt die Stärke seines Charakters, bevor er zu sprechen beginnt.

Wenn Fremde in sein großes Arbeitszimmer im Palazzo Venezia geführt werden — es ist so groß wie eine Reitschule und so hoch wie eine Kirche —, dann hält er bisweilen seinen Kopf über seinen Arbeitstisch in der fernen Ecke gebeugt, bis der Fremde ihn erreicht hat. Das ist kein Zeichen von Gleichgültigkeit über die Ankunft des Fremden, sondern darauf zurückzuführen, daß manche Leute zu nervös sind, um den langen Anmarsch quer über den leeren Boden unter seinem Blick zu ertragen. Die Macht seiner Persönlichkeit umgibt ihn in der Tat mit einer fast körperlichen Atmosphäre.

Mussolini verkörpert das neue Italien sogar noch mehr als Hitler das neue Deutschland. Der Führer gab einer nationalen Substanz, die bereits vorhanden war, neue Form. Er stellte das Vertrauen des deutschen Volkes auf seine eigenen großen Eigenschaften wieder her und schuf ein System des Dienstes am Staate, in dem die Deutschen einen besseren Spielraum gefunden haben. Für den Duce war die erste Aufgabe, das Menschenmaterial zu bilden, mit dem er es zu tun hatte. Keine andere Nation trägt so deutlich den Stempel des Geistes und Willens *eines* Mannes, wie es Italien heute tut.

Dank einem freundlichen Klima sind die Italiener es schon seit den Tagen Roms gewohnt, öffentliche Angelegenheiten unter freiem Himmel zu diskutieren. Massenversammlungen spielen eine bedeutende Rolle in ihrem nationalen Leben. Sie sind auch das Mittel, das der Duce benutzt, um seine Politik darzulegen. Während britische Premierminister solche Darlegungen im Unterhaus machen, steht Mussolini auf einem Balkon und redet zu der Menge.

Die lateinischen Völker lieben eine lebhafte Sprache, und Mussolini bedient sich dementsprechend eines kräftigen Stils. Reden vor erregten Massen unter freiem Himmel würden ihre Wirkung verlieren, wenn sie in gemäßigten und wohlbedachten Ausdrücken gehalten würden.

Dieselben Bedingungen erklären die etwas schauspielerische Manier, die der Duce in der Öffentlichkeit zeigt. Um eine Geste für die Augen einer riesigen Zuhörerschaft wirksam zu machen, muß man sie übertreiben.

Obwohl Mussolini vor der Menge etwas posieren mag, ist in seinem Privatleben nichts Affektiertes oder Gekünsteltes an ihm wahrzunehmen. Seine Art, sich zu geben, ist offen und im allgemeinen herzlich. Er kann die Härte seines Charakters zwar nicht verbergen, denn sie ist im gleichen Maße ein Teil von ihm wie seine blitzenden Augen, seine kräftigen Hände oder sein römisches Imperatorenhaupt. Aber die Nachdrücklichkeit seiner Sprechweise will seinen Zuhörer nicht überrumpeln. Die positive Ausdrucksweise des Duce ist ein Widerspiel seiner Gedankenarbeit. Die zwingende Kraft seines Denkens gibt seinen Worten Präzision und Festigkeit.

Er hat alle Eigenschaften eines erstklassigen Journalisten. Das ist ein Vergleich, den Mussolini selbst billigen

würde. Bei der letzten italienischen Volkszählung füllte er persönlich eine Liste aus, und in die Spalte „Beruf" schrieb er — nicht bescheiden, sondern stolz — „Giornalista".

Er hat einen ausgeprägten Sinn für den Wert der Worte und verabscheut jeden Wortschwall. Sein Rede- wie sein schriftstellerischer Stil ist konzis und bestimmt. Sein Verstand erfaßt augenblicklich eine neue Idee oder das Wesentliche in einer Fülle von Einzelheiten. Italienische Diplomaten, die ihm lange mündliche Berichte über verwickelte internationale Fragen erstatten, finden ihre eigenen Ansichten oft geklärt, wenn sie am nächsten Morgen in den Zeitungen eine bündige Zusammenfassung aller wichtigen Punkte über die Lage lesen, die vom Duce selbst, unmittelbar nachdem sie ihn verlassen haben, diktiert worden ist.

Seine Konzentrationsfähigkeit ist groß, und es macht ihm Freude, sie anzuwenden. Mussolini hat die Begabung, sich mit so viel Energie in die Beschäftigung des Augenblicks zu stürzen, als wenn sie die einzige Pflicht des Tages wäre. Jeder in der langen Reihe von Leuten, die er empfängt, gewinnt den Eindruck, daß die volle Aufmerksamkeit des Duce ausschließlich auf ihn und seine Sache gerichtet ist. Sein Geist schweift niemals ab, und er kann durch eine einfache Willensanstrengung alle Kümmernisse und Sorgen abschütteln. Er geht zwischen 10 und 11 Uhr zu Bett und schläft regelmäßig 7 oder 8 Stunden, wie kompliziert oder kritisch die Probleme im Augenblick auch sein mögen. „Ich mache einfach die Schleusentore zu", lautete eine bildhafte Bemerkung, die er einmal mir gegenüber machte.

Eine ähnliche nüchterne Regelmäßigkeit kennzeichnet

sein Erwachen. Er befolgt Napoleons Rezept: „Wenn die Zeit kommt, wo man sich im Bett umdrehen möchte, ist es Zeit aufzustehen." Er steht auf, sowie er erwacht, tut einige tiefe Atemzüge am offenen Fenster und nimmt dann sofort ein lauwarmes Bad.

Mussolini legt das gleiche Gewicht auf Massage, wie es die alten Römer taten, aber er reibt sich selbst ab, anstatt das von anderen besorgen zu lassen. Er rasiert sich auch selbst, obwohl die meisten Italiener das lieber von einem Friseur machen lassen. Dann zieht er einen Reitanzug an, während er zwei oder drei Morgenzeitungen, die auf einem Ständer vor ihm bereitgelegt sind, überfliegt.

Sein Frühstück besteht aus einem Glas Milch, das er in kleinen Schlucken schlürft. Es ist die einzige Nahrung, die Mussolini vor seinem Mittagessen um 2 Uhr zu sich nimmt.

Ungefähr um 7,30 Uhr morgens reitet er für eine Stunde aus. Das ist die Erholung, die ihm am meisten Freude macht. Er hat bei dem bekannten römischen Reitlehrer d'Angelis reiten gelernt, und mit der für ihn charakteristischen Entschlossenheit ist er ein guter Reiter geworden. „Ich habe heute eine Hürde von 1,20 m genommen", bemerkte er mit Genugtuung, als er mich einmal in seinem Amtsraum in Reithosen und Reitstiefeln empfing.

Auf einem Morgenspaziergang in den Gärten der Villa Borghese habe ich den Duce auf einem großen Fuchs über die Hürden gehen sehen, die im Park angelegt sind. Gelegentlich folgte ich ihm bis zu dem Tor, wo sein Wagen wartete. Mussolini sprang vom Pferd und stieg in den Wagen, worauf das Pferd, das nun frei

war, herankam und seinen Kopf durch das Fenster steckte, um von seinem Reiter ein Stück Zucker zu bekommen. „Com' è carino!" murmelte die kleine Gruppe von Zuschauern beifällig.

Um 8,30 Uhr vormittags ist Mussolini zurück in der Villa Torlonia. Und wenige Minuten vor 9 fährt er mit seinem Auto in sein Amt im Palazzo Venezia, wo er bis 2 Uhr nachmittags bleibt. Zu dieser Zeit geht er zum Essen nach Haus, und hinterher kehrt er bis ungefähr 8 Uhr abends zur Arbeit zurück.

Der Duce ißt wenig Fleisch und oft tagelang gar keines. Sein Mittagessen ist die Hauptmahlzeit des Tages. Die italienischen Nationalgerichte „risotto" und „pasta" bevorzugt auch er. Er ißt viel Gemüse, hauptsächlich Spinat, Erbsen, Bohnen oder Sellerie, ohne Soße oder Butter, und Früchte. Besonders liebt er grape-fruit. Als er einmal in einem Ort war, wo es keine gab, wurde ein Flugzeug nach Genua geschickt, um die Früchte aus den Vorräten eines italienischen Dampfers zu besorgen. Er trinkt keine geistigen Getränke oder Liköre und sehr wenig Wein. Er hat mir erzählt, daß sein Weingenuß sich praktisch auf öffentliche Diners beschränkt, die sich als ungewöhnlich langweilig erweisen. Er trinkt weder Kaffee noch Tee, aber jeden Nachmittag nimmt er — wie der geruhsamste alte Herr, um seine eigenen Worte zu gebrauchen — einen Kamillenteeaufguß zu sich, der ihm an seinen Arbeitstisch gebracht wird. Er gleicht Hitler in seiner Enthaltsamkeit. Beide rauchen nicht, freilich pflegte Mussolini es als Soldat an der Front zu tun. Beide vermeiden üppige Mahlzeiten vollständig.

Wenn es möglich ist, ißt Mussolini gern allein, und

an zwei oder drei Tagen im Monat ißt er überhaupt nichts, sondern trinkt nur hier und da ein Glas Zuckerwasser.

Diese Einfachheit und Regelmäßigkeit der Lebensführung hat sich belohnt. Wenige Männer, die so hart an ihrem Schreibtisch arbeiten wie Mussolini, kommen ihm an körperlicher Leistungsfähigkeit gleich. Er steht in seinem 55. Lebensjahr und im 15. Jahr seiner Regierung und ist heute kräftiger als zu der Zeit, wo er zur Macht kam. Seine Gestalt ist schwer, aber fest und kräftig, und seine lebhaften Augen spiegeln seine Vitalität wieder.

Er hat die Gewohnheit, plötzlich seine Arbeit zu unterbrechen, um eine halbe Stunde schwierige Leibesübungen zu betreiben. Er ficht oft, im allgemeinen nachmittags zu Haus, mit Commendatore Rodolfi, einem der italienischen Meister des Säbelfechtens. Das sind harte Gänge, und obwohl Mussolini eine wattierte Weste trägt, weigert er sich, eine Fechtmaske aufzusetzen, da er es liebt, frei zu atmen, so gefährlich es auch ist, das Gesicht ungeschützt zu lassen. Als er Redakteur des „Popolo d'Italia" war, focht er zwei Duelle aus, eines mit einem Parlamentsmitglied und das andere mit einem General. Er wurde in dem ersten leicht verwundet und verwundete seinerseits seinen Gegner bei dem zweiten.

Der Duce hat auch einen Boxlehrer. Im Sommer schwimmt er jeden Tag in Ostia, dem römischen Badeort, oder steuert ein schnelles Motorboot, das an der Mündung des Tiber stationiert ist. Im Winter fährt er manchmal zum Skilaufen in den Apennin.

Alle diese Leibesübungen und die geregelte Lebensweise halten ihn so gut in Form, daß er gegen Müdigkeit, kör-

perliche sowohl wie geistige, gefeit zu sein scheint. Er ruht oder entspannt sich niemals während des Tages. Seine einzige Erholung ist Wechsel in der Tätigkeit. Man kann eine Idee von seiner unermüdlichen Energie aus folgendem Bericht über seine Tätigkeit an einem glühendheißen Sonntag, seinem Erholungstag, im Juli 1937, bekommen:

Selbst am Steuer seines Flugzeuges, besichtigte er fünf Flughäfen;
er besuchte die neue Luftakademie, die in Florenz erbaut war;
er besichtigte eine Kolonie für Sonnenkuren in der Nähe dieser Stadt, wo 800 Kinder behandelt wurden;
er sah sich den Probeflug eines neuen Flugzeuges in Pisa an;
er fuhr im Auto nach Viareggio und badete im Meer;
er besuchte das Rosa-Maltoni-Mussolini-Institut, das nach seiner Mutter benannt ist;
er flog zurück nach Rom; und schließlich wohnte er einem Freiluftkonzert bei der Basilika des Maxentin bei, mitten unter der Menge sitzend.

Ich habe auf Mussolinis Schreibtisch nie mehr als ein oder zwei Akten liegen sehen. Er hat den größten Teil der Staatsgeschäfte im Kopf. Täglich empfängt er fünf Stunden, von 9 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags, eine unabläßige Folge von Berichten von Ministern und Abteilungschefs. Er dringt darauf, daß sie diese so kurz wie möglich halten. Selten erlaubt er einem Untergebenen, sich in seiner Gegenwart zu setzen. Diese Beratungen bestehen im allgemeinen aus scharfen Fragen

von seiten des Duce und gleich lakonischen Erwiderungen. „Vergeuden Sie keine Zeit, indem Sie mir etwas von den Dingen erzählen, die gut gehen", sagt er. „Was ich hören will, ist etwas über Dinge, die schlecht gehen."

Es war für mich immer ein Rätsel gewesen, wie ein Mann, dessen Regierungserfahrung sich auf den Arbeitstisch eines Redakteurs beschränkt hatte, verwickelte Amtsgeschäfte so erfolgreich bewältigen konnte wie Mussolini. „Viele der Sachverständigen, die Sie empfangen, müssen mehr über ihren eigenen Gegenstand wissen, als es Ihnen möglich ist", sagte ich einmal zu ihm. „Wie verhindern Sie es, daß sie in ihren Abteilungen Politik auf ihre eigene Faust treiben?"

„Ich habe ein phantastisch gutes Gedächtnis", erwiderte der Duce. „Wann immer ich über einen Gegenstand diskutiert oder ein Aktenstück studiert habe — seine Einzelheiten haften jahrelang in meinem Gedächtnis. Wenn ich einen Untergebenen lange Zeit nicht gesehen habe, so beginne ich immer damit, ihn daran zu erinnern, was ich bei der letzten Gelegenheit gesagt habe, und einige technische Einzelheiten des Gegenstandes, den er mir damals unterbreitet hat, anzuführen. Da meine Untergebenen wissen, daß alle Akten zu dieser Angelegenheit in ihrem Besitz gewesen sind, ohne daß ich Zugang zu ihnen gehabt hätte, macht meine Vertrautheit mit ihrer Arbeit großen Eindruck auf sie, und sie wagen es nicht, mir irgend etwas zu verhehlen, was in ihrer Abteilung vorgeht."

Um 4 Uhr nachmittags beginnt eine zweite Reihe Empfänge von Besuchern und Abordnungen. Diese sind von der mannigfaltigsten Art, und Mussolini hat ein außerordentliches Talent, seinen Ton den verschiedensten

Gegenständen anzupassen, die sie vorbringen. Typisch für seine Geistesgegenwart war sein Gespräch mit einem englischen Literaten, der während des abessinischen Feldzuges eine Audienz bei ihm durchsetzte. Dieser seltsame Schriftsteller hatte ausgesprochen proabessinische Gefühle, und er war fest entschlossen, sein Erscheinen vor Mussolini so überwältigend zu gestalten, daß es das Vertrauen des Duce zu seiner militärischen Unternehmung erschüttern würde.

Dementsprechend blieb der Besucher, als er, begleitet von einem italienischen Beamten, über die Schwelle trat, an der Tür stehen, streckte seinen Arm aus, zeigte dramatisch auf Mussolini, der sich an dem weit entfernten anderen Ende des Raumes befand, und rief mit lauter Stimme aus: „Sie ... werden ... Abessinien ... niemals ... erobern ...!"

Mussolini, der 16 m entfernt hinter seinem Schreibtisch stand, bewahrte seine Selbstbeherrschung.

„Ich danke Ihnen. Guten Tag!" war seine einzige Erwiderung. Der aus der Fassung gebrachte Besucher, der sich darauf vorbereitet hatte, dem Duce eine lange Beweisführung vorzutragen, fand sich in weniger als zehn Sekunden wieder außerhalb des Zimmers.

Obwohl zahlreiche solcher Besuche ihm die Zeit rauben, beschäftigt Mussolini sich auch noch mit unbedeutenderen Angelegenheiten der Regierungsarbeit. Ich habe von einem Manne aus seinem Stab gehört, daß er sich sogar persönlich um Gesuche um Befreiung vom Militärdienst kümmert. Seine Richtlinien für die Regierungsabteilungen und für die Presse bestehen aus kurzen Sätzen, die er in großer Handschrift auf die Ränder der ihm vorgelegten Akten schreibt.

Mussolini ist nur ein einziges Mal krank gewesen, am Ende des Jahres 1924, und zwar an einem Zwölffingerdarmgeschwür. Dies Jahr war das kritischste und schwierigste, das er bisher erlebt hatte. Die Ärzte in Rom waren für eine Operation, obwohl diese ihn zwei bis drei Monate von der Regierungsarbeit ferngehalten hätte. Sir Aldo Castellani, der berühmte italienische Arzt, der seine Praxis in London ausübt, wurde hinzugezogen, und er ordnete im Gegensatz zu den anderen nur eine reine Milchkur an.

Sechs Wochen hindurch nahm Mussolini keine andere Nahrung zu sich, aber, obwohl er sein Zimmer nicht verlassen konnte, mußten ihm die italienischen Minister ihren täglichen Bericht in seiner Wohnung abstatten. Anfang März 1925 begann er wieder, obwohl er noch sehr schwach war, in der Öffentlichkeit zu erscheinen, und seitdem ist er ununterbrochen von bester Gesundheit gewesen.

Als Mussolini Premierminister wurde, wohnte er im Savoy-Hotel. Das ist keines der großen Luxushotels Roms, aber es zeigt heute in seiner Eingangshalle mit Stolz eine marmorne Gedenktafel an seinen dortigen Aufenthalt. Von dort verzog er in ein bescheidenes Heim in einer Seitenstraße, der Via di Quattro Fontane. Wie alle Italiener liebt der Duce eine weiträumige Umgebung, und so fand er das Leben in einer kleinen Wohnung unangenehm. Deshalb nahm er das Angebot des Fürsten Giovanni Torlonia an, der ihm einen Flügel der Villa Torlonia dicht vor der Porta Pia zur Verfügung stellte.

Die Torlonias waren ursprünglich große römische Bankiers, als solche werden sie auch von Charles Dickens

erwähnt. Der Hauptwohnsitz des Fürsten Giovanni in Rom ist ein Palast in der Nähe von St. Peter, in dessen Speisezimmer angeblich Cesare Borgia vergiftet worden ist. Er benutzt die Villa an der Porta Pia selten. Mussolini bewohnt zwei Stockwerke des einen Flügels.

Diese Räume sind im modernen Stil möbliert, und der Duce wohnt dort mit seiner Frau, Donna Rachele, und seinen drei jüngeren Kindern.

Der Haushalt ist durchaus bescheiden, ohne irgendwelches Dienstpersonal, denn Mussolini gibt niemals Gesellschaften zu Hause, höchstens selten einmal eine Gartenpartie.

Außer seinem Stadthaus verfügt er über ein streng gehaltenes Adelsschloß auf der Spitze eines Hügels der Provinz, in der er geboren ist. Das Schloß wurde von der Bevölkerung von Ravenna und Forli bewohnbar gemacht und ihm geschenkt. Von seinen tausend Jahre alten Wällen sieht Mussolini hinaus in den wildromantischen Apennin, die Ebene der Romagna und auf das Ufer des Adriatischen Meeres. Diese Höhen sind die Festungswälle Italiens und haben oft zu seiner Verteidigung gegen Eindringlinge aus dem Norden gedient. Mussolini geht gern dorthin, um über schwierige Probleme nachzudenken und wichtige Entscheidungen zu treffen.

Er ist auch Besitzer zweier anderer kleinerer Villen, von denen die eine bei Carpena und die andere an der Küste der Adria bei Riccione in der Nähe von Rimini liegt. Hier verbringen Donna Rachele und ihre Kinder die Sommerferien.

Die hauptsächliche Zerstreuung des Duce zu Hause ist die Musik. Er spielt im allgemeinen nach dem Essen in der Villa Torlonia Geige. Die italienischen Komponisten

des 18. Jahrhunderts bevorzugt er, und er hat auch Interesse an Kirchenmusik, besonders an der von Palestrina. Von ausländischen Komponisten spielt er Beethoven, Brahms und Bach. Er geht sonntags oft in die Oper, wo er im allgemeinen allein in der Königsloge sitzt. Er ist auch ein Freund des Kinos, obwohl er selten die Zeit hat, sich einen Film anzusehen.

Mussolinis Vorliebe für Literatur ist sehr ausgedehnt, denn sie erstreckt sich außer auf italienische auch auf deutsche, französische und englische Autoren im Original. Er bevorzugt Romane, aber am meisten liest er geschichtliche Werke. Für Katzen und Hunde hat er eine besondere Vorliebe, die sich sogar auf Löwen erstreckt. Wie General Göring hielt er sich einmal einen jungen Löwen, der im Hause umherzustreichen pflegte und sich auf seinem Schoß wie eine riesige Katze zusammenrollte. Als das Tier zu groß wurde, schickte man es in den römischen Zoo, wo Mussolini ihm gelegentlich einen Besuch abstattet.

Es ist charakteristisch für die ruhelose Vitalität des Duce, daß er fast eine kindliche Freude an der Geschwindigkeit hat. Er ist ein erstklassiger Autofahrer, und obwohl er in den Straßen Roms ein Beispiel für die Beachtung der Verkehrsregeln gibt, fährt er auf dem offenen Lande sehr schnell. Am Schlußtage der Stresa-Konferenz empfing er mich um 9 Uhr abends und machte sich unmittelbar danach bereit, in einem offenen Wagen nach Rocca delle Caminate zu fahren, etwa 450 km weit weg, in einer dunklen Nacht und bei strömendem Regen.

Bei den italienischen Manövern von 1935 in dem bergigen Gelände südlich des Brennerpasses begleitete ich ihn in seinem Alfa Romeo bei dem Auf und Ab der

steilen und stark gewundenen Alpenstraßen, die von dem fortwährenden Regen glitschig waren.

Der Duce fuhr mit einer Geschwindigkeit, durch die er bald die Stabswagen, die ihm folgten, abhängte; und wenn die Gendarmen, die an den Ecken Posten standen, präsentierten, so nahm er eine Hand vom Steuer, um mit dem römischen Gruß zu danken. Ich habe niemals einen ängstlicher dreinschauenden Passagier gesehen als den italienischen General, der neben ihm saß.

Vor einigen Jahren nahm er das Motorradfahren mit gleicher Begeisterung auf. Er raste wie ein Komet die gerade Straße nach Ostia entlang und hatte dabei einmal einen Zusammenstoß mit einem Privatauto. Bevor es zum eigentlichen Krachen kam, konnte der Duce die Geschwindigkeit vermindern und mehr als einen Materialschaden verhindern. Aber die Leute im Auto hatten einen schweren Schreck bekommen, und ihr Schimpfen über den Motorradfahrer enthielt fast alle Ausdrücke, die das darin sehr reiche römische Vokabular kennt.

Mussolinis lederner Sturzhelm und schwarze Schutzbrille machten ihn vollständig unkenntlich. Nachdem er sich eine oder zwei Minuten hatte beschimpfen lassen, nahm er seine Brille ab, und im gleichen Augenblick kam seine Begleitung, Polizisten auf Motorrädern, die er hinter sich gelassen hatte, angeknattert, um sofort mit kreischenden Bremsen und scharrenden ausgestreckten schweren Stiefeln zu stoppen.

Die Wut der Autofahrer machte einer heftigen Bestürzung Platz, als sie das Objekt ihrer Schimpfreden erkannten. Die Bestürzung vermehrte sich noch, als der Duce einem Mann von der Polizeiwache befahl, den Namen und die Adresse des Autobesitzers aufzuschreiben;

aber es erwies sich, daß er das nur zu dem Zwecke tat, um dem Autofahrer wenige Tage später einen brandneuen Wagen vom gleichen Fabrikat zu senden.

Mussolini nahm seinen ersten Flugunterricht schon, als er noch Herausgeber des „Popolo d'Italia" war. 1936 machte er seine Prüfung als Führer von dreimotorigen Bombenmaschinen zu Land wie zu Wasser. Seine Reisen in Italien führt er gewöhnlich mit dem Flugzeug durch, und er fliegt die Maschine selbst, ohne Rücksicht auf Befürchtungen, die Mitglieder der italienischen Regierung äußern.

Er hatte mir lange versprochen, mich einmal mitzunehmen. Im März 1937 erfüllte Mussolini dieses Versprechen in Libyen während seiner Rundreise durch diese nordafrikanische Kolonie.

Er hatte ungefähr 900 km von einem Lager in der Wüste bis Misurata zu fliegen, wo Graf Volpi, ein früherer Gouverneur der Provinz, ihn zum Essen erwartete.

Unterwegs mußten wir eine Zwischenlandung machen; deswegen starteten wir kurz nach dem Morgengrauen von einem ziemlich unebenen Flugplatz, der im freien Feld besonders hergerichtet war.

Die drei Motoren des Savoja-Marchetti-Bombers erhoben ihr Geheul, als wir starteten. Zwei andere Maschinen vom gleichen Typ flogen mit uns, von denen die eine von Marschall Balbo, dem Gouverneur von Libyen, gesteuert wurde.

„Viel Bequemlichkeit gibt es in diesen Kriegsflugzeugen nicht", sagte Mussolini, „aber Sie können gerade hinter mir Platz nehmen und zuschauen, wie ich die Maschine handhabe."

Das Flugzeug war so angefüllt mit Apparaten wie eine Fabrik: Abwurfvorrichtungen auf beiden Seiten, über der Rumpfmitte ein Maschinengewehrturm und ein weiteres Maschinengewehr in einem Raum unter den Füßen des Piloten.

Die Maschine hatte Doppelsteuerung; in dem zweiten Führersitz saß ein General der italienischen Luftwaffe. Ein Monteur und ein Funker bildeten den Rest der Besatzung. Als er das Flugzeug bestieg, wurden Mussolini die Stricke eines Fallschirms über den Kopf gezogen. Das war jedoch lediglich eine formale Vorsichtsmaßregel, denn es wäre fast unmöglich gewesen, aus der geschlossenen Maschine herauszukommen, wenn irgend etwas schief gegangen wäre.

Er kam normal ab, und eine Stunde flogen wir in ungefähr 500 m Höhe über der äußerst unfruchtbaren Wüste dicht an der Küste, wo die doppelte Öde des Meeres und der Sahara zusammenkommen.

Wie ich dem Duce über die Schulter sah, schien seine schwarzbehandschuhte Hand leicht und sicher auf dem Steuer zu liegen, und er hielt die Maschine so beständig auf Kurs wie ein Verkehrsflieger, trotz der bockigen Atmosphäre über einer afrikanischen Wüste.

Wir wollten eine halbe Stunde in der kleinen weißen Küstenstadt Sirte verbringen; deshalb machte Mussolini einen großen Bogen auf die See hinaus, um den beiden Flugzeugen, die uns folgten, Zeit zu lassen, zuerst zu landen.

Es gab dort nur einen kleinen Notlandeplatz am Rande der Wüste, und als Mussolini seinen Motor abstellte, schien es mir, daß er zu steil hinabglitt. Für einen Augenblick erwartete ich einen schweren Aufschlag, dem ein

Rückprall in die Luft und andere unangenehme Konsequenzen folgen würden. Aber gerade als mein Unbehagen auf der Höhe war, schwebte Mussolini aus und landete so sanft wie ein Blatt.

„Dachten Sie, ich würde eine schlechte Landung machen?" sagte er. „Ah, ich kenne diese Maschinen. Wie Frauen muß man sie bald sanft behandeln — und bald nicht so sanft."

Nach einer Besichtigung der kleinen Stadt, in der tausend Menschen leben, obwohl alles frische Wasser von 30 km entfernten Quellen herbeigeschafft werden muß, bestiegen wir wieder das Flugzeug.

Es war windstill. Mussolini rollte die Maschine zu der äußersten Ecke des ebenen Flugplatzes, um so einen möglichst großen Anlauf zu gewinnen. Als er startete, waren die Drosselventilhebel der drei Motoren nicht völlig offen, und mit einer schnellen Bewegung schaltete der Luftwaffengeneral, der neben ihm saß, sie auf Vollgaslage. Der Duce streckte eine halbe Sekunde später seine Hand aus, um dasselbe zu tun. Als er sah, daß sie bereits eingeschaltet waren, warf er seinem wachsamen Mitpiloten einen ernsten Blick zu. Es war nur gerade eben genug Platz auf dem Gelände für eine schwere Maschine, abzukommen, aber Mussolini kam über die ersten Felsblöcke der Wüste, die den Platz umgab, sicher hinweg und landete eine Stunde später in Misurata so glatt, wie es der erfahrenste Flugzeugführer nur vermocht hätte.

Zweites Kapitel

Mussolinis Familie

Der Duce hat fünf Kinder, von denen die älteste Tochter, Edda, und der erste Sohn, Vittorio, verheiratet sind. Dem Alter nach zerfällt seine Familie in zwei Gruppen infolge der Tatsache, daß während der ersten Jahre als Premierminister, wie Mussolini seine ganzen Energien auf die Reorganisation der Verwaltung verwandte, seine Frau nicht zu ihm nach Rom zog, sondern weiterhin in Mailand lebte.

Donna Rachele, wie Signora Mussolini genannt wird, seit ihr Gemahl die Halskette des Annunziatenordens empfing, der ihm den Rang eines „Cousins" des Königs von Italien gibt, ist eine blonde anmutige Frau; sie wurde geboren im Jahre 1890, hat ein freundliches und zurückhaltendes Wesen und lebt ganz ihren Kindern. Ihre Zeit wird völlig in Anspruch genommen durch deren Betreuung. Sie hat niemals ein Kindermädchen oder eine Erzieherin angestellt und führt in der Villa Torlonia ein ruhiges, häusliches Leben ohne irgendwelche gesellschaftlichen Interessen.

Das älteste Kind der Familie ist Edda, jetzt Gräfin Ciano, im Jahre 1931 mit dem jungen Diplomaten verheiratet, der seitdem italienischer Außenminister geworden ist. Sie ist 1910 geboren.

Die beiden ältesten Söhne, Vittorio und Bruno, nahmen als Flugzeugführer am abessinischen Feldzug teil. Sie sind 1917 und 1919 geboren. Vittorio heiratete im

Frühjahr 1937 Signorina Buvoli, ein hübsches Mädchen aus Mailand.

Der jüngere Teil der Familie besteht aus einem Knaben, Giulio Romano, der 1930 geboren ist, und einem Töchterchen namens Anna-Maria, die ein Jahr jünger ist und die 1936 eine Operation wegen Kinderlähmung überstehen mußte, die jetzt ausgeheilt ist.

Von diesen Kindern steht Edda ihrem Vater am nächsten. Seine Neigung zu ihr ist außerordentlich. Als sie 1935 in der italienischen Botschaft in London lebte, pflegte er täglich anzurufen. Wie ihr Vater ist Gräfin Edda Ciano eine durchaus unabhängige Persönlichkeit, mit demselben lebhaften Temperament und scharfen Verstand. Schon mit fünfzehn Jahren bewies sie ihren physischen Mut, indem sie ein Kind vom Ertrinken im Meere rettete.

Sie hat eine schlanke, elegante Gestalt und kleidet sich mit ausgezeichnetem Geschmack. Ihre Freude am gesellschaftlichen Leben ist unermüdlich, und ihre Lebenslust läßt sie oft bis zum Morgen durchtanzen. In einer sanfteren, weiblichen, aber sehr überzeugenden Weise gleichen die Gesichtszüge der Gräfin Edda denen ihres Vaters, besonders das kräftige Kinn und die magnetischen Augen, deren fester Blick bisweilen so forschend ist, während er ein andermal einen starren, nach innen gekehrten Ausdruck tiefen Nachdenkens annimmt.

Zwischen Mussolini und seiner ältesten Tochter besteht eine weitere Bindung darin, daß sie im Gegensatz zu seinen anderen Kindern sich noch an jene harten Tage erinnern kann, als Mussolini als Herausgeber einer kleinen Wochenschrift „Der Klassenkampf" von einem Gehalt der Sozialistischen Partei leben mußte, das nur

30 Lire in der Woche betrug, was damals so viel wie 24 RM. bedeutete. „Als kleines Kind hatte ich oft nicht genug zu essen", erzählt die junge Gräfin ihren Freunden.

Noch vor ihrem vierten Jahre wurde Edda, als Mussolini unter der Anklage, sozialistische Aufstände in Forli organisiert zu haben, im Gefängnis saß, oft von Signora Mussolini mitgenommen, um ihren Vater in seiner Zelle zu besuchen. Er empfing sie immer in bester Stimmung und versicherte seiner Frau, daß er jetzt eine feine Erholungszeit habe und dazu komme, eine Menge zu lesen.

Bei diesen Besuchen pflegte ein Wärter anwesend zu sein, und Edda war meistens vorher dazu abgerichtet, etwas zu tun, um die Aufmerksamkeit dieses Wärters abzulenken, so daß Signora Mussolini ihrem Gatten die Botschaften in die Hand stecken konnte, die sie für ihn von dem Führer der Sozialistischen Partei mitgebracht hatte.

Edda Ciano ist wahrscheinlich die einzige Person, die zu Mussolini immer mit uneingeschränktem Freimut spricht, und ihre Meinungen haben großes Gewicht bei ihm. Um das Jahr 1932 erhielt ich einen indirekten Beweis dafür.

Der Duce hatte sein Bedauern ausgedrückt, daß die englischen Zeitungen selten etwas anderes als die kriegerischsten Teile seiner Reden wiedergaben. „Um die Opfer zu rechtfertigen, die ich von dem italienischen Volke fordere", sagte er, „bin ich verpflichtet, den Italienern nachhaltig klarzumachen, daß sie sich auf die Möglichkeit eines zukünftigen Kampfes vorbereiten müssen. Aber kann irgend jemand glauben, daß ich, nachdem

ich als Soldat in Reih und Glied gestanden und gesehen habe, wie Männer vor meinen Augen in Stücke gerissen wurden, daß ich jemals Italien, wenn ich es verhindern könnte, in einen neuen europäischen Krieg stürzen würde?"

Als ich bei der britischen Tonfilm-Wochenschau war, sagte ich gelegentlich zu dem Duce: „Ich höre, daß Euer Exzellenz Englisch gelernt haben. Würde es für Sie nicht möglich sein, diese Gefühle in der Form eines Interviews in der Wochenschau auszudrücken?"

„Ich weiß nicht recht, ob meine Aussprache gut genug ist", erwiderte er, „aber ich will etwas auf Italienisch aufsetzen, Sie werden es ins Englische übertragen, und wir wollen sehen, was sich tun läßt."

Die Niederschrift, die Mussolini vorbereitete, bestand nur aus zwei kurzen Maschinenschriftseiten, aber als der Aufnahmeapparat aus Paris ankam, probte er den Text mit mir mehr als eine Stunde, um seinen Akzent für die Übertragung zu prüfen.

Als drei oder vier Wochen später der Film entwickelt und an die Mitglieder des diplomatischen Korps in London Einladungen gesandt waren, der Uraufführung beizuwohnen, erhielt ich durch den italienischen Botschafter die Nachricht, daß der Duce den Film zurückzuziehen wünsche. Der britische Gesandte in Rom, Sir Ronald Graham, hatte Mussolini erklärt, daß sein englischer Akzent nicht deutlich genug sei.

Unglückseligerweise war es zu spät, die Vorführung aufzuhalten, und die Wochenschau war schon auf der Reise rund um die Welt. Schließlich kam sie auch nach Shanghai, wo damals die Tochter des Duce lebte. Sie sah sie sich an und kabelte ihrem Vater Glückwünsche.

Dies machte ihm so viel Freude, wie ich hinterher hörte, daß er durchaus froh darüber war, daß sein Verlangen nach Unterdrückung des Films zu spät gekommen war.

Mussolini hat eine große Neigung zu Kindern, und besonders zu seinem kleinen Jungen und Mädchen, Romanino (wie er in der Familie genannt wird) und Maria. Der Knabe ist von zarterer Erscheinung als seine älteren Brüder, die immer stämmig waren, während das kleine Mädchen lange Zeit krank war.

Nun, wo diese Kinder auch kräftiger werden, nimmt ihr Vater oft an ihren Spielen teil. Ein sehr bekannter Italiener, der eines Tages in die Villa Torlonia eingeladen war, erzählte mir, daß er Quietschen und Lachen im Nebenzimmer hörte. Da er dachte, daß die Kinder dort allein spielten, öffnete er die Tür und sah zu seinem Erschaunen, wie ihr Vater flach auf dem Rücken am Boden lag und der kleine Romanino und Maria auf ihm herumtobten und ihn knufften.

Mussolini hat begonnen, Romanino bei seinen amtlichen Reisen mitzunehmen, auch wenn sie mit dem Flugzeug vonstatten gehen. Dabei gab es einmal eine sympathische kleine Szene bei der Eröffnung einer Gemäldeausstellung in Venedig, zu der sie zusammen gekommen waren. Die Ausstellung enthielt ein Porträt von Mussolinis jüngerem Bruder Arnaldo, der 1931 starb. Er begann sein Leben als Landwirtschaftslehrer, nahm teil an Mussolinis selbstauferlegtem Exil als junger Mann in der Schweiz und wurde später mit ihm Journalist. Zwischen beiden bestand eine starke Ähnlichkeit, obwohl Arnaldos Gesicht weicher und runder und sein Charakter weniger stark als der seines Bruders war. Als Mussolini Premier-

minister wurde, übernahm Arnaldo den „Popolo d'Italia" und gab ihn bis zu seinem Tode heraus.

Der kleine Romano war damals ein Baby von zwölf Monaten gewesen, so daß Mussolini ihm das Bild erklären mußte.

„Ecco tuo zio!" (Das ist dein Onkel) sagte er. „Saluti!" — und der kleine Junge mit dem ernsten Gesicht erhob den Arm zum Faschistengruß vor dem Onkel, an den er sich nicht erinnern konnte.

Der Duce hat eine verwitwete Schwester namens Edvige, die in Rom nicht weit von der Villa Torlonia lebt. Sie befindet sich in sehr bescheidenen finanziellen Umständen, und Mussolini gibt ihr eine kleine monatliche Rente aus seinem Privateinkommen. Sie ist sehr befreundet mit Donna Rachele.

Als Mussolinis jüngstes Kind, Anna-Maria, in der Genesung von der spinalen Hirnhautentzündung war, zeigte er unfreiwillig bei einer öffentlichen Gelegenheit, wie tief sein Gefühl für seine kleine Tochter ist. Es war bei der Eröffnung eines neuen Gebäudes für die Presse. Nach einer Begrüßungsansprache brachte der Präsident der Vereinigung der ausländischen Korrespondenten unerwartet eine lebensgroße Babypuppe zum Vorschein.

„Wir sind alle so froh, von dem Fortschritt, den Ihre kleine Tochter macht, zu hören", sagte er, „und wir möchten Eure Exzellenz bitten, ihr diese Puppe mit nach Haus zu nehmen, in der Hoffnung, daß sie ihr die Zeit vertreiben möge, bis sie wieder völlig wohlauf ist."

Auf diese Worte hin brach Mussolini fast zusammen. Die Tränen traten ihm in die Augen. Er nahm die Puppe und stand einen Augenblick da, räusperte sich, als wolle er sprechen. Dann sagte er mit gepreßter Stimme

zu Signor Alfieri, dem Propagandaminister: „Ich kann auf diese Rede nicht erwidern. Sie müssen etwas sagen."

Der Duce trat beiseite an ein Fenster, indem er uns den Rücken zukehrte, und sah hinaus; dabei drückte er die Puppe so fest an seine Brust, als wäre es das Kind selbst gewesen. Es dauerte mehrere Minuten, bis er sein Gefühl gemeistert hatte und wieder imstande war, an den Vorgängen teilzunehmen.

Die Herzensgüte hinter dem strengen Äußeren des Duce erstreckt sich auf alle Kinder. Einmal wurden Vorkehrungen getroffen für einen großen Aufmarsch italienischer Knaben und Mädchen, um einen faschistischen Festtag zu feiern. Die besondere Telefonklingel, die die direkten Verbindungen unterscheidet, die Mussolini mit allen Regierungsabteilungen hat, begann auf dem Tisch des Beamten anzuschlagen, der mit dieser Angelegenheit beauftragt war.

„Sind die Lebensmittel für die Mahlzeit der Kinder bestellt?" fragte der Duce.

„Alles ist vorbereitet. Die besten Lieferanten in Rom haben alles in der Hand", war die Antwort.

„Ist das Brot wirklich von der besten Qualität? Haben Sie es selbst gekostet?" wurde unerwartet gefragt.

„Nein, ich habe es nicht gekostet, aber ich habe keine Zweifel, daß es durchaus gut ist", sagte der Beamte.

„Bitte, lassen Sie mir eine Probe senden, so daß ich es selbst versuchen kann", verlangte Mussolini. Er bewies damit nicht nur seine Fürsorge für die kindlichen Gäste der Regierung, sondern auch, welche Wichtigkeit er in den Hungertagen seiner Kindheit dem Geschmack eines Stückes Brot beizulegen gelernt hatte.

Seine auf dem Lande verbrachte Jugendzeit hat man-

ches an Mussolinis Charakter geformt. Er hat die ganze Zähigkeit, den Skeptizismus und die Hartnäckigkeit des „sangue romagnolo", das in seinen Adern fließt. Sein Herz ist erfüllt von der Leidenschaft des Bauern für den Boden — jenen Boden, der in Italien so oft undankbar ist gegen das Ausmaß der Arbeit, das so überreich auf ihn verwendet wird.

Die Ernte ist ein Schauspiel, an dem er die ganze Freude des Landmannes hat. Wenn sie im Gange ist, pflegt er seine Arbeit im Stich zu lassen und im Auto auf irgendeinen Bauernhof in der Nähe Roms zu fahren, wo er, nur in Hose und Unterhemd, dabei hilft, die Hocken aufzustellen, indem er sich ein Taschentuch um die Stirn bindet, damit ihm der Schweiß nicht in sein massiges Gesicht rinnt.

Ich erinnere mich, wie er mit der Aufmerksamkeit eines Fachmannes zusah, als ein Stier, der vor einen Bauernkarren gespannt wurde, während eines Aufmarsches von Siedlern in Libyen vor ihm plötzlich wild wurde und sich auf gefährliche Weise in die Menge zu stürzen begann. Voll Eifer, sich vor dem Duce auszuzeichnen, packten tapfere Faschisten das Tier bei seinen weit auseinanderstehenden Hörnern, jedoch mit keinem anderen Erfolg, als daß sie links und rechts von seinem emporgeworfenen Schädel hinweggeschleudert wurden.

„Ihr wißt nicht, wie man Stiere behandeln muß", sagte Mussolini amüsiert. „Man muß sie niemals bei den Hörnern fassen. Man muß sie an einem Vorderbein greifen und dann festhalten. Nur so wird man ihrer Herr!"

Mussolini hat wenig intime Freunde, am nächsten

stehen ihm Admiral Ciano und seine Gemahlin, Angehörige alter und vornehmer Familien aus Livorno. Diese ältere Gräfin Ciano — denn seit er Haupt der Regierung geworden war, hat Mussolini seinem alten Freund den erblichen Titel eines Grafen Ciano de Cortellazzo verschafft — ist eine Frau von viel Geist und Verstand, von gebieterischem Äußeren und überragender Persönlichkeit. Admiral Ciano, jetzt Präsident der italienischen Deputiertenkammer, führte während des Krieges einen kühnen Angriff mit Schnellbooten gegen die österreichische Flotte, wie sie im Golf von Pola lag — eine Heldentat, die in Italien als die „Beffa di Zuccari" bekannt ist. Er war einer der ersten Mitglieder der faschistischen Partei, und als Mussolini Premier wurde, wurde der Admiral Verkehrsminister, in welcher Eigenschaft er die italienischen Eisenbahnen mit fester Hand reorganisierte.

Die Cianos haben einen einzigen Sohn, Galeazzo, der, nachdem er Rechtswissenschaften an der Universität Rom studiert hatte, Journalist wurde, und zwar Theaterkritiker an der faschistischen Zeitung „Nuovo Paese" und römischer Korrespondent von Mussolinis „Popolo d'Italia". Während dieser Zeit schrieb er auch zwei Theaterstücke.

Nachdem Mussolini ungefähr drei Jahre an der Macht gewesen war, begann der Gedanke einer Heirat zwischen seiner Tochter Edda und dem jungen Galeazzo Form anzunehmen, und zwar nicht nur allein in den Köpfen der beiden jungen Leute, sondern auch in denen ihrer Eltern. Edda, damals fünfzehn Jahre alt, war in einer Klosterschule bei Poggio Reale in der Nähe von Florenz, wo die Töchter vieler führender italienischer Fa-

milien erzogen werden. Da die Heirat erst nach einigen Jahren stattfinden konnte, hatte Galeazzo Zeit, die Prüfungen für den diplomatischen Dienst zu bestehen und für eine kurze Spanne den italienischen Gesandtschaften in Buenos Aires und Rio de Janeiro attachiert zu werden.

Von Südamerika hinweg wurde er zum ersten Sekretär bei der italienischen Gesandtschaft in Peking ernannt. Der dortige Gesandte zu dieser Zeit, Signor Daniele Varé, spricht englisch und schreibt Bücher in dieser Sprache mit einer Vollkommenheit, wie sie unter Ausländern nur von Joseph Conrad erreicht ist. Er unterstützte seinen ersten Sekretär dabei, die ausgezeichnete Kenntnis des Englischen zu erwerben, die Graf Ciano jetzt besitzt.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Galeazzo Ciano sich im diplomatischen Dienst auch ohne die Beziehungen seiner Familie ausgezeichnet haben würde. Tatsächlich war seine Hauptbesorgnis als junger Mann, er würde immer von seines Vaters nationalem Ruhm überschattet bleiben. 1930 — er war damals 27 Jahre alt — wurde er von Peking zurückberufen und erster Sekretär der neuen italienischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl, die im Verfolg des Konkordats Mussolinis mit dem Papste geschaffen worden war.

Das brachte ihn wieder mit Edda Mussolini zusammen. Als er sie das letztemal gesehen hatte, war sie ein Schulmädel gewesen. Nun war sie eine erwachsene Dame von zwanzig, und innerhalb weniger Wochen wurde die Heirat, die man solange ins Auge gefaßt hatte, verwirklicht.

Die Feier fand mit allen Zeremonien am 25. April 1930 in der Pfarrkirche statt, zu der die Villa Torlonia

gehört. Mussolini selbst führte seine Tochter an den Altar; ein Familienhochzeitsfrühstück wurde in der Villa veranstaltet; ihre Flitterwochen verbrachten der junge Graf und die Gräfin Ciano in Capri.

Zwei Monate später fuhren sie nach dem Fernen Osten, wo Ciano zum Generalkonsul in Shanghai ernannt worden war. Sie blieben dort während der ganzen Kämpfe zwischen Chinesen und Japanern, die die Shanghaier Vorstadt Chapei 1932 in Trümmer legten, und die ersten beiden kleinen Knaben der Gräfin Ciano wurden unter dem Getöse der Artillerie und des Maschinengewehrfeuers geboren.

Trotz dieser unerfreulichen Erfahrung fand die Gräfin das Leben in China so angenehm, daß sie eine ganze Zeit lang wünschte, ihr Gemahl möchte seine diplomatische Laufbahn aufgeben und eine Dauerstellung in Shanghai als Direktor einer italienischen Bank annehmen. In Shanghai vervollkommnete die Gräfin außerdem ihre Kenntnis des Englischen, die sich, wie ich bei mehreren Gelegenheiten bemerkt habe, sogar auch auf eine Bekanntschaft mit amerikanischem Dialekt erstreckt.

1933 wurde Ciano nach Rom zurückgeholt und begann hier seine Laufbahn mit so rapiden Beförderungen, daß viele Leute deshalb glauben, der Duce beabsichtige, ihn zu seinem Nachfolger zu bestimmen.

Zunächst wurde er als italienischer Delegierter zu der Londoner Wirtschaftskonferenz entsandt und dann zum Minister für Presse und Propaganda befördert.

Während er dies Amt innehatte, begann der abessinische Krieg, und der erst kürzlich ernannte Minister ging sofort an die Front als Kommandeur eines Bombengeschwaders, das den Namen „La Disperata" trug.

Nach seiner Heimkehr wurde er Außenminister; sein Arbeitszimmer im Palazzo Chigi enthält ein Modell seines Flugzeuges mit den Einschlägen von zweiundvierzig Kugeln, die es während eines einzigen Monats seines Kriegsdienstes trafen.

In der Gestalt ist Graf Ciano seinem Schwiegervater sehr ähnlich: von mittlerer Größe und kräftig gebaut. Sein Haar ist schwarz und sein glattrasiertes Gesicht mit dem kantigen Kinn sehr ausdrucksvoll. Wenn er lacht, zeigt er kräftige weiße Zähne.

Graf Ciano verfügt über eine große Intelligenz und viel Liebenswürdigkeit. Die enge Verbindung mit Mussolini, dem er nähersteht als irgendein anderer Minister, hat ihn etwas von dessen Art und Geste annehmen lassen. Er hat einen umfassenden Überblick über die internationalen Angelegenheiten, über die er mit Kenntnis und Bestimmtheit spricht. Wie der Duce ist er ein eifriger Fechter. Man kann unmittelbar von seinem mit Gobelins behangenen Arbeitszimmer in einen kahlen Raum eintreten, der für tägliche Gänge mit seinem Fechtmeister bestimmt ist.

Drittes Kapitel

Jugend und frühes Mannesalter

Benito Mussolinis Charakter ist in hohem Maße das Ergebnis seiner jugendlichen Umwelt, und die Menschen der Romagna, wo er geboren und aufgezogen wurde, sind bekannt für ihre Starrköpfigkeit.

Dieses Gebiet bildet einen Teil der Provinz Emilia auf der Ostseite des Apennins. Es ist ein unfruchtbares Land, dessen schnellfließende Flüsse für die Bodenbebauung nur von geringem Nutzen sind. Die mühsam auf den Abhängen der steinigen Hügel angepflanzten Weinberge bringen nur einen dürftigen Wein für den örtlichen Bedarf hervor. Durch den mageren Boden in den Tälern kommen Felsblöcke zum Vorschein, die sich dem Pflug widersetzen.

Bäume sind selten, und da Holz das einzige Brennmaterial ist, das sich die armen Bauern leisten können, sind ihre Herde bei dem rauhen Winterwetter oft kalt. Der herbe Charakter dieser unfruchtbaren Gegend drückt sich in seinem Sprichwort aus: „Chi ha freddo salti" (Wen es friert, der tanze).

Inmitten dieser rauhen Gegend liegt am Fuße des Hügels Rocca delle Caminate ein kleines Dorf mit grauen Steinhäusern, das zu der Gemeinde Predappio gehört. Es heißt Dovia. In einem Bauernhäuschen an seinem äußersten Ende wurde Mussolini am Sonntag, dem 29. Juli 1883, um 2 Uhr nachmittags, geboren.

Sein Vater war der Dorfschmied. Bei kaltem Wetter

diente die Schmiede mit ihrem glühenden Feuer den Bauern des Ortes als eine Art Klub, und Alessandro Mussolini, ein großer beleibter Mann von starker Willenskraft, war ihre anerkannte Autorität in politischen Fragen. Er war ein glühender internationaler Sozialist, und sogar in diesem abgelegenen, unbedeutenden Orte stand er unter ständiger Überwachung durch die Polizei. Es gab Zeiten, in denen er nicht einmal ohne besondere Erlaubnis in den benachbarten Marktflecken Forli gehen konnte.

Mussolini behauptet, seine Vorfahren bis auf eine Adelsfamilie zurückverfolgen zu können, die im 13. Jahrhundert in Bologna herrschte. Sein Vater und seine Mutter waren jedoch beide als Bauernkinder aufgewachsen. Die Mutter, Rosa Maltoni, hatte auf dem Lehrerseminar in Forli ihre Prüfung bestanden und war als Lehrerin an der Dorfschule in Dovia beschäftigt. Im Gegensatz zu ihrem Mann war sie eine fromme Frau mit einem starken Pflichtgefühl gegenüber ihrer Familie.

Mussolini hing wie sein jüngerer Bruder Arnaldo und seine Schwester Edvige mit großer Liebe an ihr. Sie brachte ihm das Lesen bei. Sie hielt ferner darauf, daß die Kinder zu Haus reines Italienisch und nicht den Dialekt der Romagna sprachen. Den anderen Dorfjungen erschien dies als Hochmut, und der junge Benito wurde dadurch in viele Prügeleien und Steinwerfereien verwickelt. Als Mussolini für die Elementarschule, in der seine Mutter unterrichtete, zu groß wurde, wurde er in die Gemeindeknabenschule in Predappio, 3½ km entfernt, geschickt.

Nach seiner eigenen Erzählung war er ein rauher, derber, streitsüchtiger Bengel, las zwar gern, aber war

in gleicher Weise stets bereit, Obst zu stehlen, Vogelschlingen zu legen oder die Blasebälge in seines Vaters Schmiede zu bedienen. Dort begann auch seine politische Erziehung, denn Alessandro Mussolini und seine Freunde schimpften beständig über die Regierung und die Kapitalisten. Sie gingen sogar so weit, eine Ortsgruppe der Sozialistischen Internationale aufzuziehen. Weil er eine führende Rolle hierbei spielte, wurde Mussolinis Vater zu mehreren Monaten in dem alten Gefängnis von Forli verurteilt. Nach seiner Freilassung wurde er zum sozialistischen Mitglied des Gemeinderates von Predappio gewählt und gründete dort eine Konsumgenossenschaft.

Benitos Mutter wollte, daß er Lehrer würde wie sie selbst. Zur Vorbereitung auf diesen Beruf wurde er in ein Internat, das von Salesianern geleitet wurde, nach Faenza geschickt. Das war seine weiteste Reise von der Heimat weg; sein Vater fuhr ihn auf einem geborgten Eselskarren zu der nächsten Bahnstation. Der Esel fiel unterwegs, und dieses schlechte Vorzeichen erwies sich später als richtig; denn Mussolini war, obwohl ein intelligenter Schüler, so undisziplinierl, daß die Priester ihn als unverbesserlich nach Haus zurückschickten, nachdem er einen älteren Jungen, mit dem er Streit bekommen hatte, mit seinem Taschenmesser gestochen hatte.

Seine Ausbildung wurde auf dem Lehrerseminar von Forlimpopoli fortgesetzt, wo er bis zum Alter von 18 Jahren blieb und seine Prüfung als Volksschullehrer bestand.

Seine erste Stellung trat er an einer Elementarschule in Gualtieri an. Zwölf Monate lang unterrichtete er

Dorfjungen in den Anfangsgründen der Grammatik und des Rechnens, aber als er neunzehn war, begann es ihn zu entmutigen, daß er sein ganzes Leben in solchen beengten Verhältnissen verbringen sollte.

Mussolini dachte zuerst daran, nach Amerika auszuwandern, aber weder er selbst noch seine Familie konnte das Geld für die Überfahrt aufbringen. Er entschloß sich deshalb, sein Glück mehr in der Nähe zu versuchen, und seine Mutter versorgte ihn mit dem Reisegeld bis an die Schweizer Grenze.

Familiensorgen begleiteten ihn auf seinem neuen Lebensweg. Bevor Mussolini die Schweiz wirklich erreicht hatte, las er in der Zeitung, daß in Predappio Wahlunruhen stattgefunden hatten. Die Wahlurnen waren umgestürzt worden, und die Polizei hatte alle führenden Sozialisten in der Gegend als verdächtig verhaftet. Unter ihnen war auch sein Vater, der, obwohl er an dem Angriff auf die Urnen nicht teilgenommen hatte, sechs Monate in Haft blieb, bevor er vor dem Gericht in Forli freigesprochen wurde.

Mussolini telegrafierte, ob er nach Hause kommen solle, aber seine Mutter ermutigte ihn weiterzureisen. Er überschritt also die Schweizer Grenze zu Fuß mit genau 1,36 Mark in der Tasche. Er schlief unter Brücken und hungerte fast buchstäblich. So setzte er seinen Weg nach Lausanne fort, wo es eine Kolonie von Italienern gab, von denen viele ihre Heimat verlassen hatten, um dem Militärdienst zu entgehen oder weil sie politische Konflikte mit der Polizei gehabt hatten.

Über die zwei Jahre, die er in der Schweiz verbracht hat, hat Mussolini selbst nur wenig mitgeteilt. „Ich arbeitete gewöhnlich als Maurer", sagt er in seiner Auto-

biographie. Aber als er noch nicht lange in Lausanne gewesen war, kam er darauf, daß er gegen geringe Gebühren an der Universität Vorlesungen hören konnte.

Die Vorliebe für das Studieren, die Mussolini als Knaben schon dazu geführt hatte, seine schulfreie Zeit mit Lesen in der öffentlichen Bibliothek in Forli zu verbringen, ließ ihn diese Gelegenheit eifrig ergreifen. Er war damals als Mörtelträger auf einem Neubau beschäftigt, wo seine Arbeit bis 6 Uhr abends dauerte. Deswegen sah er sich nach einer neuen Beschäftigung um, die ihm die Zeit lassen würde, nachmittags auf die Universität zu gehen.

Er fand diese Beschäftigung als Bote bei einem italienischen Weinhändler namens Tedeschi in der Rue du Pré. Jeden Morgen machte er sich auf die Runde, indem er einen Handkarren vor sich her schob oder einen Korb mit Weinflaschen über dem Arm trug. Viele Male muß er die lange, steile und sich windende Hügelstraße auf und ab getrabt sein, die von Lausanne zu der Vorstadt Ouchy am Ufer des Genfer Sees führt. Er ließ sich gewiß niemals träumen, daß er zwanzig Jahre später zum ersten Male auf der internationalen Bühne als Staatsmann im Hotel Beaurivage, das am Fuße dieses Abhanges liegt, auftreten würde.

Signor Tedeschi, sein Arbeitgeber, ist tot, aber das Geschäft wird von seinem Sohn und seiner Tochter fortgeführt, die kleine Kinder waren, als Mussolini für ihren Vater arbeitete. Das einzige, was sie von ihm noch im Gedächtnis haben, ist, daß er ein „geschäftiger junger Mann" war, stets ängstlich darauf bedacht, seine Lieferrunde so rechtzeitig zu erledigen, um noch in die Vorlesungen an der Universität zu kommen. Als Mussolini

1922 als Premierminister von Italien nach Lausanne zurückkam, entsandte er einen seiner Sekretäre, um den Laden der Tedeschis zu fotografieren.

Nach einigen Monaten bei diesem Weinhandel fand er eine ähnliche Beschäftigung in einer Kolonialwarenhandlung, „La Mercerie" in der Avenue d'Echallens, wo die Stunden bequemer für sein Studium lagen.

Der Kurs, an dem er in Lausanne teilnahm, bezog sich auf soziale und politische Wissenschaft und dauerte 6 Monate. Die Vorlesungen wurden zuerst von Professor Vilfredo Pareto, der heute tot ist, und später von Professor Pascal Boninsegni gehalten.

Zwischen Signor Boninsegni und sich selbst entdeckte Mussolini eine persönliche Verbundenheit darin, daß der Professor in Forli, der Nachbarstadt von Mussolinis Heimatsort, geboren war. Sie pflegten miteinander im Dialekt der Romagna zu sprechen.

Professor Boninsegni gehört heute noch dem Lehrkörper der Universität an. „Ich erinnere mich gut, daß ich zu jener Zeit von der Aufrichtigkeit und Entschlossenheit Mussolinis stark beeindruckt worden bin", sagt er.

Im April 1937 wurde der frühere Lehrer des Duce von der Fakultät in Lausanne entsandt, um dem Duce das Ehrendoktordiplom für soziale und politische Wissenschaft zu überreichen. Das ist der einzige akademische Grad, den Mussolini von einer Universität angenommen hat. Bei der Gelegenheit sagte er zu Professor Boninsegni: „Ich werde mich immer eng mit der Lausanner Universität verbunden fühlen, denn dort lernte ich zu unterscheiden zwischen den Dingen, wie sie in Wirklichkeit sind, und den Dingen, wie man möchte, daß sie sind. Das verdanke ich im hohen Maße Ihrer Unterweisung."

Auf dem Schreibtisch des Professors steht eine Fotografie Mussolinis, auf die er 30 Jahre nach jenem sechsmonatigen Lehrkursus geschrieben hat: „Zur Erinnerung an meinen Aufenthalt in Lausanne, in Freundschaft und Bewunderung." Mussolini unterhält noch heute mit seinem alten Lehrer briefliche Beziehungen, und der Professor hat sich ein- oder zweimal auf diese Freundschaft berufen, um früheren Lehrern an italienischen Universitäten, deren politischer Standpunkt sie in Ungelegenheiten gebracht hatte, beizuspringen.

Er übte in einem besonderen Augenblick seiner früheren Laufbahn einen entscheidenden Einfluß auf Mussolini aus. Mussolinis italienische Freunde in der Schweiz waren leidenschaftliche Antimilitaristen und taten ihr Bestes, ihn zu überreden, nicht nach Italien zurückzugehen, um sich zum Militärdienst zu stellen. Mussolini selbst war ein so aktiver sozialistischer Agitator, daß er bereits aus dem Kanton Genf ausgewiesen war und kurz hinterher dieselbe Erfahrung in Lausanne machen mußte. Nichtsdestoweniger fühlte er den dringenden Wunsch heimzukehren und seiner Militärpflicht zu genügen. Die einzige Frage für ihn war, ob dies einen Verrat an seinen sozialistischen Grundsätzen bedeutete. Er trug Signor Boninsegni das Problem vor, und dieser drang in ihn, seinem Instinkt zu folgen und zur Erfüllung seiner Pflicht heimzukehren.

Mussolini war einundzwanzig, als er nach Italien zurückkam. Er wurde eingestellt in einem der Jägerregimenter der „Bersaglieri", die berühmt dafür sind, daß sie große Strecken in einem langsamen Schaukeltrab zurücklegen, und die gekennzeichnet sind durch die Federbüsche

aus grünen Hahnenfedern, die ihnen von einer runden, schiefsitzenden Kopfbedeckung bis auf die Schultern herabfallen.

Trotz seiner früheren pazifistischen Auffassung machte Mussolini der Militärdienst Freude. Er wurde durch den plötzlichen Tod seiner Mutter im Alter von erst 47 Jahren unterbrochen. Dieser Verlust traf Mussolini schwer. Sie hatte seinem Herzen nähergestanden als irgendein anderes menschliches Wesen, und sie hatte ihn in seinen Plänen von zukünftiger Größe immer ermutigt.

Von dem Rest seines Militärjahres nach diesem Verlust befreit, nahm Mussolini sein Wanderleben wieder auf. Während seines Aufenthaltes in Lausanne hatte er Französisch gelernt, und mit dieser Vervollständigung seiner Bildung und seinem Lehrerdiplom fand er eine Stellung als Lehrer des Französischen an einer Mittelschule in Oneglia. Hier brachten ihn seine sozialistischen Grundsätze in Konflikt mit dem Gemeinderat, und er verließ Italien zum zweitenmal. Er ging über die Grenze in das Trentino, das damals eine italienisch sprechende Provinz an der Südgrenze des österreich-ungarischen Reiches war.

In Trient lernte Mussolini einen Mann kennen, dessen Name in Italien ebenfalls berühmt werden sollte. Es war Cesare Battisti, der damalige Herausgeber der italienischen Zeitung der Provinz Trentino, des „Popolo". Obwohl österreichischer Untertan, gehorchte Battisti, als Italien in den Weltkrieg eintrat, den Instinkten seiner italienischen Rasse und ging über die Grenze, um in die italienische Armee einzutreten. Er wurde gefangengenommen und von den österreichischen Behörden wegen Hochverrats öffentlich gehängt. Dadurch wurde er zu

einem Heros des italienischen Nationalismus, dessen Name heute Straßen und Plätze in ganz Italien tragen.

Mussolini erregte bald die Aufmerksamkeit der Polizei durch Veröffentlichung eines Artikels im „Popolo", in dem er sich für die italienischen Ansprüche auf das Trentino einsetzte. Er wurde aus dem österreichischen Gebiet ausgewiesen und kehrte in seine Heimat nach Forli zurück.

Zu dieser Zeit hatte sein Vater das Schmiedehandwerk aufgegeben und am Rande der Stadt Forli eine Osteria, eine Weinstube, eröffnet, der er den Namen „L'Agnello" gab. Um die Makkaroni zu kochen, das einzige Gericht, das die Weinstube lieferte, zog er die Witwe eines Landarbeiters als Partnerin zu seinem Unternehmen hinzu. Ihr Name war Anna Agostini; sie hatte eine 19 Jahre alte Tochter, Rachele, ein einfaches, aber lebhaftes und anziehendes Bauernmädchen.

Als Mussolini als 26jähriger heimkam, wurde er in der Nachbarschaft bald eine auffallende Erscheinung. Er war gereist, hatte Sprachen gelernt, die Welt gesehen und für seine politische Tätigkeit mit Gefängnis und Ausweisung aus zwei fremden Ländern gebüßt. Seine bald zurückhaltende, bald feurige Art und Weise erfüllte die simplen Bauern der Romagna mit Ehrfurcht. Ihnen war unbehaglich, wenn der grimmige, funkelnde Blick in seinem bleichen Gesicht, das von einem dichten schwarzen Bart umrahmt war, sie traf.

Es war natürlich, daß die Leistung und das Ansehen dieses Mannes, den man im Ort „Professor" Mussolini nannte, die Phantasie des jungen Mädchens erregte, das seiner Mutter in der Küche der Osteria half.

Der Umstand, daß Mussolini nun wieder unter dem

Dache seines Vaters lebte, brachte sie zusammen. Schließlich wurde Rachele Agostini seine Frau; sie ahnte gewiß wenig davon, daß sie eines Tages den ersten Platz in Italien nach der Königin selbst einnehmen würde.

Die Monate, die Mussolini 1909 und 1910 in Forli verbrachte, waren eine Zeit der Armut und der Mutlosigkeit. Er verdiente etwas Geld, indem er seine Kenntnisse des Deutschen, die er in Österreich erworben hatte, dazu verwendete, Heines „Reisebilder" zu übersetzen.

Ein wenig bessere Zeiten kamen, als er zum Sekretär der sozialistischen Ortsgruppe in Forli ernannt wurde und ein Wochenblatt gründete, dem er den Namen „Der Klassenkampf" gab.

Die Eröffnungsnummer enthielt die erste öffentliche Festlegung von Mussolinis politischen Meinungen:

„Wir versichern unseren Gegnern, daß unsere Polemik und Kritik von Aufrichtigkeit und Respekt gegenüber allen Ideen, zu denen sich jemand redlich bekennt, getragen wird. Wir werden versuchen, jenen sektiererischen, fanatischen, jakobinischen Geist zu vermeiden, dem die gegenwärtige Unduldsamkeit der Roten zuzuschreiben ist.

Aber wir werden die Scharlatane in jeder Partei, die nur Beifall, Unterstützungsgelder und finanzielle Vorteile zu gewinnen suchen, nicht schonen.

Sozialismus ist kein aufgepfropftes Reis, auch kein politisches Spiel oder eine romantische Träumerei. Am wenigsten von allem ist er ein Sport. Er ist vielmehr eine Anstrengung zu individueller wie kollektiver, moralischer und materieller Hebung des Lebens."

Mussolinis politische Agitation als Sozialist war von der ganzen wilden Energie getragen, die ihn auch heute auszeichnet. Die Schriften des französischen Syndikalisten

Georges Sorel, die die direkte Aktion vertreten, erfüllten ihn mit revolutionärer Gewalttätigkeit. Er führte eine Erhebung in Forli zur Herabsetzung des Milchpreises, in deren Verlauf er drohte, den Bürgermeister aus dem Fenster des Rathauses zu werfen. Er stand beständig wegen Ruhestörung vor den Gerichten.

Die Grundsätze, die er später bei der Gründung der Faschistischen Partei anwendete, begannen sich bereits in seinen sozialistischen Ideen zu zeigen.

„Wir ziehen die Qualität der Quantität vor", schrieb er. „Wir ziehen die kleine, entschlossene, kühne Zelle, die weiß, was sie will und sich dafür einsetzt, der gehorsamen und gelehrigen Menge vor, die ihrem Hirten folgt und bei dem ersten Knurren der Wölfe auseinanderläuft."

Er erklärte die parlamentarischen Einrichtungen für wirkungslos und korrupt. „Von allen lahmen Krüppeln, die sich auf den Korridoren des Parlaments herumtreiben", schrieb er, „sind die sozialistischen Deputierten die lahmsten." Er war unermüdlich im Angriff auf die „Salonsozialisten". Als die sozialistische Gruppe in Forli ihm anbot, sein Gehalt von 5 Pfund auf 6 im Monat zu erhöhen, weigerte er sich, die Zulage anzunehmen.

Im September 1911 erklärte Italien der Türkei den Krieg und fiel in Libyen ein. Mussolini organisierte in Forli einen Proteststreik. Es mußte sogar Kavallerie aufgeboten werden, um ihn zu unterdrücken, und zwei Tage und zwei Nächte gab es fast ununterbrochen Unruhen.

Mussolini wurde von seinen Freunden gewarnt, daß er verhaftet würde, aber er weigerte sich, sich in ein Versteck zurückzuziehen, und als die Polizei ihn festnahm,

während er am Tische auf der Terrasse eines Cafés in Forli saß, sagte er: „Ich schreibe gerade an einem Buch über Johann Hus; Sie geben mir jetzt die Gelegenheit, es im Gefängnis zu beendigen. Sie haben keine Ahnung, wieviel Freude mir diese Aussicht macht." Dann streckte er seine Hände den Handschellen entgegen und ging ruhig mit ins Gefängnis.

Bei seinem Prozeß, der zwei Monate später stattfand, sagte Mussolini in seiner Ansprache an das Gericht: „Zwischen uns Sozialisten und den Nationalisten besteht folgender Unterschied: Sie wollen das Gebiet Italiens vergrößern, ich will Italien glücklich, reich und frei machen. Ich würde lieber Bürger von Dänemark sein als ein Untertan des chinesischen Kaisers."

Mussolini leugnete, daß er diese Unruhen in Forli angezettelt hätte, und sagte zu seinen Richtern, wenn sie ihn verurteilten, würden sie die Gedankenfreiheit verurteilen. Er wurde zu 12 Monaten Gefängnis verurteilt, aber schon nach 5 Monaten freigelassen.

Als Mussolini 1912 aus dem Gefängnis kam, war er in den Augen der sozialistischen Partei eine nationale Gestalt geworden, und bald darauf bot man ihm die Redaktion des Parteiblattes, des „Avanti", an, das in Mailand herauskam.

Diese Stadt, die industrielle Hauptstadt Italiens, sollte der Schauplatz von Mussolinis politischer Tätigkeit werden, bis er 10 Jahre später an die Macht kam.

Sein Vater lebte nur gerade lange genug, um seinen ältesten Sohn noch als Herausgeber des „Avanti" zu sehen. Mit seinem Tode brach die Familie Mussolini auseinander. Mussolinis Bruder, Arnaldo, und seine

Schwester, Edvige, gingen beide von zu Hause fort und heirateten um diese Zeit.

Als Schriftleiter des „Avanti" besserte sich Mussolinis finanzielle Lage erheblich, und das Leben in einer kosmopolitischen modernen Stadt wie Mailand bot ihm einen größeren Spielraum als die engen Verhältnisse von Forli. Er stürzte sich in seine neue Aufgabe mit der für ihn charakteristischen Energie und brachte die Auflage seiner Zeitung bald von einem niedrigen Stand auf 90000 täglich.

Indessen machte seine politische Auffassung eine rapide Entwicklung durch. Die sozialistischen und revolutionären Gefühle, die ihn in der Jugend beseelt hatten, machten einer klareren Vorstellung von der Richtung, in der die Interessen des italienischen Volkes liegen, Platz. Und als im Juni 1914 in Italien ein weitverbreiteter Volksaufstand ausbrach, die „Rote Woche", erkannte er aus seinem Zusammenbruch, daß das kapitalistische und militaristische System, dessen geschworener Gegner er als Herausgeber des „Avanti" war, nicht durch Gewaltmethoden beseitigt werden konnte.

Beim Beginn des Weltkrieges gehörte Italien dem Dreibund an, der 1882 geschlossen war und neben Italien Deutschland und Österreich-Ungarn umfaßte. Es war die Eifersucht Italiens auf die französische Besetzung von Tunis gewesen, die es Bismarck ermöglichte, die alte Feindschaft zwischen Italien und Österreich zu überwinden und Italien in diesen Bund zu bringen.

Schon 1896 jedoch hatte Italien seinen Verbündeten die Mitteilung gemacht, daß es aus Gründen seiner geographischen Lage sie in einem Kriege nicht unterstützen

könne, wenn sowohl Frankreich als auch England ihre Gegner wären.

Im August 1914 hatte deshalb die italienische Regierung in Hinsicht auf die Kriegsbeteiligung die Hände frei, und die italienische Politik konnte ausschließlich auf Erwägungen des nationalen Interesses basiert werden.

Die offizielle Politik der italienischen sozialistischen Partei war die absolute Neutralität, und in den ersten Wochen des Krieges predigte der „Avanti" strikte Nichtbeteiligung.

Allmählich gewann Mussolini die Auffassung, daß eine Nation, die in dem großen Kampf neutral bliebe, nur auf wenige Berücksichtigung bei dem Endsieger hoffen könne. Italien hatte bestimmte nationale Ziele, so die Zurückgewinnung der Provinz Trentino von Österreich und die Ausdehnung seiner Grenzen im Osten bis zur Einverleibung der Stadt Triest. Nur auf Kosten der Mittelmächte konnten diese Ansprüche befriedigt werden, und Männer wie Mussolinis früherer Gefährte, Cesare Battisti, begannen in Italien den Ruf zu erheben: „Jetzt oder nie!"

Im Oktober 1914 traf Mussolini eine der bedeutendsten Entscheidungen seines Lebens. Er verwarf plötzlich und emphatisch die Nichteinmischungspolitik der italienischen sozialistischen Partei und trat von der Redaktion des „Avanti" zurück. Es war ein mutiger Schritt, den er damit tat, denn er bedeutete den Verlust seines Lebensunterhalts und den vollständigen Bruch mit fast allen seinen politischen Freunden.

Anfang Oktober schrieb er: „Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß im Verlaufe dieser beiden tragischen Monate meine Auffassungen Schwankungen unterworfen

gewesen sind und unsicher und zaghaft waren. Und wer, das lassen Sie mich fragen, unter den Männern der Intelligenz in Italien und im Ausland hat nicht mehr oder minder die schweren Wehen dieser inneren Krisis durchlitten?"

Als er die Sache der Neutralität aufgab, wurde Mussolini ersucht, vor einer Versammlung der sozialistischen Partei in Mailand zu erscheinen. Er wurde als Verräter an der Bewegung, zu deren Führern er bisher gehört hatte, angesehen und in aller Form aus der Partei ausgeschlossen. Der Ausschluß fand inmitten eines wilden Ausbruchs empörter Vorwürfe statt, und am 15. November 1914 gründete Mussolini seine eigene unabhängige Zeitung, den „Popolo d'Italia".

Zu dieser Zeit wurde in aller Öffentlichkeit die Anklage erhoben, daß diese neue sozialistische, aber interventionistische Tageszeitung von dem französischen Auswärtigen Amt Subsidien empfinge. Es wäre nichts Entehrendes dabei gewesen, die Hilfe der Alliierten für die Arbeit, Italien der Sache der Alliierten zuzuführen, anzunehmen. In gut unterrichteten Kreisen hat man mir erzählt, daß Mussolini eine Anleihe aufgenommen habe, die noch vor Kriegsende zurückgezahlt wurde. Es ist sicher, daß Mussolini persönlich keinen Vorteil daraus zog, denn in den ersten Tagen des „Popolo d'Italia" war alles, was er tun konnte, daß er die Mitarbeiter bezahlte und die Druckkosten für die Zeitung aufbrachte.

Die Bewegung für eine Intervention Italiens wurde seitdem von vier Männern geführt: Mussolini, d'Annunzio, Battisti und Corridoni. Von diesen fanden die beiden letzteren ihren Tod in dem Krieg, zu dem sie ihre Landsleute gedrängt hatten, während die beiden Überlebenden

in ihm verwundet wurden. „Neutrale können niemals hoffen, Herr über die Ereignisse zu bleiben", schrieb Mussolini. „Sie werden immer von ihnen beherrscht werden. Die knarrenden Räder der Geschichte müssen mit Blut geölt werden." Seine Agitation trug zweifellos dazu bei, die zögernde italienische Regierung in Richtung auf die Intervention vorwärtszutreiben. Beide Seiten boten Italien Gebietserweiterungen für das Ende des Krieges an; am 24. Mai 1915 wurde die Forderung Mussolinis und seiner Freunde, daß Italien gegen seinen Erbfeind Österreich marschieren müsse, erfüllt, und die italienische Regierung erklärte den Krieg.

Vom Gefreiten zum Staatsoberhaupt

Drei Monate später wurde Mussolini, der jetzt 32 Jahre alt war, zu seinem alten Regiment, den 11. Bersaglieri, eingezogen. Den ersten Kriegswinter verbrachte er in den Gräben am oberen Isonzo, einem rauhen und bitterkalten Gebirgsabschnitt. Von hier wurde er an den Carniaabschnitt versetzt und am Ende 1916 auf das steinige Plateau des Karst an einen der unruhigsten Abschnitte der italienischen Front, wo jeder Granateinschlag durch die herumfliegenden Felssplitter noch tödlicher gemacht wurde.

Wie Hitler wurde Mussolini im Felde zum Gefreiten befördert. Sein Kompanieführer berichtet in Tagesbefehlen dieser Zeit über ihn, er sei „immer der erste gewesen, wo es sich um Aufgaben handelte, die Mut und Kühnheit voraussetzten". Mit Ausnahme einer Lazarettzeit infolge eines typhusartigen Fiebers blieb Mussolini fünfzehn Monate an der Front. Daß er nicht weiter befördert wurde, schreibt er dem Umstand zu, daß er wegen seiner politischen Vergangenheit verdächtig war.

Am Nachmittag des 23. Februar 1917 führte er mit ungefähr 20 Mann aus seinem Bataillon mit einem Grabenmörser Sperrfeuer durch. Es waren schon ein Dutzend Schüsse abgefeuert, als eine Granate vorzeitig im Rohr explodierte. Vier von den 20 Mann wurden getötet, und Mussolini selbst erhielt ungefähr 40 Wunden von Granatsplittern. Er wurde an der rechten Schulter, den rechten Rippen, an der Taille und am linken Bein getroffen.

Man brachte ihn in das Lazarett in Ronchi zurück, und dort lag er einen Monat lang mit großen Schmerzen. Er selbst hat berichtet, daß 27 Operationen notwendig waren, um die Granatsplitter herauszuziehn, und daß er sich geweigert habe, den Chirurgen die Anwendung von Betäubungsmitteln zu erlauben, während sie seine Wunden sondierten. Gegen Ende seiner Lazarettzeit geriet das Gebäude unter das Feuer der österreichischen Kanonen. Es wurde so oft getroffen, daß alle Verwundeten, die transportfähig waren, in größter Eile in Feldlazaretten untergebracht und ins Hinterland überführt wurden. Mussolini hatte noch zu hohes Fieber, um die Reise durchhalten zu können.

Die Nachricht, daß der Schriftleiter des viel besprochenen „Popolo d'Italia" verwundet worden sei, verbreitete sich über das Land. König Victor Emanuel selbst stattete ihm im Lazarett in Ronchi einen Besuch ab.

Schließlich wurde er in ein Heimatslazarett nach Mailand gebracht; im August 1917 wurde er vom weiteren Militärdienst befreit und kehrte zum „Popolo d'Italia" zurück.

Der Ausbruch der bolschewistischen Revolution in Rußland hatte um diese Zeit einen heftigen Defaitismus in den Reihen der italienischen Armee hervorgerufen. Sozialistische Abgeordnete forderten im ganzen Land offen einen Sonderfrieden vor einem neuen Winter in den Gräben, und im November 1917 kam es zu dem dramatischen Rückzug der italienischen Armee, der am Isonzo bei Caporetto begann und erst sein Ende fand, als die Truppen hinter die Piavelinie, 90 km, zurückgegangen waren.

An den Gebirgsabschnitten der Front standen die ita-

lienischen Truppen fest, und Mussolinis Zeitung tat viel dazu, den nationalen Widerstandsgeist trotz dem niederschmetternden Fehlschlag, der den Feind in Sicht des Kampanile von Venedig gebracht hatte, aufrechtzuerhalten.

Im Oktober 1918 endete Italiens Rolle im Krieg mit der siegreichen Schlacht von Vittorio Veneto. Triest und das Trentino wurden besetzt. Aber nach den ersten wenigen Friedensmonaten setzte Enttäuschung und ernstliche politische Unruhe ein. Sozialistische und kommunistische Agitatoren verhöhnten im ganzen Land die zurückkehrenden Soldaten, sie seien nichts als Betrogene und von den Kriegsgewinnlern getäuscht. Die Lebensmittelpreise waren hoch, die Steuerlast drückend, die Industrie desorganisiert.

Ein Höhepunkt der nationalen Mutlosigkeit wurde erreicht, als Präsident Wilson bei der Friedenskonferenz in Paris sich dem italienischen Anspruch auf Annektion des früheren österreichischen Hafens Fiume an der Adria mit großer Festigkeit widersetzte.

Mussolini und Gabriele d'Annunzio, der Dichter, der seinen Ruhm während des Krieges als Führer des Flugzeuggeschwaders „Serenissima" noch vermehrt hatte, faßten den Entschluß, Fiume für Italien zu sichern. Im März 1919 bildeten sie den ersten „Fascio di Combattimento", einen Stoßtrupp, der der Kern war, um den sich schließlich die faschistische Partei entwickelte.

Diese Vereinigung von etwa 40—50 Kriegsteilnehmern nahm als ihre Tracht das schwarze Hemd an, das die Uniform der italienischen „Arditi", oder Stoßtrupps, im Kriege gewesen war.

Mussolini nannte sich zu dieser Zeit selbst noch einen

Sozialisten, aber er war vor allem anderen Imperialist. Er verkündete ungestüm Italiens Recht auf volle Befriedigung seiner Kriegsziele, und er stand folgerichtig in heftiger Opposition zu der offiziellen sozialistischen Partei, die noch immer den Ausschluß aufrechterhielt, den sie gegen ihn am Vorabend des Krieges ausgesprochen hatte.

Mussolini und d'Annunzio organisierten zusammen den Handstreich, durch den d'Annunzio an der Spitze einer faschistischen Streitkraft überraschend Fiume besetzte. Er hielt sich dort 16 Monate ohne Rücksicht auf die italienische Regierung und die Friedenskonferenz in Paris. Mussolini veranstaltete eine öffentliche Sammlung durch seine Zeitung, um diese Expedition zu finanzieren, und er drohte sogar, eine nationale Erhebung herbeizuführen, wenn die italienische Regierung versuchen würde, d'Annunzio mit Gewalt aus Fiume zu vertreiben.

Doch zu dieser Zeit war die faschistische Bewegung nicht mehr als ein unbedeutendes Grüppchen von Nationalisten, die in dem Meer von Sozialismus und Kommunismus versanken.

Als Mussolini sich als unabhängiger Kandidat bei den allgemeinen Wahlen vom 16. November 1919 in Mailand für das Parlament aufstellen ließ, erhielt er nur 5000 Stimmen, und kein einziger faschistischer Kandidat wurde in die Kammer gewählt.

Das folgende Jahr sah einen Umschwung der Strömung zu seinen Gunsten. Die bolschewistischen Grundsätze breiteten sich so schnell aus, daß die italienischen Patrioten einsahen, daß sie einen entschlossenen Führer brauchten. Offiziere, die sich in Uniform zeigten, wurden von kommunistischen Rohlingen angegriffen, und man riß

ihnen ihre Orden und Rangabzeichen ab. Ein Post- und Eisenbahnstreik brachte das ganze Land in Unruhe. Bauern und ehemalige Bedienste rissen die großen Güter an sich. Polizeikasernen wurden belagert und mehrfach in Brand gesteckt.

Der Höhepunkt wurde im September 1920 erreicht, als in ganz Norditalien die Arbeiter die Fabriken besetzten, und zwar gegen den Willen ihrer eigenen Gewerkschaftsführer, und die Absicht kundgaben, die Fabriken zu ihrem eigenen Nutzen weiterzuführen. Ich war zu dieser Zeit in Turin und erlebte manche Anzeichen dafür, daß Italien dem Bolschewismus entgegenging. Wenn man abends durch die verdunkelte Stadt spazieren ging — die Straßenbeleuchtung war infolge eines Beamtenstreiks unterbunden —, knallten oft aus irgendeiner Seitenstraße Revolverschüsse, auf die der faschistische Sammelruf „A noi!" folgte, und man hörte das Scharren enteilender Füße; Zusammenstöße zwischen Schwarzhemden und Roten waren eine beständige Erscheinung.

Mit Hilfe von Mussolinis Nachfolger im „Avanti" erhielt ich Eintritt zu dem Hauptautowerk von Fiat, das die 13000 Arbeiter noch besetzt hielten. Die Tore waren verbarrikadiert und von einer Brustwehr aus Sandsäcken überragt. Etwa 2000 Mann, sagte man mir, würden in der Fabrik ständig unter Waffen gehalten.

Drinnen waren die Mauern bedeckt mit Aufschriften wie „Viva Lenin". Das Werk wurde fortgeführt unter gewählten kommunistischen Führern, die sich rühmten — vielleicht zu unrecht —, daß zwei unbeliebte Werkmeister auf Schaufeln gebunden und dann in die glühenden Schmelzöfen geschleudert worden seien, als die Fabrik besetzt worden war.

Nichts hat mir so lebhaft die Leistungen des faschistischen Regimes vor Augen geführt wie ein zweiter Besuch, den ich drei Jahre später, 12 Monate nachdem Mussolini zur Macht gekommen war, diesen Werken abstattete. Wie der Betriebsleiter mich herumführte, erzählte ich ihm, unter welchen Umständen ich früher den Ort besichtigt hatte, und fragte ihn, was aus den wilden Roten geworden sei, die damals die Fabrik besetzt gehalten hatten.

„Die meisten von ihnen sind noch hier", antwortete er. „Sie sind heute alle gute Faschisten."

Die „Besetzung der Fabriken" endete mit einem Kompromiß, der von dem 77 Jahre alten Premierminister Giolitti vorgeschlagen wurde. Er sicherte den Arbeitern Straflosigkeit für ihre Aktion und Anteil an der Leitung des Konzerns, der sie beschäftigte, zu.

Das war ein Beschluß, der typisch für die Zaghaftigkeit und Impotenz war, die den Zorn Mussolinis gegen alle parlamentarischen Regierungen ganz gleich welcher Partei erregte. In einem Interview, das ich mit Signor Giolitti hatte, während die Arbeiter die Fabriken noch besetzt hielten, legte er mir milde den Standpunkt dar, daß die Zeit für die Einführung neuer Verhältnisse in der Industrie gekommen sei, und er bemerkte, daß der erste französische Botschafter, der bei dem Königreich Italien ernannt wurde, Italien definiert hätte als „ein Land, in dem mehr Dummheiten ausgesprochen und weniger gemacht werden als in irgendeinem anderen Lande".

Die Unfähigkeit der italienischen Regierung ebnete der Revolution den Weg. Die Polizei drückte sich davor, gegen die Kommunisten vorzugehen, weil sie annehmen

mußte, daß sie für irgendeine Aktion, die den Protest der Roten in der Deputiertenkammer erregte, bestraft würde. Während der Besetzung der Fabriken fuhr ein Gendarmerieoffizier mit einigen seiner Leute einen Eisenbahnwaggon und erhielt dabei Feuer von dem Dach eines der verbarrikadierten Werke. Er rammte das Tor des Gebäudes ein, indem er seinen Wagen mit voller Geschwindigkeit darauflossteuerte, und zwang etwa 300 bewaffnete Arbeiter auf dem Hofe, sich zu ergeben. Die Folge war seine Entlassung aus dem Gendarmeriedienst.

Die örtlichen Behörden, besonders im Norden, wo der Kommunismus am stärksten war, verschleuderten Geld an ihre sozialistischen Angestellten, während alle Leistung aufhörte. Die Kommunistische Partei brandschatzte die Arbeiterschaft. Die Bauern, die das Land nach einem System bebauten, nach dem sie einen Teil des Getreides anstatt einer Pacht ablieferten, weigerten sich, den Anteil für den Besitzer zu ernten und ließen ihn auf den Feldern verfaulen.

Diese Unordnung brachte Mussolinis Bewegung mehr und mehr Anhänger. Da die Regierung unfähig war, das Eigentum zu schützen und den kommunistischen Gewalttaten Einhalt zu gebieten, wurden überall faschistische Skadern entschlossener junger Leute organisiert, um die Pflichten zu übernehmen, die die staatlichen Autoritäten nicht erfüllen konnten. Im Mai 1920 gab es nur 3000 Schwarzhemden in Italien, im Februar 1921 waren sie auf 100 000 angewachsen. Zur Zeit des Marsches auf Rom im Oktober 1922 standen mehr als 300 000 Faschisten unter Mussolinis Befehl. Das Anwachsen der Bewegung führte bei den Parlamentswahlen von 1921 zu der Wahl von 35 faschistischen Deputierten

mit Mussolini an der Spitze. Mussolini selbst stand jetzt, nachdem er vor zwei Jahren nicht einmal 5000 Stimmen hatte zusammenbringen können, mit 178000 an der Spitze der Mailänder Wahlliste.

Das Jahr 1921 und die erste Hälfte von 1922 war eine Zeit sporadischen Bürgerkrieges zwischen Schwarzhemden und Kommunisten in ganz Italien. Die Kommunisten ermordeten allein gehende Faschisten. Die Faschisten übten Vergeltung, indem sie die „Arbeiterklubs" angriffen, die die roten Zentren in jeder Stadt waren.

In der Via Nazionale in Rom gibt es eine Ausstellung, in der Erinnerungsgegenstände, Fotografien, Plakate und andere Andenken an diesen grimmigen Kampf aufbewahrt werden. Die Straßen der alten italienischen Städte, die so viel Gewalttaten und Blutvergießen in der Vergangenheit gesehen haben, erklangen wider von den Flüchen kämpfender Männer und von dem Stöhnen der Sterbenden. In Florenz wurde ein 19jähriger Faschist namens Berta von einer Gruppe von Kommunisten über das Geländer einer der Arno-Brücken geworfen. Er fand an dem Gestänge Halt beim Fallen und hing dann über dem Fluß, worauf seine roten Angreifer ihm mit Knüppeln auf die Knöchel schlugen, bis er loslassen mußte. Zahlreiche kommunistische Bombenattentate kamen vor. Im März 1921 tötete eine Explosion im Diana-Theater in Mailand 20 Menschen und verwundete 50. Zur Vergeltung griffen faschistische Skadern die Büros der sozialistischen Zeitung „Avanti" an und steckten sie in Brand.

Mussolini schwebte in beständiger Gefahr, ermordet zu werden. Zwei seltsam entgegengesetzte Dinge fehlten niemals auf seinem Tisch: ein Glas Milch und ein großer

Revolver. An dem Tage des Anschlages auf das Diana-Theater kam ein junger Mann in sein Büro in Mailand und gestand ihm, daß er durch das Los bestimmt sei, ihn mit einer Pistole, die er vorzeigte, zu ermorden, daß er es aber nicht habe über sich bringen können, die Tat auszuführen.

In diesen unruhigen Zeiten begann Mussolini Unterricht im Fliegen zu nehmen. Im Zentrum von Verona war ein großes Flugzeug abgestürzt, wobei 16 Menschen getötet wurden, darunter auch einige Mailänder Journalisten, und es hatte ein Pressefeldzug für die Einschränkung des Luftverkehrs eingesetzt. Um ihm entgegenzutreten, beschloß Mussolini, den Flugzeugführerschein zu erwerben. Bei seinem zweiten Flug setzte der Motor aus, wie er und sein Lehrer beim Landen waren, und die Maschine stürzte aus einer Höhe von ungefähr 30 m ab, ohne daß jedoch für Mussolini und seinen Gefährten mehr Schaden entstand als einige Schnittwunden am Kopf.

Die Schwarzhemden begannen die Oberhand in dem politischen Kampf zu gewinnen. Die Prügel und das Rizinusöl, das ihre Wachkommandos den Gegnern eingaben, wurden zum Schrecken der roten Führer.

Die faschistischen Skadern bestanden hauptsächlich aus jungen Männern um die 20 herum, und zweifellos gingen sie in vielen Fällen außerordentlich gewalttätig vor.

Mussolini bemühte sich selbst darum, diese Exzesse einzuschränken, und brachte sogar seine eigene Führerschaft dafür in Gefahr. Im August 1921 unterzeichnete er einen Waffenstillstand mit den Sozialisten und den allgemeinen Gewerkschaften „für eine Rückkehr zu normalen Verhältnissen". Das erregte heftige Opposition bei einem großen

Kreis in der faschistischen Bewegung, und Mussolini bot seinen Rücktritt an, der aber vom Zentralkomitee nicht angenommen wurde.

Mussolini nahm sich vor, die faschistischen Skadern in eine politische Partei zu verwandeln. Er erklärte dies als „eine Bemühung, diejenigen zu festigen und in einer eisernen Disziplin zusammenzuschließen, die gehorsame Soldaten unter unsern Kampfstandarten zu sein wünschen".

Das Programm der Partei verkündete, sie würde zum Staate stehen, solange er die nationalen Interessen verteidige; sie würde die Stelle des Staates einnehmen, wenn er Schwäche zeige; und sie würde gegen den Staat marschieren, wenn die Regierungsgewalt in unwürdige Hände überzugehen drohe.

Der Kommunismus in Italien wurde langsam durch den unnachgiebigen Zugriff der Faschisten niedergeworfen, die jetzt wie die Armeen des kaiserlichen Roms in Skadern, Manipeln, Zenturien, Kohorten und Legionen organisiert waren. Das Gegengift, das Mussolini im Blut der Nation erzeugt hatte, erwies sich als zu stark für das rote Gift, das in die Adern der Nation gespritzt war.

In einem letzten Versuch, ihre zerstörerische Kraft zu zeigen, organisierten die Kommunisten am 31. Juli 1922 einen Generalstreik. Sie hofften, das würde so viel Aufstände hervorrufen, daß die Regierung gezwungen würde, die Faschisten mit Gewalt zu unterdrücken. Jeder Arbeiter mußte seinen Arbeitsplatz sofort verlassen. Keine Züge sollten gefahren, keine Lebensmittel befördert, die ganze Nation sollte lahmgelegt werden.

Auf diese Drohung erwiderte Mussolini, daß die Faschisten der Regierung 48 Stunden Zeit gäben, um den

Generalstreik zu brechen. Danach würden sie selbst gegen ihn vorgehen.

Örtliche faschistische Organisationen übernahmen überall die Aufrechterhaltung des öffentlichen Gesundheitsdienstes und die Verteilung von Lebensmitteln.

Der Streik schlug fehl und brach in weniger als einer Woche zusammen. Die Verwirrung, die er anrichtete, war für die Sozialisten und Kommunisten ebenso abträglich wie für die Faschisten und ihre Anhänger; ihre einzige Wirkung war, daß noch mehr Menschen aus dem Mittelstand in die Reihen der Schwarzhemden getrieben wurden.

Die gesunderen Elemente im Lande erkannten klar, daß es in Italien keine Sicherheit geben würde, bis Mussolini zur Macht käme. Beständige Veränderungen in der Regierung hatten nichts mit sich gebracht als eine Folge von vertrauensunwürdigen und unzulänglichen Politikern.

Der augenblicklich im Amt befindliche Premierminister war Signor Facta, ein farbloser Mann, der durch einen Kompromiß der Parteien zu seinem Amt gekommen war. Er versuchte vor dem Generalstreik zurückzutreten, und König Victor Emanuel beriet sich mit den Führern aller Parteien, unter denen auch Mussolini war. Aber Mussolini hatte die Absicht, die Regierung des Landes nach seinen eigenen Bedingungen zu übernehmen und nicht nach den üblichen Verhandlungen mit anderen Gruppen der Kammer um eine Mehrheitsbildung.

Man entschied sich dementsprechend dafür, daß man Giolitti, der die Arbeiter überredet hatte, die Fabriken zu räumen, die Regierungsbildung anbieten wolle. Er war 80 Jahre alt und machte zur Zeit eine Kur in Vichy

durch; deshalb stimmte Facta dem Vorschlag zu, die Regierung bis zum Herbst weiterzuführen.

Das ganze parlamentarische System war offenbar am Zusammenbrechen. Der Finanzminister machte die Mitteilung, daß das Defizit im nationalen Etat für das Jahr 6½ Milliarden Lire betragen würde.

Mussolini sah die Zeit für eine Aktion gekommen. Er bildete ein Viermännerkollegium, einen Rat aus denjenigen seiner Anhänger, denen er am meisten Vertrauen schenkte: Italo Balbo, General de Bono, Bianchi und de Vecchi.

Die Schwarzhemden in ganz Italien erhielten den Befehl, mobilzumachen und auf Rom zu marschieren. Führende Generale der italienischen Armee, unter ihnen sogar auch der Vetter des Königs, der Herzog von Aosta, sicherten den Faschisten ihre Unterstützung zu. Mussolini erkannte, daß die Armee, die einzige Macht, die imstande war, seine Pläne zu durchkreuzen, sich neutral, wenn nicht wohlwollend verhalten würde.

Die faschistischen Pläne wurden nichtsdestoweniger geheimgehalten. Die Schwarzhemden versammelten sich an zwei Hauptzentren. Das erste war Neapel, wo 50000 von ihnen unter dem Vorwand eines Parteikongresses zusammenkamen. Das andere Zentrum war Perugia in der Mittelprovinz Umbrien, wo die Schwarzhemden Norditaliens sich sammelten. Wenn die Regierung die Armee eingesetzt hätte, um dem Marsch auf Rom Widerstand zu leisten, hätte Mussolini seine Schwarzhemden in die Poebene zurückgezogen. Dann hätte man in irgendeiner Stadt Mittelitaliens eine faschistische Regierung errichtet und den Feldzug gegen die Hauptstadt fortgesetzt. Mussolini selbst kehrte nach einer Rede an die Faschisten in

Neapel nach Mailand zurück, wo er fortfuhr, den „Popolo d'Italia" herauszugeben, um den Eindruck zu erwecken, daß kein ungewöhnlicher Schritt vorbereitet würde.

Am 26. Oktober sandte das faschistische Quadrumvirat der Regierung ein Ultimatum, worin Mussolini das Ministerpräsidium für seine Partei forderte. Der Premierminister Facta, der bisher geringschätzig über das Streben der Faschisten nach der Macht hinweggesehen hatte, bat den König, das Standrecht über Italien zu verhängen. König Victor Emanuel weigerte sich, diesen Schritt zu tun, der zum Bürgerkrieg hätte führen können.

Indessen näherten sich die Schwarzhemden Rom von Norden und Süden. In jeder großen Stadt hatten sie die Rathäuser, die Bahnhöfe und die Telegrafenämter besetzt.

Die Selbstzufriedenheit der Regierung machte schnell einer Panik Platz. Sie befahl, auf den Straßen, die nach Rom führten, Stacheldrahtverhaue anzulegen.

In dieser Krisis trat König Victor Emanuel selbst in Aktion. Facta hatte dem König bereits den Rücktritt der Regierung erklärt. Am Nachmittag des 29. Oktober, als die Spitzen der heranrückenden faschistischen Kolonnen bereits in der Nähe der Hauptstadt erschienen, erhielt Mussolini, der in seinem Büro des „Popolo d'Italia" in Mailand saß, einen Anruf von General Cittadini, dem Adjutanten des Königs, des Inhalts, daß der König wünsche, Mussolini möge nach Rom kommen und die Regierung übernehmen. Mussolini bestand vorsichtshalber darauf, daß die Einladung telegrafisch bestätigt würde.

Umgeben von einer Menge jubelnder Faschisten, die ihn mit Blumen überschütteten, bestieg Mussolini noch am

gleichen Abend einen Schlafwagen des Mailand—Rom-Expreßzuges.

Der Höhepunkt seiner Laufbahn war gekommen.

„Was sagt Ihre Frau?" fragte ihn ein Freund, als sie im Gang des Zuges standen.

„Sie sagte nichts. Sie küßte mich nur schweigend und flüsterte im letzten Augenblick: ‚Komm bald zurück!'"

„Und die Kinder?"

„Die beiden Jungens sagten auch nichts, aber ich fragte Edda (die damals 12 war), ob sie gern in Rom zur Schule gehen würde. Alles, was sie sagte, war: ‚Ich bin gar nicht so sehr darauf aus. Ich möchte viel lieber, du kämst wieder hierher zurück!'"

Am nächsten Morgen kam der Zug auf dem Bahnhof Civitavecchia, 36 km von Rom entfernt, an. Die Strecke zwischen dieser Stadt und der Hauptstadt war von den Roten aufgerissen, und zwei Autos des Königs warteten, um den faschistischen Führer zum König in den Quirinalpalast zu bringen.

Mussolini hatte sein schwarzes Hemd angezogen und nahm zunächst die Parade über die Tausende von Faschisten ab, die um den Bahnhof versammelt waren in der Erwartung, in Rom einzumarschieren. Er sagte zu ihnen: „Freunde, Seine Majestät der König hat mich nach Rom berufen, um eine Regierung zu bilden. Ich werde das tun. Aber ich fordere von euch allen Ruhe, Ordnung und Disziplin; nichts darf unseren Sieg zunichte machen. Italien ist in unserer Hand, und wir schwören, es wieder zu seiner früheren Größe zu führen."

Um 11.15 Uhr am Morgen des 30. Oktober 1922 wurde Mussolini vom König empfangen.

„Ich bitte Euere Majestät", begann er, „zu entschul-

digen, daß ich vor Ihnen in meinem schwarzen Hemd erscheine, aber ich komme gerade aus einem Kampf, der glücklicherweise unblutig verlaufen ist."

Mussolini stimmte sofort zu, das Amt des Premierministers zu übernehmen, und erhielt die Einwilligung des Königs, eine Parade über die Legionen der Schwarzhemden abzuhalten, die die Hauptstadt umgaben. Nach der Parade sollten sie nach Hause geschickt werden.

Jetzt, wo der faschistische Sieg vollständig war, strömte das Volk in Mengen zu der Bewegung, und die 60 000 Mann, die auf Rom marschiert waren, waren auf 100 000 angewachsen, als Mussolini und der König ein paar Tage später ihren Vorbeimarsch abnahmen. Die Heeresdienststellen arbeiteten beim Aufziehen dieser Parade und auch bei der schnellen Rückkehr der faschistischen Legionen in ihre Heimatprovinzen mit der Eisenbahn mit.

Ohne Blutvergießen, fast ohne Zwischenfälle übernahm Mussolini die Regierung Italiens. Ein völlig neues System der Staatsführung war in Europa aufgerichtet worden.

Fünftes Kapitel

Schwierigkeiten und Taten

Revolutionen werden nicht mit Glacéhandschuhen gemacht. Während des Kampfes, in dessen Verlauf die roten Fahnen des Bolschewismus aus Italien verbannt wurden, fielen manche Männer, die in der faschistischen Bewegung hervorragende Stellungen einnahmen, mehr durch rücksichtslosen Mut als durch politische Einsicht auf. So nützlich wie die Anhänger von dieser Art während der Kampfzeit der Partei gewesen waren, so sehr waren sie mehr ein Hindernis als eine Hilfe bei der neuen Aufgabe, die Regierung des Landes umzubilden, vor der Mussolini jetzt stand.

In den frühen Tagen des Regimes wurde vielfach mit der Macht von den „Ras", wie die örtlichen faschistischen Führer genannt wurden, Mißbrauch getrieben, der Mussolinis Ansehen schadete, den zu verhindern es jedoch bei so vielen Aufgaben für ihn schwer war.

Es ist ihm gutzuschreiben, daß er über die 60000 bewaffneten Schwarzhemden, die rings um die Hauptstadt zu dem „Marsch auf Rom" konzentriert waren, die feste Kontrolle behielt. Auf Mussolinis Sieg folgte kein faschistischer „Terror", und seine Anhänger kehrten ohne irgendwelche Ruhestörung nach Haus zurück.

Manche Männer, die er zu Beginn seiner Regierung auf die höchsten Posten gestellt hatte, erwiesen sich als ihrer unwürdig und mußten ersetzt werden. Sogar bei der Bildung seines persönlichen Stabes hatte Mussolini Schwierigkeiten. Einer seiner ersten Adjutanten benutzte

seine Stellung, um Schulden zu machen, die er nicht bezahlen konnte, und mußte entlassen werden. Da er es notwendig fand, einen Kammerdiener anzustellen, wählte Mussolini einen Kellner aus dem Savoy-Hotel, wo er wohnte. Kurz darauf entdeckte die Polizei, daß dieser Mann ein Kommunist war, der seiner Partei über alles, was zu seiner Kenntnis kam, berichtete.

Es gab innerhalb der faschistischen Bewegung verächtliche Elemente, die allerhand Unheil anrichteten, bevor sie ausgeschlossen wurden. Dieses Unheil erreichte seinen Höhepunkt in der Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Giacomo Matteotti am 11. Juni 1924.

Kein Ereignis im Verlauf des faschistischen Regimes schadete Mussolini so sehr wie dieser Mord, obwohl die Leute, die aus ihm Kapital schlugen, zwölf Jahre später den Mord an Calvo Sotelo durch die Kommunisten in Spanien und zahllose ähnliche Gewalttaten in Rußland ruhig hinnahmen.

Man erhob auch die Anklage gegen Mussolini, daß er selbst den Tod Giacomo Matteottis angeordnet habe, obwohl er, schon aus Zweckmäßigkeitsgründen, kaum etwas zur Vermehrung der Schwierigkeiten bei seiner Aufgabe, Italien zu einigen, getan haben würde, indem er einen seiner aktivsten parlamentarischen Gegner zum Märtyrer machte. Die Übeltat war hauptsächlich auf die verbrecherische Grausamkeit von Cesare Rossi zurückzuführen, dem Pressechef Mussolinis, der wie die Mörder von Thomas à Becket glaubte, seinem Herren einen Gefallen zu tun, indem er einen störenden Gegner vernichtete.

Matteotti wurde außerhalb seines Hauses von fünf Männern überfallen, die von einem Italiener namens Dumini geführt wurden, der in Chikago aufgewachsen

war. Matteotti wurde in ein Auto geschleppt und in die einsame Gegend der römischen Campagna gefahren. Einige Tage nach seinem Verschwinden fand man seinen Leichnam in einem Graben verbrannt auf. Seine Mörder wurden zu Zwangsarbeit verurteilt, allerdings wurden sie in Verfolg der politischen Amnestie des folgenden Jahres freigelassen.

Ich sah Mussolini in Rom drei Wochen nach der Ermordung Matteottis, als die Tatsachen, die mit dem Mord im Zusammenhang standen, noch unbekannt waren. Seine eigene Stellungnahme zu dem Ereignis war, obwohl sie damals nicht veröffentlicht wurde, die folgende:

„Es hat keinen Zweck, zu leugnen, daß dieses Verbrechen die öffentliche Meinung in Italien bis auf den Grund aufgerührt hat. Es hat außerdem sogar die Ansichten innerhalb der faschistischen Partei völlig durcheinandergebracht. Es hat meine Aufgabe noch schwieriger gemacht.

Bestimmte Männer, die mir nahestehen, sind als Helfershelfer dieser Tat angeklagt worden. Ich glaube meinerseits nicht an ihre Schuld, aber um der Gerechtigkeit nicht im Wege zu stehen, habe ich mich von ihnen losgesagt.

Die parlamentarische Opposition, die aus 17 Parteien besteht, die sich nur in ihrer Feindseligkeit gegen den Faschismus einig sind, hat den Versuch unternommen, die faschistische Partei und mich selbst für die Ermordung Matteottis verantwortlich zu machen, indem sie es so darstellt, daß, wenn es keinen Faschismus gegeben hätte, auch kein Verbrechen geschehen wäre. Meine Antwort darauf ist, daß, wenn die Verbrecher gefunden werden können, die Gerichtshöfe dazu da sind, um über sie zu urteilen.

Ein politisches Regime aber kann nicht von Gerichtshöfen verurteilt werden, sondern nur von der Geschichte."

„Meine Stellung ist stark", versicherte Mussolini. „Die Armee, die Kriegsmarine, die Luftstreitkräfte und die faschistische Miliz halten zu mir. Ebenso der Senat und die Mehrheit der Kammer.

Ich habe vor, diese Hilfsmittel zur Wiederherstellung von Gesetzmäßigkeit und Ordnung anzuwenden. Wenn sich in dieser Woche Faschisten der Gewalttätigkeit schuldig gemacht haben, so haben sie insgesamt 40 Jahre Gefängnis dafür bekommen. Ich habe die Absicht, strikte Disziplin unter den Schwarzhemden zu erzwingen und die faschistische Miliz zu einer richtig organisierten Körperschaft im Staate zu machen."

Viele Leute vergleichen Mussolini mit den finsteren italienischen Tyrannen der Renaissance, die vor keiner Methode zurückschraken, um ihre Ziele zu erreichen. Wenn er so grausam wäre, wie sie versichern, so wäre es unwahrscheinlich, daß er das Weiterbestehen einer heftigen Opposition gegen seine Regierung in Parlament und Presse noch zwei Jahre nach seiner Machtübernahme erlaubt hätte. Die strengen Maßnahmen, zum Beispiel die Deportation politischer Gegner nach den Lipari-Inseln, waren auf seinen Entschluß zurückzuführen, daß es gegen den Wiederaufbau Italiens keine Obstruktion geben dürfe. Er sah es lieber, daß eine Minderheit ihre Freiheit verlieren mußte, als daß die segensreichen Leistungen, die er für die Mehrheit plante, beeinträchtigt werden konnten. Er war selbst wegen seiner Agitation gegen die Regierung oft im Gefängnis gewesen, und er sah keinen Grund, seine politischen Gegner jetzt anders zu behandeln, wo er in der Lage war, die Macht auszuüben.

Aus den gleichen Beweggründen unterdrückte er die italienische Freimaurerei, weil sie ähnlich wie die Logen des Groß-Orients in Frankreich eine mächtige politische Geheimorganisation darstellte. Einen noch offenbareren Nutzen brachte es, daß er den terroristischen Geheimbund der „Maffia" abschaffte, der Generationen hindurch das Volk Siziliens und der südlichen Provinzen gebrandschatzt hatte und der Prototyp der verschiedenen „Rackets" war, die von italienischen Unterweltlern in den Vereinigten Staaten eingeführt wurden.

Daß Mussolini gegen andere einflußreiche Mächte in Italien duldsam war, die für die Nation segensreich wirkten, das zeigt sich in dem Konkordat, das er am 11. Februar 1929 mit dem Vatikan abschloß. Dies Übereinkommen wurde in charakteristischer direkter Weise vom Duce selbst betrieben. Er hatte dem Grafen Grandi, dem damaligen Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, Anweisung gegeben, mit dem Kardinal-Staatssekretariat wegen einer Neuordnung der Beziehung zwischen der italienischen Regierung und dem Papst in Beziehung zu treten. Der Papst hatte wie seine Vorgänger die Einverleibung des Kirchenstaates in das Königreich Italien von 1870 nicht anerkannt und infolgedessen niemals den Vatikan verlassen.

Nachdem diese Verhandlungen sich monatelang hingezogen hatten, erfuhr der Graf Grandi eines Tages zu seinem Erstaunen, daß Mussolini während dieser ganzen Zeit vertraulich mit dem Pater Tacchi-Venturi, einem der Privatsekretäre des Papstes, verhandelt hatte und daß die Einzelheiten eines Abkommens zwischen dem Heiligen Stuhl und der italienischen Regierung bereits festgelegt waren.

Beide Seiten müssen sich bei dieser Gelegenheit gemäßigt haben, denn der Papst Pius XI. hatte sich als ein Charakter von fast ebenso autoritativer Natur wie der Duce erwiesen. Der Vatikan war zweifellos glücklich darüber, den Respekt festzustellen, den Mussolini vor der Kirche bewies, zumal er in seinen früheren Reden und Schriften einen atheistischen Standpunkt vertreten hatte. Im Verlauf der Jahre hatte er sich mit der katholischen Religion, für die er eine Bewunderung ähnlich seinem Stolz auf sein Land empfand, in Übereinstimmung gebracht. Dieser Nationalstolz ist einer der Schlüssel zu seinem Wesen. Er wurde in einem Satz ausgedrückt, den er zu der Zeit, als das Konkordat unterzeichnet wurde, prägte: „Das Christentum würde niemals mehr als eine obskure östliche Sekte geworden sein, wenn es Rom nicht gegeben hätte."

Der faschistische Staat trat nicht unmittelbar in Erscheinung, als Mussolini zur Macht kam. Er wuchs erst allmählich heran.

Beim Beginn von Mussolinis Herrschaft gab es keine Diktatur. In seinem ersten Ministerium waren noch drei Liberale, sechs Mitglieder der katholischen Volkspartei und sogar drei Sozialdemokraten in unbedeutenderen Ämtern.

Die Erfolge des ersten Jahres nach der Machtübernahme wurden in „The Times" vom 31. Oktober 1923, wie folgt, aufgezählt:

„Es ist nicht zu bestreiten, daß Italien niemals so einig gewesen ist wie heute... Die Menschen im Lande sind stark beeindruckt davon, daß der Faschismus nicht nur die übliche erfolgreiche politische, sondern auch eine geistige Revolution ist, und der Süden des Landes ist nicht mehr

besorgt darum, daß er den Interessen des Nordens geopfert wird, oder vice versa.

Der Faschismus hat das parlamentarische Schachspiel abgeschafft; er hat das Steuersystem vereinfacht und das Defizit auf ein tragbares Verhältnis gebracht; er hat in hohem Maße den öffentlichen Dienst, besonders die Eisenbahnen, verbessert; er hat die überflüssig angeschwollene Bürokratie vermindert, ohne daß irgendwelche schlechten Ergebnisse, soziale Härten oder Arbeitslosigkeit, eingetreten sind. Er hat eine tatkräftige und erfolgreiche Kolonialpolitik betrieben. Das Ganze stellt eine harte und nützliche Arbeit dar, aber der Hauptnutzen, den der Faschismus Italien gebracht hat, ist innere Sicherheit und nationales Selbstbewußtsein."

Bis kurz nach der Ermordung Matteottis im Juni 1924 blieben die Presse und die Wahlen zum Parlament frei. Erst als das Parlament von der gesamten Opposition boykottiert wurde, begann der große faschistische Rat, bei dem heute die höchste Macht im Staate liegt, die Gesetzgebung zu verbessern, und seit 1928 müssen alle Parlamentskandidaten aus der faschistischen Partei gewählt werden. Die Funktionen der Deputiertenkammer wurden darauf beschränkt, daß sie Gesetzesentwürfe anzunehmen hatte, deren Grundsätze vorher von dem faschistischen Großrat festgelegt worden waren.

Die Machtbefugnis des Parlaments in Wirtschaftsfragen ist in hohem Ausmaße von dem Nationalrat der Korporationen übernommen worden.

22 Korporationen, die die mannigfaltigsten Zweige der schöpferischen Arbeit vertreten, wurden im November 1934 ins Leben gerufen. Ihr Zweck ist, einen Interessenausgleich in jeder Arbeitsgruppe zu schaffen und gesetz-

geberische Maßnahmen für Handel und Industrie vorzuschlagen. In jeder Korporation sind Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Konsumenten im gleichen Ausmaß vertreten.

Diese Korporationen unterstehen mit ihren angeschlossenen Körperschaften in erster Linie dem Nationalrat; sie stehen nicht über dem Parlament, dessen Beschlüsse ihre Entscheidung umstoßen können, aber sie vertreten den Apparat, um das komplizierte wirtschaftliche System eines modernen Staates zu regeln. In Groß-Britannien sind ihre Funktionen verteilt unter dem Parlament, dem Arbeitsministerium, dem Handelsministerium, den Arbeitgeberverbänden, den Gewerkschaften und dem Verband des Industrierates.

In den ersten 15 Jahren der Amtszeit Mussolinis wurde eine ausgezeichnete Leistung der Aufbauarbeit erfüllt. Das Leben des Landes empfing eine neue Struktur, die in hohem Maße seine Leistungsfähigkeit erhöhte und die viel dazu beitrug, die Dürftigkeit der nationalen Hilfsquellen auszugleichen.

Die Ergebnisse dieser Handlungen waren der denkbar beste Beweis dafür, daß die faschistische Regierung den Willen hatte, mit dem gesamten Volke zusammenzuarbeiten.

Die Umwandlung der Bewegung aus einer militanten Partei in eine schöpferische nationale Macht war die Grundlage des Erfolges Mussolinis.

„Eine der Schwierigkeiten bei jeder Revolution ist die, daß die Revolutionäre dabei bleiben", sagte er zu mir im Jahre 1935. „Wenn nur einige wenige Generale und Politiker ein Regime stürzen, dann ist eine Neuordnung leicht, aber eine Massenrevolution stellt ein schwieriges

Problem dar, besonders wenn sie auf kämpferischen Grundlagen durchgeführt worden ist. Ich löste das Problem, indem ich meine Anhänger in eine faschistische Miliz brachte, die eine Reserve für die Armee bildet, aber trotzdem zu Hause bleiben kann."

Seit Mussolini zur Macht gekommen ist, hat eine neue Generation junger Männer und Frauen aus einer Kindheit heranwachsen können, die in der Atmosphäre des Faschismus erlebt wurde. Einigen dieser Menschen wurde eine Macht gegeben, von der man in anderen Ländern geglaubt hätte, daß sie zu jung dafür seien. Wenn Mussolini nicht mehr leben wird, um seinen mächtigen persönlichen Antrieb auszuüben, dann wünscht er, daß das Land in den Händen von Leuten sein möge, deren Ideen vollständig von den Grundsätzen und der Praxis des korporativen Staates geformt sind.

Die segensreichen Folgen, die dieses System für das Land gebracht hat, sind zu zahlreich, als daß man sie aufzählen müßte. Einige von ihnen wie die großartigen neuen öffentlichen Bauten und die Autostraßen fallen sofort auf, wenn man nach Italien kommt. Der kürzeste Besuch genügt, um die großen Veränderungen in den Wohnverhältnissen zu zeigen, die man durchgeführt hat. Große Bezirke von verrufenen Vierteln sind verschwunden und durch anziehende billige neue Wohnungen in den Vorstädten der großen Städte ersetzt. Bei diesen Plänen hat man die größte Rücksicht auf die historischen Monumente des Landes genommen.

Neben dieser Verbesserung der städtischen Verhältnisse sind ungeheure Arbeiten der Urbarmachung durchgeführt worden. Typisch dafür war die Trockenlegung der pontinischen Sümpfe, die bis 1931 eine unbewohn-

bare Malariabrutstätte 32 km vor Rom waren. Dieses Gebiet wurde in einen fruchtbaren Ackerboden von 80000 ha verwandelt, auf dem 75000 Einwohner aus den ärmsten Bezirken Italiens angesiedelt wurden. Die Musterstädte des Gebietes wurden Littoria und Sabaudia als Hauptstädte.

Es wurden sogar noch größere Pläne der Landverbesserung in Apulien, Toscana, Venetien, der Poebene und Sardinien unternommen. Der landwirtschaftliche Ertrag wurde überhaupt in einem Lande gesteigert, das im Süden steril und dürr und in seinen Mittelgebieten steinig und bergig war. Die „Getreideschlacht", wie Mussolini seinen Plan, die Nation vom Weizen der anderen Länder unabhängig zu machen, nannte, hatte großen Erfolg.

Die Entwicklung der Wasserkraft führte zu einem Ausgleich des Mangels Italiens an Kohlen. Jetzt fahren elektrisch angetriebene Züge durch Italien bis Rom und Neapel.

Das System, das Mussolini erfand, um alle Arbeiter in ihrer Freizeit zu einer Erholung zu führen, brachte den italienischen Bauern und Handwerker Möglichkeiten, von denen sich ihre Väter niemals etwas hatten träumen lassen. Anstatt ihr ganzes Leben in dem Dorf oder in der Stadt verbringen zu müssen, wo sie geboren sind, können sie jetzt während der Ferien, die ihnen gesetzlich gesichert sind, für ein Viertel des normalen Reisegeldes überall in ihrem eigenen Lande hinreisen.

Sogar die kleinsten Orte haben ihre „Dopolavoro"-Zentren, die alle Erleichterungen für den Sport und die Erholung bieten.

Das System der Leibesübungen für die jungen Menschen, das Mussolini einführte, brachte für die ganze

Welt einen neuen Maßstab und hat das Aussehen und den Geist der italienischen Jugend völlig verändert. Die verschiedenen Organisationen der „Balilla", „Avanguardisti", der Jungfaschisten und der faschistischen Miliz umfassen heute zwei Millionen junge Menschen im Alter von 20 oder 21 Jahren. Mehr als eine $1\frac{1}{2}$ Millionen starke Masse von jungen Mädchen sind in Parallelformationen zusammengefaßt. Der Sport, der vor der faschistischen Ära in Italien wenig beachtet wurde, ist für die jüngere Generation eine Leidenschaft geworden, prächtige Kampfplätze für Leibesübungen und Sport sind in den großen Städten gebaut worden. Das weite, in Marmor gebaute „Forum Mussolini" in Rom ist ein Stadion, das dem der alten Griechen gleichkommt.

Während all diese Abänderungen und Verbesserungen der Lebensbedingungen des italienischen Volkes ihren Verlauf nahmen, verstärkte der Duce unaufhörlich die Schlagkraft und Stärke der Armee, der Kriegsmarine und der Luftwaffe. Außerdem entwickelte er die Handelsflotte Italiens zu einem ernsthaften Konkurrenten aller anderen seefahrenden Völker auf den Handelsschiffahrts- und den Passagen der ganzen Welt. Er vervielfältigte die italienischen Stützpunkte auf den Inseln im Mittelmeer, er unterwarf die arabischen Stämme im Inneren Libyens und schuf in den Kolonien die erfreulichen rivieraartigen Städte und ausgezeichneten Straßen.

Außer in materielle Entwicklungsarbeiten stürzte sich Mussolini noch in viel größere Aufgaben. Er hat nicht allein seine volle Rolle in den internationalen Beziehungen der Großmächte gespielt, sondern er führte in der gleichen Zeit die Eroberung Abessiniens durch und unterstützte aktiv die nationale Sache in Spanien.

Die Phantasie, der Mut, die Fähigkeit, stets einen Ausweg zu finden, und die Willenskraft, die für eine solche Reihe von ungeheuren Unternehmungen erfordert werden, kann man sich nicht ausrechnen. Als politischer Machthaber hat Mussolini heute keinen ernsthaften Gegner in der Welt.

Sechstes Kapitel

Die erste Zeit nach der Machtübernahme

Als ich den Duce zum erstenmal sah, war er ein journalistischer Kollege von mir und noch nicht der Diktator. Es war im Januar 1922 in Cannes während einer der vielen interalliierten Konferenzen über die deutschen Reparationsverpflichtungen. Ich sprach gerade mit einigen italienischen Journalisten in der Halle des Carlton-Hotels, als einer von ihnen den ungezwungenen Gruß, der in Norditalien üblich ist, „Chiao, Mussolini!" ausrief.

Ein dunkler Mann von mittlerer Größe und vierschrötiger Gestalt ging schnell vorüber. „Ist das der Führer der Faschistischen Partei?" fragte ich.

„Ja, er ist hierhergekommen, um Briand für seine Zeitung, den ‚Popolo d'Italia', zu interviewen", sagte man mir.

Den Eindruck, den ich von dem kurzen Blick auf Mussolini bekam, war der einer reservierten, ruhelosen und einsamen Persönlichkeit. Diese tiefliegenden, braunen Augen, die ich seither über ungeheure Menschenmassen ihren zuversichtlichen und gebieterischen Blick habe ausschicken sehen, hatten einen nachdenklichen, grüblerischen Ausdruck. Die Atmosphäre einer gebieterischen Natur, die ihn heute umgibt, war damals noch nicht so offenkundig. Obwohl die Kraft seiner Persönlichkeit schon damals durch seine Leistung in der Vergangenheit bewiesen war, hat ihn erst die tatsächliche Ausübung der Macht dazu geführt, daß er sie in seiner Art, sich zu geben, zum Ausdruck bringt.

Foto Scherl

Mussolini auf dem Wege zum Grabe des unbekannten Soldaten. November 1922

Während der frühen Jahre der Regierung Mussolinis zeigte sich seine Charakterstärke aggressiv, denn in dieser Zeit lebte er in der nervösen Spannung einer der größten Aufgaben, die ein Mann jemals übernommen hat.

Charakteristisch für seine heftige frühe Periode war es, daß er auf dem Gebiet der internationalen Politik einen Monat, nachdem er zur Macht gekommen war, so ungestüm auftrat. Das geschah bei der Konferenz von Lausanne, die im November 1922 zur Überholung des türkischen Friedensvertrages einberufen wurde. Bei der Eröffnung dieser Verhandlungen sollten M. Poincaré, der französische Premierminister, und Lord Curzon, der britische Staatssekretär, anwesend sein, und infolgedessen entschloß sich Mussolini selbst hinzufahren.

Diese Reise brachte eine gewisse Pikanterie in Hinsicht auf die Schweiz mit sich; denn Mussolini hatte als junger Mann zwei Jahre in diesem Land gelebt und war wegen sozialistischer Agitation aus den Kantonen Lausanne und Genf ausgewiesen worden. Er hatte dort eine ganze Zeit im Gefängnis verbracht, und die Polizeiberichte über seine Schuld waren noch erhalten.

Als die schweizerischen Behörden vernahmen, daß Mussolini als italienischer Premierminister zurückkommen würde, unterdrückten sie die unpassenden Akten, aber trotzdem war die Existenz dieser Akten wohlbekannt, und es wäre möglich gewesen, daß sie Mussolini bei seiner ersten Begegnung mit ausländischen Regierungen Schwierigkeiten gemacht hätten.

Er griff dieser Möglichkeit vor, indem er den Entschluß faßte, daß M. Poincaré und Lord Curzon ihn gleich nach seiner Ankunft zuerst aufsuchen sollten und er sie

nicht erwarten würde. Alle drei Staatsmänner sollten am gleichen Tage in Lausanne ankommen, und für den Abend war ein offizielles Bankett im Hotel Beaurivage vorbereitet.

Lord Curzon und M. Poincaré reisten miteinander in dem gleichen Sonderzug und erwarteten, daß Mussolini schon in dem Hotel, in dem sie ankamen, bereitstehen würde. Statt dessen fanden sie M. Massigli vom französischen Außenministerium vor, der sie auf dem Bahnsteig mit sehr unangenehmen Nachrichten erwartete. Mussolini, sagte er, sei nicht eingetroffen und ließe sie wissen, daß er auch nicht hierherkommen würde, bis die französischen und britischen Staatsmänner ihn in seinem Hotel aufgesucht hätten.

M. Poincaré, der als ehemaliger Präsident der Französischen Republik sich seiner Würde ganz besonders bewußt war, war heftig aufgebracht über diese Nachricht. Er drückte seine Gefühle kräftig aus: „Mais où est-ce qu'il est, ce salaud?" (Ja, wo bleibt denn dieser Kerl?) rief er aus, und zwar so, daß es jeder auf dem Bahnsteig hören konnte.

Man erzählte ihm, daß Mussolini seinen Zug in Territet verlassen hätte, einer Stadt, die ungefähr 18 km von Lausanne entfernt liegt; dort warte er im Grand-Hotel.

Mussolini hatte alle telefonischen Anrufe, hinüberzukommen und dem offiziellen Eröffnungssessen beizuwohnen, zurückgewiesen.

Curzon und M. Poincaré hielten eine längere Beratung ab. Obwohl sie empört waren, wollten sie doch nicht die Friedenskonferenz dadurch, daß sie den Türken zeigten, daß die alliierten Staatsmänner sich nicht

einig seien, zum Scheitern bringen. So unterdrückten sie ihre Gefühle und fuhren in ihrem Sonderzug weiter nach Territet.

Dort erwartete sie Mussolini in der Halle des Grand-Hotel. Er hatte in der Hand einen dicken Stock, den er zu dieser Zeit niemals vergaß, und war umgeben von einer Phalanx junger faschistischer Sekretäre von kampflustigem Aussehen, die Schwarzhemden und schwarze Feze mit langen Quasten trugen.

Das war eine Situation, auf die sich die französischen und britischen Staatsleute mit den Erfahrungen ihrer Vergangenheit in keiner Weise einstellen konnten. Man tauschte kalte Begrüßungsreden miteinander aus. Dann folgte ein gezwungenes Schweigen. Der Duce brach es zuerst, indem er seinen Besuchern vorschlug, nach ihrer Reise etwas zu sich zu nehmen. Es war zu spät, um nach Lausanne zurückzukehren, wo eine ausgezeichnete Mahlzeit auf sie wartete; und infolgedessen nahmen die hungrigen Staatsmänner den Vorschlag des Duce an.

Es wurde in aller Eile in einem Privatzimmer eine Mahlzeit vorbereitet. Lord Curzon, der sein gichtisches Bein auf einen besonderen Stuhl legen mußte, hatte in einer Weise Platz genommen, daß er Mussolini fast völlig den Rücken zukehrte, und er unterhielt sich lediglich mit dem französischen Premierminister.

Der Duce, der seinen Standpunkt durchgesetzt hatte, war nun bereit, die französischen und britischen Delegierten nach Lausanne zu begleiten. Ihr Sonderzug stand unmittelbar am Bahnhof, der nur ungefähr 150 m weit weg lag. Sofort nach dem Mittagessen schickten sich die drei Staatsmänner und ihre Stäbe an hinüberzugehen. Aber zur Überraschung Lord Curzons und M. Poincarés

stand an der Hoteltreppe eine improvisierte Kapelle von ungefähr 20 Italienern, die in Territet wohnten. Sowie Mussolini erschien, spielte dieses faschistische Orchester das italienische Faschistenlied, die „Giovinezza", und begleitete seinen Duce bis zum Bahnhof, mit dem ehemaligen Präsidenten der Französischen Republik und dem britischen Staatssekretär des Äußeren als Nebengestalten in einem Triumphzug, der von dem italienischen Lokalpatriotismus vorbereitet war.

Im Dezember des gleichen Jahres 1922 stattete Mussolini Mr. Bonar Law, dem damaligen Premierminister, einen Besuch in London ab.

Auch bei dieser Gelegenheit nahm er seinen großen schwarzen Knüppel mit, den er, ähnlich wie Hitler seine Reitpeitsche, sowohl als Verteidigungswaffe wie als Talisman während des Kampfes gegen den Kommunismus getragen hatte.

Sein Stab beriet sich über diesen Ausrüstungsgegenstand. Die Männer hatten die Befürchtung, daß es in London einen schlechten Eindruck machen könnte, wenn der Führer der Faschisten mit einem Knüppel bewaffnet ankäme. Aber wie konnte man Mussolini dazu bringen, seinen gewohnten Begleitgegenstand aufzugeben? Sein Stabschef, Barone-Rosso, fand eine geniale Lösung. Als der Zug im Victoria-Bahnhof einlief, erbat er sich den „Manganello" Mussolinis.

„Duce, dies ist Ihr erster Besuch in einer fremden Hauptstadt", sagte Barone-Rosso. „Ich möchte Sie um eine große Gunst bitten. Wollen Sie mir zur Erinnerung an diesen geschichtlichen Augenblick erlauben, diesen Stock an mich zu nehmen?"

Neun Monate später, im September 1923, sah ich Mussolini zum ersten Male, seit er die Regierung Italiens übernommen hatte. Eine griechische Bande in Albanien hatte gerade den General Tellini, den Präsidenten der internationalen Grenzkommission, zusammen mit drei anderen italienischen Stabsoffizieren ermordet.

Mussolini richtete an die griechische Regierung ein Ersuchen zur Wiedergutmachung und gab ihm Nachdruck durch die Entsendung der italienischen Flotte zur Besetzung von Korfu. Als der griechische Militärgouverneur der Insel die Übergabe ablehnte, beschossen die italienischen Schiffe die Zitadelle. Die griechische Regierung richtete einen Appell an den Völkerbund.

Ich kam nach Rom, um die Entwicklung dieser Lage zu verfolgen, und wurde am nächsten Tage von Mussolini empfangen, dessen Amtszimmer zu dieser Zeit ein kleiner Raum im Palazzo Chigi war. Er war ernsthaft in der britischen Presse kritisiert worden, und als ich eintrat, nahm ich einen furchteinflößenden Ausdruck in seinen Augen wahr.

„Wenn ich nicht gehört hätte, daß Sie Italien wohlgesonnen sind, so hätte ich Sie nicht empfangen", rief er mit gegen mich ausgestrecktem Arm aus.

Er ging dann zu einer Erklärung seiner energischen Politik gegen Griechenland über, an die sich zu erinnern in Hinsicht auf den Verlauf der englisch-italienischen Beziehungen seit dieser Zeit von Interesse ist.

„Hätte ein britischer Staatsmann an meinem Platz gestanden", begann Mussolini, „so hätte er genau so gehandelt wie ich. Als Lord Palmerston vor 70 Jahren gegen Griechenland anläßlich des Falls eines britischen Untertans, der ausgerechnet ein portugiesischer Jude war,

ähnliche Maßnahmen androhte, beglückwünschten ihn seine Gegner im Parlament zu seiner Entscheidung."

Ein seltsames Seitenlicht wurde auf einen Bezirk seines öffentlichen Lebens zu dieser Zeit von Barone-Rosso geworfen, der mich im Vorzimmer empfing. Der Tisch in diesem Zimmer war mit Gaben bedeckt, die man Mussolini in Erinnerung an den „Marsch auf Rom", der ungefähr 12 Monate vorher stattgefunden hatte, geschenkt hatte. Dabei war eine Reproduktion der griechischen Statue, die unter dem Namen „Die Nike von Samothrake" bekannt ist, und eine Anzahl mit Inschriften versehene silberne Kassetten und bronzene Lorbeerkränze. Ich war erstaunt, unter diesen Gegenständen ein paar Fechtmasken und einen offenen Kasten mit Duellpistolen zu sehen. Die langläufigen Waffen lagen in ihrem Samtfutteral gegeneinander gekehrt, und neben ihnen war ein Kästchen voll funkelnder, runder, halbzölliger Bleikugeln.

Duellpistolen kamen mir als ein sonderbarer Schmuck für das Büro eines Premierministers vor, und ich fragte, warum man diese kampflustige Ausstellung zeige.

„Der Grund dafür ist", sagte Barone-Rosso, „daß Mussolini immer noch Feinde in Italien hat. Es könnte einmal einer von ihnen hierherkommen und einen Spektakel anrichten, der nur durch ein Duell beseitigt werden könnte. Wir legen diese Waffen an einen deutlich sichtbaren Platz, so daß jeder, der solche Absichten haben sollte, sehen kann, daß der Duce ebenso bereit ist, ihm mit Säbel oder Pistole wie mit politischen Argumenten entgegenzutreten."

Mussolini lag sehr viel daran, seine Gedanken über die englisch-italienischen Beziehungen genau auszudrücken. „Schreiben Sie etwas nieder und lassen Sie es mich

dann sehen", sagte er nach einer Unterhaltung, die ich eines Abends spät während eines Besuches, den er Mailand abstattete, mit ihm führte. Ich saß bis 4 Uhr morgens auf und schrieb auf Englisch einen Bericht über die Punkte nieder, die er zum Ausdruck gebracht hatte; um 9 Uhr trug ich ihm diesen Bericht in sein Zimmer im Hotel de la Ville. Der Duce setzte sich an seinen Arbeitstisch und begann die Niederschrift laut ins Französische zu übersetzen. Ich hatte erwartet, daß er meinen Text einem Sekretär übergeben würde, um ihn ins Italienische zu übersetzen. Es war charakteristisch für seine Arbeitsfreudigkeit, daß er ihn selbst von einer fremden Sprache in die andere übersetzte.

„Quel est le sens exact de ce mot-là?" fragte er zwischendurch, indem er seinen über die Arbeit gebeugten Kopf erhob.

Ich beobachtete ihn genau, während er beim Übersetzen war. Mussolini war damals gerade vierzig geworden. Er war weniger kräftig von Figur und im Gesicht weniger voll, als er es heute ist, und sein Haupt war noch mit bereits dünn werdenden schönen schwarzen Haaren bedeckt. Heute sind sie stahlgrau, und im Sommer rasiert er seinen Kopf, was ihn noch mehr als jemals der glatten Marmorbüste eines römischen Konsuls ähnlich macht.

Er trug einen Morgenrock mit dem faschistischen Abzeichen des Liktorenbündels und Beils im Knopfloch, und ich bemerkte, daß seine Manschettenknöpfe das Kreuz-Als als Abzeichen aufwiesen, das gewiß ein besonderer Trumpf in dem faschistischen Kampf gegen die italienischen Roten gewesen ist.

Obwohl seitdem vierzehn Jahre vergangen sind, ist in

mir der gleiche Eindruck, den Mussolini damals auf mich machte, erhalten geblieben.

Er ist ein Elisabethaner (schrieb ich damals im „Daily Mail"). Obwohl die Bedingungen andere sind, nimmt er im modernen Italien die gleiche Rolle ein, wie Raleigh und Drake es in England in den Tagen der Königin Elisabeth taten. Er verkörpert den neuen Geist, der von seiner Nation Besitz ergriffen hat. Zwischen dem Italien des beginnenden 20. Jahrhunderts und dem England des beginnenden 17. besteht viel geistige Ähnlichkeit. Der gleiche ausgesprochene Nationalstolz, der gleiche uneingeschränkte Optimismus, der gleiche scharfe Sinn für sich bietende Gelegenheiten, das gleiche schnelle, empfindliche Temperament, die gleiche Neigung zur Rücksichtslosigkeit, das gleiche vollblütige Herz einer Nation, die sich ihrer Jugend und Kraft bewußt ist.

Einer Sache bin ich sicher. Er gehört nicht zu der Art von Männern, über die man hinweggehen kann, indem man sie aus der Tiefe eines Lehnstuhles in Downing Street einen „Talmi-Napoleon" nennt. Er ist ein bedeutsamer Faktor im Europa von heute, und als solcher verdient er ernst genommen und nicht in einer dummschlauen, überlegenen Art belächelt zu werden.

Es ist leicht, über die Manieriertheiten eines großen Mannes zu spotten, wie englische Karikaturen aus der Zeit Napoleons es zeigen; niemand könnte das leisten, was Mussolini bereits geleistet hat, ohne wenigstens in irgendeiner Beziehung groß zu sein, groß an Willenskraft, an Mut und an Phantasie, die einem Mann ein so hohes Ziel setzt.

Diese Zusammenfassung von Mussolinis Wesenszügen

fand nur wenig Zustimmung bei den britischen Kreisen in Rom, den offiziellen wie den privaten. Mussolini würde sich nicht halten können, sagte man mir. Er versuche einen soliden Bau mit mangelhaftem Material zu errichten, der Charakter der Italiener sei nicht geeignet für alle diese Organisation und Disziplin. Das faschistische Regime sei tyrannisch und grob. Das ganze Theater würde bald zusammenbrechen.

Auf diese Kritiken pflegte ich in einer Weise zu erwidern, die mir heute noch zutreffend erscheint. „Die Innenpolitik Italiens geht nur das italienische Volk allein an. Kritisiererei oder Streit mit Italien kann für England nicht gut sein. Das Beste, was wir tun können, ist die Aufnahme guter Beziehungen mit dieser neuen Regierung."

Siebentes Kapitel

Männer und Gefahren um den Duce

Mussolinis System ist in viel höherem Maße zentralisiert als das Hitlers. Er hat sieben Ministerien in seiner eigenen Hand: das Premierministerium, das Kriegsministerium, das Luftfahrts- und Marineministerium, die auswärtigen Angelegenheiten, die Korporationen und das Innere. Die Leiter der anderen Regierungsabteilungen stehen zu ihm praktisch im Verhältnis von Staatssekretären, denn alle wichtigen Angelegenheiten der Regierungspolitik leitet er persönlich.

Die Männer, die heute Mussolini nahestehen, waren schon seine Gehilfen, bevor er zur Macht kam. Aber es gibt auch andere, die einmal prominent waren, aber heute aus dem öffentlichen Leben verschwunden sind.

Aldo Finzi, ein bekannter Faschist aus der Frühzeit, wurde Luftfahrtminister, aber bald aus der Regierung ausgeschlossen. Turati, ebenfalls Generalsekretär der Partei, fiel bei dem Duce in Ungnade und wurde gleichfalls ausgeschieden.

Sogar Mussolinis befähigtste und treueste Mitarbeiter geben zu, daß die Länge ihres Dienstes keinen Anspruch auf Verbleiben im Amte mit sich bringt. „Wir gehen alle, wenn unsere Zeit kommt", so sagte mir einer von denen, die gegangen sind. Mitglieder der Partei in hohen Stellungen nehmen ihre Amtsenthebung klaglos hin. Der Grund dafür ist Mussolinis Entschluß, daß das neue System, das er erfunden und aufgerichtet hat, den Stem-

pel seiner eigenen Persönlichkeit bewahren soll und, auch nicht unwillentlich, durch das Eingreifen anderer Auffassungen verändert werden darf. Der Duce gibt keine seiner Machtbefugnisse auf längere Zeit ab.

Unter den Männern, die sich mit ihm zur Macht erhoben, fällt Dino Grandi auf, der jetzige Botschafter in London, der von 1929 bis 1932 Minister für die auswärtigen Angelegenheiten war. Nichts zeugt mehr für den Takt und die Liebenswürdigkeit des Grafen Grandi — dieser Titel wurde ihm 1937 verliehen — als die persönliche Beliebtheit, die er in London sogar in den kritischsten Perioden der Eroberung Abessiniens und des spanischen Bürgerkrieges behielt. Er hat mehr als irgendeiner dafür getan, den Faschismus für fremde Nationen anziehend zu machen. Seine große, schlanke Gestalt, seine lebhaften Augen und sein kurzer, dunkelroter Spitzbart machen ihn zu einer auffallenden Erscheinung. Er spricht ausgezeichnet Englisch, obwohl er es erst zu lernen begann, nachdem er Außenminister geworden war. Sein Sinn für Humor macht ihn zu einem lebhaften und anziehenden Gesellschafter.

Grandis Laufbahn ist charakteristisch für die großen Möglichkeiten, die das faschistische System jungen Männern bietet. Am 4. Juni 1895 als Sohn eines kleinen Grundbesitzers in der Nähe von Bologna geboren, diente er im Krieg als Offizier bei den „Alpini", den Gebirgsschützen, und errang vier Auszeichnungen für Tapferkeit; als er etwa 26 war, wurde er als faschistisches Mitglied in die Deputiertenkammer gewählt.

Bei dem Marsch auf Rom im Jahre 1922 wirkte er als Mussolinis Stabschef, und als die faschistische Regierung gebildet wurde, wurde er ihr erster Diplomat.

Graf Grandi hat eine größere Erfahrung in ausländischen Missionen und verantwortungsvollen Aufgaben als die meisten Staatsmänner seines Alters. Er führte die italienischen Kriegsschuldenverhandlungen mit Amerika, war bei der Locarno-Konferenz anwesend, diente als italienischer Delegierter bei der Londoner Flottenkonferenz von 1930 und wurde als Sondergesandter in die Türkei und nach Polen entsandt.

Obwohl seine Gesundheit zuerst unter dem feuchten Klima Londons litt, paßte er sich dem englischen Leben und den englischen Einrichtungen an und verbringt sein Wochenende in einem Haus, das er in der Nähe von Virginia Water mietete, und seine Sommerferien mit seinen beiden Kindern an der See.

Er hat eine liebenswürdige und schöne Frau, unter deren Überwachung die italienische Botschaft die am schönsten ausgestattete in London geworden ist; denn sie und ihr Gemahl reisten durch ganz Italien und sammelten Meisterwerke aus Gemäldegalerien und Museen für die Verschönerung ihres Heims.

Marschall Italo Balbo ist nach Mussolini die malerischste Gestalt in Italien; er ist 1897 geboren, und kein Mensch hat eine abenteuerlichere Laufbahn als Flieger hinter sich. Als Luftfahrtminister führte er im Jahre 1933 zwei Geschwader von Savoia-Marchetti-Bombern — 24 Maschinen — auf einem Flug über den Atlantik von Rom nach Chikago über Island und zurück über Portugal.

Wie Mussolini von ihm sagt: „Balbo muß wohl unsterblich sein, denn nichts kann ihn umbringen." Im Jahre 1931 schlug sein Wasserflugzeug auf Schiffstrümmer unter dem Wasser, wie er in Capri aufsteigen wollte, und

sank sofort. Obwohl er in seinem Sitz festgeschnallt war und einen Fallschirm umhatte, bekam Balbo es fertig, aus der Maschine herauszukommen und wieder an die Oberfläche zu gelangen, nachdem er ungefähr eine Minute unter Wasser gedrückt war. Er war am Gesicht, an der Brust und den Beinen verwundet, aber bestieg sofort ein anderes Wasserflugzeug und flog selbst nach Rom, wo er noch am gleichen Abend an einer Sitzung des faschistischen Großrates teilnahm.

In Ferrara geboren, studierte Balbo die Rechte an der dortigen Universität und diente als Offizier bei den „Arditi", den Stoßtrupps. Er war einer der ersten Gefährten Mussolinis und nahm lebhaften Anteil an dem faschistischen Kampf gegen den Kommunismus. Er sammelte 3000 Mann und entriß den Roten im Jahre 1921 Ravenna; er war auch einer der Quadrumvirn, die den Marsch auf Rom organisierten.

Im Jahre 1934 wurde Balbo, nachdem er ungefähr 8 Jahre Luftfahrtminister gewesen war, unerwartet zum Gouverneur von Libyen ernannt. Hier hat sich seine erstaunliche Energie neuen Richtungen zugewandt, z. B. dem Bau der prächtigen Autostraße, die fast 2000 km lang ist, von der Grenze Ägyptens bis zu der von Tunis, und die Mussolini im März 1937 einweihte.

Die Reise des Duce zu diesem Zweck, an der ich teilnahm, wurde mit einer Wirksamkeit und Üppigkeit organisiert, die für Balbos opulente Natur charakteristisch ist. In einem großen Lager, das am Rande der Wüste Sahara aufgeschlagen war, wohin sogar das Wasser viele Meilen im Lastauto gebracht werden mußte, gab der Marschall in seinem Zelt ein Essen für ungefähr 20 Leute, bei dem es Kaviar, frische Fische und eisge-

kühlten Wein und Früchte gab, die am gleichen Tage mit dem Flugzeug aus Italien herangebracht waren.

Es war alles nur Erdenkliche getan worden, um dieses Wüstenlager malerisch zu gestalten. Mussolinis großes Zelt, das allein in der Mitte stand, war umgeben von einer Garde von Arabern in weißen Burnussen auf cremefarbenen Kamelen, die geisterhaft und regungslos in der samtenen Dunkelheit des afrikanischen Himmels standen. Und als wenn es die Cäsarenaufmachung vervollständigen sollte, war vor dem Zelteingang ein Jagdleopard angebunden, dessen Augen in der Dunkelheit grün funkelten.

Balbo sieht aus und handelt wie eine Wiederverkörperung der kriegerischen und prachtliebenden italienischen Fürsten des Mittelalters. Seine kräftige Gestalt, seine machtvolle Erscheinung, sein kurzer roter Bart, seine lebhaften, schalkhaften Augen und sein dichtes rotbraunes Haar vermehren die Ähnlichkeit noch.

Der Marschall erlebt beständig Abenteuer. Einen Monat, bevor ich in Libyen war, mußte er eine Notlandung machen, als er allein über die Wüste tief in das Innere geflogen war; und er hätte vor Durst sterben können, wenn sein unveränderliches Glück nicht eine Gruppe von nomadisierenden Arabern herbeigeführt hätte, die — und das war wieder sein Glück — ihm, anstatt ihn zu ermorden und auszurauben, Nahrung und Wasser herbeischafften, bis seine notgelandete Maschine von einem der Flugzeuge gesichtet wurde, die ausgesandt waren, um ihn aufzufinden.

Dino Alfieri, der Propagandaminister, ist ebenfalls einer der engen Mitarbeiter des Duce. Ein dunkler, ansehnlicher, glattrasierter Mann in den Dreißigern, hat

Signor Alfieri viel Scharm in seiner Lebensart und ist eine beliebte Erscheinung in der römischen Gesellschaft. Wie mehrere andere führende Männer in der Faschistischen Partei, war er ursprünglich von Beruf Rechtsanwalt und hat erfolgreiche Missionen im Ausland geleitet.

Die Frage „Wer wird Mussolinis Nachfolger sein?" wird weniger häufig in Italien als in anderen Ländern gestellt. Die Italiener erwarten nicht, daß Mussolinis Machtbefugnisse als Ganzes auf irgendeinen anderen übergehen werden. Sie sind der Auffassung, daß der faschistische Apparat jetzt einen Stand aus sich heraus erreicht hat, der ihn in Betrieb halten wird, auch wenn der Duce nicht mehr als Lenker wirkt. Mussolinis Werk wird, so glauben sie, von dem korporativen Staat fortgeführt werden, an dessen Spitze sie eine „Aristokratie des Faschismus" sehen. Unter einer solchen Oligarchie erreichte Venedig seine größte Blütezeit. Ein anderer Präzedenzfall ist in England zu finden, wo die nationalen Angelegenheiten, wenigstens durch das 19. Jahrhundert hindurch, von einer kleinen Gruppe von Familien geleitet wurden, die sich zur Staatsführung berufen fühlten.

Die Beibehaltung der Zusammenfassung der höchsten Gewalt in der Hand eines einzigen Individuums könnte gefährlich werden, denn kein Nachfolger könnte das Prestige und die Autorität erben, die Mussolini durch seine persönliche Leistung erworben hat.

Durch die Erfahrung Deutschlands und Italiens hat sich die Diktatur als ein wirklich mächtiges Tonikum erwiesen. Wie andere Reizmittel können aber seine segens-

reichen Folgen durch einen allzu langen Gebrauch zunichte gemacht werden. Wie Bismarck in seiner Reichstagsrede am 12. Juni 1882 sagte: „Es gibt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man diktatorisch regieren muß; es wechselt alles; hier gibt es keine Ewigkeit."

Moderne Diktaturen sind im hohen Maße eine Folge des Auftriebs, der dem nationalen Geist durch den Weltkrieg gegeben worden ist. Wenn der Friede in Europa erhalten werden kann, haben wir Aussicht, daß die zunehmende Annäherung des Lebensstandards zusammen mit besseren Verkehrsmitteln und näherem Umgang die gegenwärtige, eifersüchtig aufrechterhaltene Teilung dieses kleinen Erdteils in streng begrenzte und sich wechselseitig verdächtigende Glieder geändert werden kann. Es ist einer der größten Erfolge des Faschismus und Nationalsozialismus gewesen, daß sie die Klassenunterschiede abgeschafft und alle Bürger zum Dienst am Staate vereinigt haben. Wenn sich dieses Ideal auf die Vereinigung aller Völker zum Dienst an der Zivilisation ausdehnt, so wird die Menschheit in ein glücklicheres Zeitalter eintreten.

Obwohl Mussolini alle Zweige der nationalen Verwaltung fest unter seiner Leitung behält, zeigt er keine Sorge über die möglichen Folgen, wenn er plötzlich selbst vom Schauplatz verschwindet. Mit 55 Jahren führt er ein Leben, das mit seinem beständigen Fliegen, Autofahren, schnellen Motorbootfahrten und Sprungreiten mehr angefüllt ist mit körperlicher Gefahr als das eines durchschnittlichen jungen Mannes.

Außer sportlichen Gefahren muß er die Gefahren auf sich nehmen, die viele Regierungsleiter umgeben, besonders

diejenigen, die große Veränderungen, welche auch Härten gegen Minderheiten umfassen, eingeführt haben. Was sie anbelangt, so zeigt er ihnen gegenüber die gleiche Unbekümmertheit.

Im Ausland herrscht die Auffassung vor, daß der Duce scharf bewacht wird; aber die einzigen Gelegenheiten, bei denen solche Vorsichtsmaßnahmen überhaupt auffallen, sind die, wenn große Massen von Ausländern anwesend sind. Während der Stresa-Konferenz im Jahre 1935 umschwärmten ihn junge Männer in Zivil, die zu der Geheimpolizei gehörten, wie ein Bienenschwarm, und Detektive standen paarweise unter fast jedem Laternenpfahl.

Bei Berührungen mit seinen eigenen Landsleuten hält man solche Wachsamkeit nicht für notwendig. Wenn er bei Reisen durch die Provinzen aus seinem Auto steigt, umgeben ihn die Bauern oft ganz eng, ohne daß man sie daran hindert.

Mussolinis Vertrauen auf sich selbst und sein Schicksal ist so vollständig, daß er sich um die Gefahr, ermordet zu werden, keinerlei Sorge macht. Und doch brachten die ersten Jahre seines Regimes ein Dutzend Verschwörungen gegen sein Leben mit sich. Einige von ihnen kamen einem Erfolg so nahe, daß sein Glaube, er werde im Bett sterben, wohlbegründet zu sein scheint.

Der erste Attentatsversuch wurde am Abend des 31. August 1924 unternommen. Ein Mensch, den man niemals entdeckt hat, feuerte von einem Fenster in Rom eine Gewehrkugel ab, als Mussolinis Wagen vorbeifuhr, aber er traf nur den Wagen, der Mussolini folgte.

Wenig mehr als ein Jahr später wurde die Welt durch die Nachricht von einem melodramatischen Kom-

plott in Bestürzung gesetzt, nach dem Mussolini erschossen werden sollte, als er von dem Balkon des Palazzo Chigi am italienischen Waffenstillstandstag, dem 4. November, zu der Menge sprach. Ein früheres sozialistisches Parlamentsmitglied namens Zaniboni hatte sich in der Uniform eines Offiziers ein Zimmer im Hotel Dragoni gegenüber dem Palazzo Chigi genommen. Er wurde dort an dem Morgen des Tages, an dem Mussolini sprechen sollte, verhaftet, und man fand bei ihm ein Mannlicher-Sportgewehr mit Zielfernrohr. Hätte er hinter den Fensterladen Mussolini aufs Ziel genommen, so hätte er ihn über etwa 40 m hinweg kaum verfehlen können.

Mussolini selbst hat ausgesprochen, daß Zaniboni ein Agent der tschechoslawakischen Sozialisten war, dem man 300 000 Franks gezahlt hatte, um eine antifaschistische Revolution hervorzurufen. Der Plan wurde vervollständigt in der Richtung, daß, wenn das Land durch Mussolinis Tod in Unruhe versetzt worden wäre, General Ricciotto Garibaldi, ein Antifaschist, der im Ausland lebte, an der Küste landen sollte, wie sein berühmter Vorfahr, und zwar mit einigen wenigen hundert italienischen Sozialisten aus Frankreich, und daß er versuchen sollte, sich der Regierung zu bemächtigen.

General Capello, der Befehlshaber der zweiten italienischen Armee im Weltkrieg und ein prominenter Freimaurer, wurde wegen Beihilfe angeklagt. Er und Zaniboni wurden zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt.

Das nächste Attentat war sogar noch ungewöhnlicher, denn der Attentäter erwies sich als eine irische Dame aus guter Familie namens Miß Violet Gibson. Das Attentat geschah am 7. April 1926. Mussolini hatte einen

internationalen Chirurgenkongreß in einem der Gebäude auf dem Kapitol eröffnet und ging langsam an der Spitze einer großen Gruppe von Menschen die breiten, flachen Treppenstufen hinunter, die von dem Hügel hinabführen. Unter dem Gedränge der Zuschauer befand sich Miß Gibson, die in Schwarz gekleidet war. Sie hatte bereits die Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch einen Versuch, in den Kongreß zu kommen, und durch Fragen, wo der Premierminister sich aufhalte. Plötzlich ertönte ein Revolverschuß. Mussolini sagte später, daß der Knall ihn instinktiv hatte seinen Kopf zurückreißen lassen. Das hat ihm vielleicht das Leben gerettet, denn die Kugel verfehlte den Kopf um weniger als einen halben Zoll. Sie schrammte nur den Nasenrücken.

„Eine Frau! Man denke nur! Eine Frau!" rief er aus und wischte sich mit einem Taschentuch das Blut ab, das ihm am Gesicht herunterlief. Dann rief er der Menge den Befehl zu, Miß Gibson der Polizei zu überlassen, denn die Leute hatten sie ergriffen und waren drauf und dran, sie sehr rauh zu behandeln.

Mussolini wurde eilends in die Halle zurückgebracht, wo die bedeutendsten Chirurgen Europas versammelt waren, ohne allerdings in irgendeiner Weise einen so ungewöhnlichen Patienten zu erwarten. Prof. Bastianelli fiel die Aufgabe zu, einen Verband und ein Pflaster anzulegen, was alles war, was die geringfügige Wunde brauchte. Dann fuhr der Duce zum Palazzo Chigi und sprach mit seinem bandagierten Kopf von seinem Balkon zu der Masse. „Obwohl ihr mein Gesicht nicht sehen könnt", sagte er, „so wird euch meine Stimme doch überzeugen, daß ich mich nicht verändert habe und daß mein Herz nicht weniger kräftig als vorher schlägt." Am

nächsten Tag fuhr er, wie vorgesehen, zu einem Besuch in die afrikanische Kolonie Tripolis.

Miß Gibson hatte eine unglückliche geistige Entwicklung hinter sich. Ihr Verstand war noch mehr verwirrt durch den Tod ihrer Mutter vor 14 Tagen. Sie lebte in einem Kloster in Rom, wo sie den Nonnen erzählte, daß sie „eine große Tat plane", die ihr, wie sie sagte, von ihren „Ratgebern" auferlegt sei. Sie hatte die Nonnen gebeten, dies Unternehmen mit ihren Gebeten zu unterstützen, und die Nonnen waren der Meinung, daß sie damit auf irgendein Werk der Nächstenliebe anspielte.

Die unselige Frau wurde ihrer Lage entsprechend milde behandelt. Ihr wurde eine Nonne zugeteilt, die während der Untersuchung des Falls mit ihr im Gefängnis lebte. Auf Ersuchen ihres Rechtsanwaltes wurde sie bald in ein Irrenhaus überführt und nach einigen wenigen Monaten aus Italien deportiert.

Im Herbst des gleichen Jahres, am 11. September 1926, warf ein junger anarchistischer Maurer namens Lucetti, der kürzlich zu Fuß aus Frankreich gekommen war, zwei Handgranaten gegen den Wagen Mussolinis, die jedoch abprallten und auf der Straße explodierten, wobei eine Person getötet und sieben verwundet wurden.

Sechs Wochen später wurde ein weiteres Revolverattentat aus nächster Nähe auf Mussolini verübt, als er langsam in einer Wagenreihe durch die Straße Bolognas fuhr. Der Schuß wurde von einer Schnalle an der Uniform des Duce abgelenkt und fuhr durch den Ärmel des Majors, der neben ihm saß. Ein Knabe, von dem die Menge glaubte, daß er den Schuß abgefeuert hätte, wurde von ihr ergriffen und augenblicklich gelyncht.

Bei all diesen Anlässen zeigte Mussolini vollkommene

Ruhe und Selbstbeherrschung. „Es hat für niemanden einen Sinn, einen Angriff auf mein Leben zu unternehmen", sagte er zu Mr. J. H. Henderson, dem Handelssekretär der britischen Botschaft, der Gelegenheit hatte, ihn eine Viertelstunde, nachdem Lucetti seine Granate geworfen hatte, zu sehen. „Es ist vorausgesagt, daß ich keines gewaltsamen Todes sterben soll. An diese Prophezeiung glaube ich."

Achtes Kapitel

Mussolini und der abessinische Feldzug

Die italienische Eroberung Abessiniens unterbrach eine der ältesten internationalen Freundschaften Großbritanniens. Die englisch-italienischen Interessen waren vorher niemals aufeinandergestoßen. Der Gedanke an einen Konflikt mit Italien lag den britischen Regierungen so fern, daß ich aus guter Quelle gehört habe, Italien sei der einzige bedeutende europäische Staat gewesen, gegen den der Generalstab niemals einen Feldzugsplan für einen Krieg vorbereitet hatte. Man war der Meinung, daß Italiens Abhängigkeit von der Rohstoffeinfuhr und die Empfindlichkeit seiner Küsten gegenüber einem Flottenangriff Faktoren waren, die der italienischen Regierung den Mut nehmen würden, mit irgendeiner bedeutenden Seemacht in Konflikt zu geraten.

Die Beschuldigungen, die man in einem Kreise der britischen öffentlichen Meinung gegen Italien im Hinblick auf den Abessinienfeldzug vorbrachte, wurden mit gleich heftigen Schmähungen in den italienischen Zeitungen erwidert, die Mussolini zweifellos ermutigte, um den Kampfgeist seines Volkes auf der Höhe zu halten.

Aber hinter den Ausfällen der italienischen Presse nahm der Duce eine andere Haltung gegen England ein, die er mir bei zahlreichen Gelegenheiten näher auseinandersetzte. Sie sind für unseren Bericht bemerkenswert.

Ich nahm immer die Gelegenheit wahr, ihm die Kritik zu wiederholen, die in England gegen Italien vorgebracht

wurde. Er zeigte keinen Groll darüber, wenn ich es tat, sondern erwiderte ruhig und gutgelaunt auf sie.

Der Streit zwischen den beiden Ländern wurde dadurch verschärft, daß beide sich im Recht fühlten. Die britische Regierung beschuldigte Italien, das Vertrauen zum Völkerbund erschüttert zu haben. Die Italiener erwiderten, daß sie, wenn sie ihre Kolonialinteressen gegen Nachbarn auf einem niedrigeren Stand der Zivilisation schützten, nur dasselbe täten, was die Engländer wiederholt getan hätten.

„Sie sollten froh sein, daß ich in Abessinien eindringe", sagte Mussolini zu mir während des Feldzuges, „denn ich befolge nur ein Beispiel, das Ihre Leute so oft in der Vergangenheit gegeben haben." Und ferner: „Ich kann stets weiterkommen mit englischen Imperialisten. Sie können sich vorstellen, daß mein Vorgehen in Abessinien dazu beitragen wird, die Existenz vieler abhängiger Rassen innerhalb des Britischen Reiches zu rechtfertigen. Ihre eigene imperialistische Geschichte berechtigt sie nicht dazu, so viel Interesse für die Unabhängigkeit der Äthiopier aufzubringen."

Dieser abessinische Feldzug war ein persönliches Unternehmen Mussolinis. Das Volk Italiens fühlte nicht den Wunsch nach einem solchen Unternehmen, bis er es mit ihm erfüllte. Die Niederlage von Adua vor 40 Jahren hatte die italienischen Herzen mit Abscheu schon vor dem bloßen Namen Abessinien erfüllt. Der italienische Generalstab glaubte, daß die Eroberung des Landes einen langen und kostspieligen Prozeß erfordern würde.

Neben dem Mißtrauen zu Hause mußte Mussolini sich der heftigen Opposition im Ausland, die in Genf

einen Brennpunkt fand, entgegenstellen. Obwohl das Kaiserreich Äthiopien als ein Sklavenhandel treibender und barbarischer Staat offenbar für die Mitgliedschaft ungeeignet war, war es mit der Unterstützung Italiens selbst in den Völkerbund aufgenommen worden. Die Liga hatte sich neuerdings als internationales Instrument so unwirksam erwiesen, daß die britische Regierung, die oft erklärt hatte, ihre Politik beruhe auf dem Völkerbund, sich entschloß, diesen italienischen Angriff auf Abessinien zum Prüfstein für die Hilfsmittel Genfs zu machen.

Der Feldzug war auf diese Weise nicht nur ein Krieg zwischen Italien und Abessinien — er bedeutete *Mussolini contra mundum.*

Wenige Staatsmänner haben jemals eine solche Kritik und Obstruktion in der ganzen Welt überwinden müssen. Im Ausland war man allgemein aufrichtig überzeugt, daß Mussolini ein Opfer des Größenwahnsinns sei. Man sagte, er sei ein Paranoiker. Bei meinen eigenen Zusammenkünften mit ihm während des Krieges habe ich ihn niemals anders gefunden als selbstbeherrscht und voll Vertrauen. Da der Bestand Italiens als Großmacht und sogar das Überleben des Faschismus selbst von dem Ausgang des Feldzuges abhing, erschien seine Gemütsruhe fast unheimlich.

Typisch für seine Haltung war sein Gleichmut an einem heißen Abend im August 1935. Die Kriegsvorbereitungen hatten damals ihren Höhepunkt erreicht. Transporte auf Transporte landeten Truppen und Vorräte in Massaua. Hunderttausende von Arbeitern bauten Straßen bis an die abessinische Grenze. In Paris wurde eine Dreimächtekonferenz abgehalten, um den Krieg zu verhindern. Während die übrige Welt so geschäftig

war, war der Schreibtisch, von dem dieses ganze Wagnis geleitet werden sollte, leer, mit Ausnahme von zwei oder drei verschlossenen roten Ledermappen mit der Aufschrift „Segretaria". Die einzige Akte, die vor Mussolini lag, war ein Telegramm, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß das britische Kabinett gerade eine Sitzung von 5 Stunden abgehalten hatte. Er hatte es an ein Blatt Papier angeheftet, das Notizen in seiner eigenen Handschrift enthielt. Das einzige, was an das Problem erinnerte, das die Aufmerksamkeit jeder erstklassigen Regierung ganz in Anspruch nahm, war ein Stoß Bücher über Abessinien und die Moslemreligion auf dem Fensterbrett neben ihm.

Kein Premierminister hätte sorgenfreier aussehen können als der Duce. Er trug einen cremefarbenen Seidenanzug über einem blauen Leinenhemd und weiße Tennisschuhe. Seine Unterhaltung bezog sich hauptsächlich auf eine Fahrt, die er nachmittags mit seinem neuen Motorboot in Ostia unternommen hatte.

Sogar als die englisch-italienische Spannung am gefährlichsten war, versicherte er unablässlich, daß keines seiner Ziele, direkt oder indirekt, unmittelbar oder auf lange Sicht, den britischen Interessen feindlich sei.

Die Ankunft der britischen Flotte im Mittelmeer bedeutete eine kritische Entwicklungsphase. Ich besuchte Mussolini an dem Tage, als ihn die Nachricht erreichte. Seine Stimmung schien mehr der des Bedauerns als einer Bestürzung zu entsprechen.

„Wozu sind diese Schiffe ausgesandt worden?" waren seine ersten Worte. „Wir sehen das nicht gern. Sie sind so etwas wie eine Pistole, die auf die Brust Italiens gerichtet ist."

Sogar als die Flotte vor Alexandria Station bezogen hatte und der Sanktionsfeldzug auf seiner Höhe war, zeigte der Duce keine Feindseligkeit gegen Großbritannien.

„Was mich anbetrifft, so besteht keine Kriegsgefahr zwischen uns", sagte er. „Ich bin bereit, wenn das gewünscht wird, zu garantieren, daß ich nicht nur überall die britischen Interessen respektieren, sondern auch verteidigen werde. Wir haben das auch in der Vergangenheit getan. Wir unterstützten England bei der Eroberung des Sudan, indem wir Cassala einnahmen und es ihm aushändigten. Und auf eine direkte Anregung der britischen Regierung hin gründeten wir unsere afrikanische Kolonie Eritrea, indem wir 1885 in Massaua landeten."

Die Haltung der Mächte, die sich Italiens Aktionen in Abessinien widersetzten, wurde noch dadurch kompliziert, daß sie nicht eher eingriffen. Die Bemühungen, Mussolini zu zwingen, sein Unternehmen aufzugeben, wurden erst begonnen, als er schon zu weit gegangen war, um sich noch zurückziehen zu können.

Die Stresa-Konferenz im April 1935, bei der die französischen und britischen Premierminister mit Mussolini zusammenkamen, schuf eine klare Gelegenheit für sie, gegen die Vorbereitungen, die Italien bereits offen für den Krieg traf, zu protestieren. Diese Gelegenheit wurde nicht wahrgenommen, weil Hitler gerade die militärischen Klauseln des Friedensvertrags aufgehoben hatte und die französische und britische Regierung gegen ihn die sogenannte „Stresafront" zu bilden wünschten.

Andererseits leugnete Mussolini zu dieser Zeit irgendeinen Vorsatz, Abessinien angreifen zu wollen. Am

17. April 1935, unmittelbar nach der Stresa-Konferenz, sagte er in Rom zu mir: „Wir haben nicht die Absicht, die Offensive zu ergreifen." Aber im weiteren Verlauf seiner Unterhaltung wurde es klar, daß sein Ziel die Eroberung war.

„Italien braucht Gebiet zum Siedeln in Übersee", sagte er, „und das Hochland von Abessinien ist eines der letzten unannektierten Gebiete der Welt, das für Besiedlung durch Europäer geeignet ist.

Zwei Drittel der Bodenfläche Italiens bestehen aus Bergen. Nur durch die größten Anstrengungen konnte das italienische Mutterland dahin gebracht werden, sogar zwei oder drei Millionen Menschen mehr zu ernähren. Unser Land ist nur halb so groß wie Frankreich und hat nur ein Fünftel der kultivierten Bodenfläche Frankreichs, doch seine Bevölkerungsziffer ist mehrere Millionen größer als die französische."

Ich stellte die naheliegende Frage, warum, wenn keine Absicht bestände, Abessinien anzugreifen, so viele Truppen nach Eritrea gingen. Mussolini erwiderte, daß es sehr möglich sei, daß die Abessinier zur Offensive übergingen, da die Belgier und die Tschechen Waffen nach Äthiopien lieferten. Das Land könne 500 000 Mann ins Feld stellen, und der Wal-Wal-Zwischenfall (ein Angriff auf eine italienische Truppe im Dezember 1934) sei nur eine von vielen ähnlichen Angriffshandlungen gewesen.

Innerhalb eines Monats nach der Stresa-Konferenz hatte jedoch das britische Auswärtige Amt die Aufmerksamkeit des italienischen Botschafters darauf gelenkt, daß Mussolinis Politik gegenüber Abessinien Großbritannien in eine unangenehme Lage bringe. Obwohl es in der englischen Regierung Meinungsverschiedenheiten über den

Völkerbund gab, war sich das Kabinett doch darin einig, ihn als nützliches internationales Instrument anzusehen. Die Engländer wünschten nicht, daß sein repräsentativer Charakter dadurch noch mehr gemindert würde, daß sich Italien zum Zwecke eines Angriffs auf Abessinien von ihm losriß.

In Erwiderung auf solche Vorstellungen brachte die italienische Regierung eine andere Erklärung für ihre Ostafrikapolitik vor. Wenn jemals in Europa ein Krieg ausbrechen sollte, so sagten die Italiener, so würde das Mittelmeer voll von feindlichen Unterseebooten sein, und auf welcher Seite Italien dann auch stünde, so würde es ihm immer unmöglich sein, in seine ostafrikanischen Kolonien Verstärkungen zu schicken.

Solch eine Gelegenheit könnten dann die Abessinier benutzen, um in Eritrea und Italienisch-Somaliland einzufallen. Wie würde Mussolinis Lage sein, wenn er in Ermangelung rechtzeitiger Vorsichtsmaßnahmen diese Kolonien verlieren würde, die durch das demokratische Regime erworben waren, das er beseitigt hatte, Kolonien, die fast die Gesamtheit der italienischen Kolonialbesitzungen darstellten?

Für solch eine Erniedrigung könne kein militärischer Erfolg in Europa einen Ausgleich schaffen. Es sei deshalb die Absicht des Duce, eine stehende Armee von 100 000 Weißen und 200 000 Eingeborenen in Eritrea und Somaliland zu schaffen und so jene Gebiete zu sichern.

Wenig später erhielt die britische Regierung die Mitteilung, daß es für Italien zur Notwendigkeit werden könnte, einen Präventivkrieg gegen Abessinien zu führen. Die italienische Regierung schlug deshalb vor, daß es, da Großbritannien soviel Wert darauf legte, die Auto-

rität des Völkerbundes zu respektieren, vielleicht richtig sei, wenn der Völkerbundsrat Italien ein Mandat zur Reformierung Abessiniens gäbe, wo Sklaverei, Despotismus und andere Mißstände dafür reif seien. Dieser Vorschlag wurde durch eine Erinnerung daran unterstützt, daß Britannien die einzige Großmacht gewesen war, die der Aufnahme Abessiniens in den Völkerbund auf Grund solcher Mängel in der Regierung des Landes Widerstand geleistet hatte. Als dieser Vorschlag zurückgewiesen wurde, definierte Mussolini seine Absichten noch genauer. Im Juni sagte er bei einer Parade, die er über Truppen abnahm, die nach Ostafrika abgingen:

„In diesem Teil der Welt hat Italien alte und neue Ziele zu erstreben, und es wird sich nicht durch ausländischen Druck von ihnen abbringen lassen. Italien wird nur die Taten von denjenigen wiederholen, die sich jetzt als seine Lehrer aufspielen und die, als sie ihr eigenes Reich aufbauten, sich niemals von der öffentlichen Meinung beeinflussen ließen."

Diese offene Zurückweisung der Mißbilligung der britischen Regierung gegenüber dem abessinischen Feldzug wurde von einer Sturzflut antibritischer Artikel in der italienischen Presse begleitet, und vor der britischen Botschaft in Rom wurde ein Polizeiposten aufgestellt, der dort zwei Jahre lang bestehen blieb.

Der nächste Gedanke der britischen Regierung war der, Abessinien in die Lage zu versetzen, sich von dem angedrohten italienischen Angriff loszukaufen. Als Kompensation sollte Abessinien einen Streifen von Britisch-Somaliland bekommen.

Am 24. Juni 1935 ging Mr. Eden, damals Unterstaatssekretär des Auswärtigen, nach Rom, um mit Mus-

solini über diesen Plan zu sprechen. Es wurde zu dieser Zeit allgemein erzählt, daß diese Unterredung mit einer heftigen Szene zwischen den beiden Staatsmännern geendet habe. In Wirklichkeit geschah nichts dergleichen. Mr. Edens Mission schlug fehl, weil Mussolini nicht befriedigt war von den Zugeständnissen, die Abessinien nach dem Vorschlag machen sollte. Der friedliche Verlauf der Verhandlungen zeigt sich auch darin, daß Mr. Eden, als er in seine Gesandtschaft zurückgekehrt war, vom Palazzo Venezia telefonisch gefragt wurde, ob die britische Regierung wirklich ihr letztes Wort gesprochen habe.

Es gibt noch eine zuverlässigere Version über diese Unterredung, über die so viele sensationelle Geschichten verbreitet worden sind. Der britische Unterstaatssekretär fragte, ob in seinen Worten nichts enthalten sei, was Mussolini dazu veranlassen könnte, den Einmarsch in Abessinien aufzugeben. „Es ist zu spät für mich, mich zurückzuziehen. Ich muß jetzt weitergehen", war die Antwort des Duce.

„Ich kann Ihre Entscheidung nur bedauern", sagte Mr. Eden, „aber ich muß sagen, daß ich Ihren Mut und Ihre Entschlossenheit bewundere."

„Ich hoffe, das sagt Captain Eden von des ‚Kings Royal Rifle Corps' und nicht der Diplomat Mr. Eden", war Mussolinis kluge Antwort.

„Wie konnte ich den Rückzug antreten?" sagte Mussolini später zu mir. Die 200 000 italienischen Gewehre an der Grenze Abessiniens wären von selbst losgegangen. Sie können keine Truppen in ein tropisches Land schicken, das 5000 km weg liegt und ihnen dann erzählen, daß sie nur zu einem Picknick ausgezogen sind.

„Der Völkerbund bringt Verwirrung in seine eigenen Funktionen. Er war dafür geplant, internationale Verwicklungen einzuschränken und nicht sie auszubreiten. Ich werde meine ganze Sache in Genf darlegen, unterstützt von Dokumenten und Fotografien über die Mißstände in Abessinien, wobei auch ein Buch von Lady Simon, der Frau des britischen Staatssekretärs des Äußeren, sein wird. Solche Beweise lassen es unerhört erscheinen, daß die Liga Italien und Abessinien nach dem gleichen Maßstab behandeln möchte.

„Wir brauchen abessinisches Gebiet, so daß wir uns in Übersee ausbreiten können, ohne mit den Interessen Englands oder Frankreichs zusammenzustoßen. Italien wünscht seinen Platz unter den ‚saturierten Mächten' einzunehmen. Wir werden für England nur dann eine Drohung werden, wenn England uns bedroht. Im Augenblick bedrohen wir das Reich Haile Selassis, nicht das Georgs V."

Als der Sanktionsfeldzug immer heftiger wurde und die Drohung mit einem Ölembargo zunahm, begann Mussolini sich mit mehr Empörung zu äußern.

„Warum sollte Italien zum Sündenbock für die Wiederherstellung des Prestige des Völkerbundes gemacht werden?" rief er aus. „Warum sollte es geopfert werden, um der Liga ihre Jungfräulichkeit zurückzugeben? Die Liga griff nicht ein, als Japan in China eindrang, und auch nicht in dem Kriege zwischen Paraguay und Bolivien. Als ein Streit zwischen Irak und Persien entstand, verbot die britische Regierung sofort die Intervention des Völkerbundes."

Er wies mit steigendem Nachdruck auf die Gefahr einer Ausdehnung des Krieges auf Europa hin. „Er würde

Millionen Menschenleben kosten", sagte er, „und das für einen Streit, der nicht die Knochen eines einzigen britischen Soldaten oder Fliegers wert ist."

Allmählich begann die Neuorientierung der italienischen Politik, die seitdem stattgefunden hat, in seinen Worten ihren Schatten vorauszuwerfen. „Diejenigen, die sich unseren Anstrengungen widersetzen, einen Kolonialauslauf zu finden, müssen sich die Konsequenzen ihrer Gegnerschaft vor Augen halten", sagte er eines Tages zu mir. „Wir könnten uns wieder mit Deutschland freundschaftlich stellen. Was würden Sie über eine neue gemeinsame Front von Rom und Berlin denken? Es ist gefährlich, die Expansionsbestrebungen überbevölkerter Länder wie Italien, Deutschland und Japan niederhalten zu wollen."

Der Sanktionsfeldzug, der den italienischen Mut brechen sollte, hatte die gegenteilige Wirkung, ihn zu stärken. Im April, 5 Monate vor Kriegsbeginn, fand ich viele Italiener sehr sorgenvoll vor in Hinsicht auf die Gefahr und die Kosten des herannahenden Feldzuges. Noch vor dem Ende des Jahres waren die gleichen Leute begeistert für ihn. Es ist oft in Italien gesagt worden, daß keine zwei Staatsleute mehr Grund haben, einander dankbar zu sein, als Mr. Eden und Mussolini — „denn ohne Eden hätte der Duce niemals Abessinien erobert, und ohne Mussolini wäre Eden niemals Staatssekretär des Auswärtigen geworden".

Wenn irgendein Lebender berechtigt ist, den alten Spruch zu wiederholen: „Bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich selbst bewahren", so ist es der unselige Exkaiser von Äthiopien.

Dreimal war er bereit, Frieden zu schließen unter Bedingungen, die ihm seinen Thron und das Gebiet um Addis Abeba gelassen hätten, das den Amharastämmen gehört, die die herrschende Rasse in Abessinien waren. Dreimal redeten seine europäischen Freunde es ihm aus, so zu handeln.

Die erste Gelegenheit war im September 1935 gegeben, als eine Fünferkommission des Völkerbundes Italien einen Teil des Danakilgebietes im Norden und der Provinz Ogaden im Süden anbot unter der Bedingung, daß Italien die Unabhängigkeit des Restes von Abessinien anerkannte, der unter die Kontrolle einer internationalen Polizeitruppe gestellt werden sollte.

Man hatte gedacht, Mussolini würde diese Gelegenheit, die Kriegsgefahr zu vermeiden, sofort ergreifen. In „The Times" war die Rede von „der Angst der Italiener angesichts der Geschlossenheit der Weltmeinung gegen sie".

Der Duce zeigte durchaus keine solche Angst, als ich ihn an dem Abend, wo die Vorschläge ihn erreichten, sah.

„Sie sind absurd", sagte er. „Man bietet mir gerade noch zwei weitere Wüsten an, eine Steinwüste und eine Salzwüste, wo nicht einmal ein Abessinier seinen Lebensunterhalt finden könnte.

„Was nützt mir ein solches Territorium? Als ich über die Grenze von Tunis mit den Franzosen ein Abkommen schloß, überließen sie mir 100 000 Quadratmeilen von der Wüste Sahara. Wissen Sie, wie viele Leute in diesem ganzen Gebiet leben? 62."

„Vielleicht denkt der Völkerbund, Sie sammelten Wüsten, Exzellenz", warf ich ein.

Dieser bescheidene Scherz erregte Mussolinis stets bereites Gelächter.

„C'est ça! On doit me prendre pour un collectionneur de déserts!" wiederholte er vergnügt. „In einem von Mark Twains Büchern gibt es einen Mann, der Echos so sehr liebt, daß er zwei Berge entdeckte, die jeder ein Echo hatten. Darauf baute er sein Haus zwischen ihnen. Aber ich habe nicht solche Leidenschaft für ausgedörrte Wildnisse."

Nichtsdestoweniger hatte Mussolini drei Tage später Gegenvorschläge gemacht, die Abessinien das Schicksal einer völligen Eroberung hätten ersparen können. Er forderte Adua und Aksum im Norden und einen Streifen abessinischen Gebietes, um eine Verbindung zwischen Eritrea und Somaliland herzustellen. Er forderte ferner die Entlassung der abessinischen Armee.

Die Liga lehnte diese Bedingungen ab, und so begann der Krieg. Drei Monate später kam es zu den Hoare-Laval-Friedensvorschlägen, die zuerst angenommen und dann im Verfolg eines proabessinischen Geschreis von der britischen Regierung abgelehnt wurden. Die unseligen Ergebnisse für Abessinien, die dieser Wechsel in der Haltung mit sich brachte, zeigen sich in einer Mitteilung Mussolinis mir gegenüber einen Monat später, nämlich, daß er bereit gewesen sei, den Vorschlag anzunehmen, aber daß er keine Zeit gehabt hätte, das auszusprechen, bevor er schon von England abgelehnt wurde.

Sogar noch im März 1936, als der Völkerbund an beide Kriegführenden einen Appell richtete, in Friedensverhandlungen einzutreten, wäre Italien bereit gewesen, den Negus im Besitz seines Thrones zu lassen; aber Völkerbundskreise und antifaschistische Einflüsse bestimm-

ten Haile Selassie dahin, sich gegen die Eröffnung von Verhandlungen zu erklären.

In italienfeindlichen Kreisen zeigte man sich sehr empört über die Nachricht im April 1936, daß die Italiener Gas benutzten. Als ich dies gegenüber Mussolini erwähnte, antwortete er: „Es sei kein Scheintodgas, sondern nur Tränengas und eine milde Art von Senfgas, das nur Blasen hervorrufe, aber nicht tödlich sei.

„Das als eine Grausamkeit zu bezeichnen, ist einfach dumm", sagte er. „Wenn Sie von Grausamkeiten sprechen wollen, so werde ich Ihnen Bilder zeigen, was Abessinier unseren Leuten angetan haben, Bilder, die zu schrecklich sind, als daß sie eine Zeitung widergeben könnte. Wir haben niemals Gaswolken angewendet wie die im Weltkrieg, und wenn man Senfgasbomben in Bergschluchten warf, in denen sich Abessinier verkrochen, um isolierte italienische Kolonnen anzugreifen, so war das in Wirklichkeit eine Maßnahme der Humanität, denn es hatte die Wirkung, Menschenleben zu retten."

Der Feldzug näherte sich seinem Ende. An dem Tage, bevor die Italiener in Addis Abeba einzogen, wiederholte Mussolini noch einmal die Versicherungen seines guten Willens gegenüber Großbritannien.

„Wir beabsichtigten niemals irgendeine Schädigung der Interessen des Britischen Reiches, und wir beabsichtigen das auch jetzt nicht", sagte er. „Italien hat kein Verlangen nach Ägypten. Wir betrachten Ägypten als ein unabhängiges Land — nicht als ein afrikanisches Land, sondern als einen Mittelmeerstaat —, mit dem wir immer in guten Beziehungen stehen werden.

„Wir haben keine politischen Interessen im Sudan und keine in Palästina. Es ist unwahr, zu unterstellen, daß

Italien Unruhen zwischen Arabern und Juden hervorgerufen hat.

„Was kann ich noch mehr tun oder sagen?" fügte er mit ausgestreckten Händen hinzu. „Ich bin immer bereit gewesen, ich bin auch jetzt bereit, und ich werde bereit sein, in jeder nur gewünschten Weise zu bestätigen, was ich Ihnen gesagt habe.

„Ich versichere Ihnen, wir haben keine anderen Kolonialwünsche. Wir gehören nun nicht länger zu dem unzufriedenen Proletariat unter den Nationen, wir sind auf die andere Seite der Barrikade hinübergekommen. Von nun an ist Italien auch eine konservative Macht."

Mussolini wollte selbst dem italienischen Volke den Einzug der Armee in Addis Abeba mitteilen. Lautsprecher waren in jeder Stadt und in jedem Dorf aufgestellt, und als die Sirenen und die Kirchenglocken ertönten, schickten sich alle an, sich auf den öffentlichen Plätzen zu versammeln, um im ganzen Lande die Rede des Duce anzuhören.

„Es werden eine halbe Million Menschen rund um den Palazzo Venezia stehen", sagte Mussolini zu mir. „Kommen Sie morgen abend hierher, und Sie werden einen der größten Anblicke Ihres Lebens genießen."

Um 6 Uhr am Abend des 5. Mai begannen die Sirenen plötzlich zu heulen, und die 1 200 000 Einwohner Roms strömten ebenso wie der Rest der 45 000 000 Einwohner des Landes aus ihren Heimen, ihren Läden und Büros auf die Straßen; überall sah man Fahnen, Musikkapellen und Uniformen.

Ich fuhr mit Signor Alfieri, dem Presse- und Propagandaminister, zum Palazzo Venezia. Das große Vorzimmer zu Mussolinis Arbeitsraum war voll von italienischen Ministern und hohen Regierungsbeamten. Ich

war der einzige, der nicht die schwarze Uniform der Faschistischen Partei trug.

Von einem der vergitterten Fenster in der dicken Mauer des alten Palastes sah ich auf die Piazza Venezia hinab. Es war ein riesiges Mosaik von geröteten Gesichtern in dem milden Abendlicht, die alle eifrig zu dem verschlossenen Fenster von Mussolinis Arbeitsraum hinaufsahen. Der Platz selbst faßt 200 000 Menschen, aber soweit man die breite Via del Impero, die sich bis zum Kolosseum erstreckt, hinuntersehen konnte, und auf jeder anderen Straße, die auf die Piazza führt, drängten sich wenigstens noch einmal ebenso viele in dichten Massen.

Wogen der Erregung gingen über die aufgewühlte Menge hinweg. Leute, die ohnmächtig wurden, wurden von dem Druck rund um sie aufrecht gehalten. Die Polizei mußte sich beständig einen Weg durch die Menge bahnen, um Kinder in Sicherheit zu bringen. Die 80 m breiten Marmorstufen des weißen, tempelartigen Nationaldenkmals, in dem Italiens unbekannter Soldat unter dem Schutz zweier Wachen ruht, verschwanden unter den dichten Scharen von Schulkindern. Jedes Fenster und jedes Dach war mit Menschen überfüllt.

Langsam erhob sich, während die Nation in Spannung wartete, ein honiggelber Mond in dem grünen Abendhimmel. Er hing über den gebrochenen Linien des ungeheuren Kolosseums, das zwei Jahrtausende auf so viele gewaltige Schauspiele herabgeschaut hat.

Um 7.30 Uhr brach in der Menge ein plötzliches Geschrei wie ein Vulkan aus. Mussolini war in der grauen Uniform und der runden schwarzen Kappe der faschistischen Miliz auf seinen von Flutlicht überspielten Balkon hinausgetreten.

„Heute um 4 Uhr", rief er in das gespannte Schweigen, das auf die Heilrufe folgte, „sind unsere siegreichen Truppen in Addis Abeba eingezogen. Ich verkünde dem italienischen Volke und der Welt, daß der Krieg aus ist. Äthiopien ist italienisch!"

Ein Sturm der Begeisterung übertäubte seine Stimme. Ich habe niemals einen solchen Jubel auf so vielen menschlichen Gesichtern gesehen. Mussolini wurde wieder und wieder auf den Balkon gerufen und mußte die stürmischen Grüße der Menge entgegennehmen. Er stand da, an das Geländer gelehnt, und sah so ruhig auf die Menschen hinab, daß er hätte ein ganz beliebiger Zuschauer der leidenschaftlichen Szene sein können. In diesem Augenblick verehrte ganz Italien seinen siegreichen Duce wie einen Gott; dennoch sah ich, der ich ihn nur wenige Meter entfernt beobachtete, keine Spur von Erregung in seinem Gesicht.

Wenn sich der Charakter eines Mannes in seinem Benehmen bei dem Augenblick, der seine Laufbahn krönt, erweist, so war Mussolinis Verhalten inmitten dieser ungeheuren Triumphszenen bemerkenswert.

„Haben Sie meine Rede gehört?" fragte er mich, als er in seinen großen Arbeitsraum zurückgeschritten war und man die Fenster geschlossen hatte, um die Rufe der Menge nicht mehr zu hören. „Wenigstens 30 000 000 Menschen in ganz Italien haben zugehört."

Die Minister und Regierungsbeamten, die in der Nähe standen, brachen in diesem Augenblick spontan in eine Kundgebung aus, indem sie in die Hände klatschten und „Duce! Duce!" riefen.

Mussolini brachte diese Beifallsbekundung mit einer gebieterischen Geste zum Schweigen, als wenn er sagen

wollte: „Ich habe davon draußen schon genug gehabt."

Es folgte Schweigen, und da es niemand brach, bemerkte ich dem Duce gegenüber, daß ohne Rundfunk eine gleichzeitige Demonstration dieser Art im ganzen Lande unmöglich gewesen wäre. „Das zeigt, was für ein gefährliches Instrument der Rundfunk sein könnte, wenn er in schlechte Hände fiele", sagte ich.

„Das ist bereits geschehen", erwiderte Mussolini. „Ich meine die bolschewistische Rundfunkpropaganda, die alle zwei Stunden in verschiedenen Sprachen gesendet wird."

Mir erschien diese Bereitschaft, auf einem solchen Höhepunkt seiner Laufbahn, wo ganz Italien ihn als seinen Nationalhelden verehrte, wo ihn draußen eine halbe Million Menschen bejubelten und wo sich alle seine Regierungsuntergebenen in einer gärenden Erregung und Begeisterung um ihn versammelten, allgemeine Bemerkungen auszutauschen, als ein Beweis für Eigenschaften, die viele ausländische Kritiker Mussolini absprechen möchten. Eine solche Selbstbeherrschung bewies nicht nur Nerven aus Stahl, sondern auch fast eine olympische Mißachtung der Volksverehrung.

Ich erzählte dem Duce, daß ich am Morgen mit dem Flugzeug nach Jerusalem fliegen würde, wo ich seinen geschlagenen Feind zu sehen hoffte, den Negus, der aus Abessinien geflohen war.

„Sagen Sie ihm, daß ich persönlich keine Feindseligkeit gegen ihn empfinde. Unser Kampf ist ein Zusammenprall geschichtlicher Mächte gewesen. Persönliche Faktoren spielen bei solchen Angelegenheiten nur eine kleine Rolle.

„Ich kenne den Negus", fuhr Mussolini fort. „Als er

im Jahre 1928 nach Rom kam, führte ich ihn 10 Tage in der Stadt herum. Er machte den Fehler, nicht an meine Freundschaft zu glauben. Wenn ich sage, daß ich bereit bin, eines Menschen Freund zu sein, so meine ich es auch so; und wenn ich sage, daß ich eines Menschen Feind bin, so meine ich es ebenfalls so."

Neuntes Kapitel

Das Mittelmeer und das „Gentleman Agreement"

Die meisten Engländer glauben, daß die anglo-italienische Rivalität im Mittelmeer vom abessinischen Feldzug herstammt. Ungefähr 10 Jahre vorher jedoch hatte Mussolini, als er zum erstenmal am 8. April 1926 in Tripolis landete, schon gesagt: „Wir sind ein Mittelmeervolk; unser Schicksal hat immer auf dem Meer gelegen und wird immer dort liegen."

Die Kontrolle des Mittelmeeres durch die britische Flotte war eine künstlich aufrechterhaltene Lage, die nicht andauern konnte, als Italien eine starke Seemacht wurde. Ihr Ende wurde beschleunigt durch die gleichzeitige Entwicklung einer großen italienischen Luftwaffe, die die strategische Situation in diesen Gewässern vollständig veränderte. Italien kann sie nicht nur sperren mit den Flotten-, militärischen und Flugzeugstützpunkten in seiner Kolonie Libyen und den südlichen Provinzen der Halbinsel, sondern es hat auch die kleinen Inseln, die zwischen dem Hauptlande und der afrikanischen Küste liegen, und auch die Inseln des Dodekanes, die ihm einen festen Rückhalt in der Levante geben, in befestigte Flugzeug- und Unterseebootstützpunkte verwandelt.

Die Konzentration der britischen Flotte in Alexandria im Herbst 1935 zur Unterstützung des Sanktionsfeldzuges des Völkerbundes erwies sich als eine Demonstration nicht der Stärke, sondern der Schwäche der britischen Seestreitmacht im Mittelmeer unter den veränderten

Bedingungen der letzten Jahre. Wer, wie ich selbst, Gelegenheit hatte, an Ort und Stelle die Meinungen von Fachleuten zu hören, konnte keine Zweifel haben an der Verwundbarkeit der Flotte vor Alexandria durch Flugzeuge, Unterseeboote und Minen. Die Flotte hatte keine befestigten Basen. Die nächste Deckmöglichkeit für Schlachtschiffe, große Kreuzer oder Flugzeugträger war Gibraltar, 3000 Meilen weg. Wollte ein beschädigtes Schiff eine Reparaturwerft erreichen, so mußte es die ganze Länge des Mittelmeers unter der Bedrohung italienischer Flugzeuge, Unterseeboote und Schnellboote durchfahren.

Das Flottenarsenal, das in Alexandria erbaut worden war, wäre höchste Gefahr gelaufen durch einen Einfall aus der italienischen Kolonie Libyen her, den zurückzuschlagen nicht genügend Streitkräfte in Ägypten standen. Es erwies sich klar, daß es heute für eine britische Flotte in diesen fest von Land umschlossenen Gewässern, die zwischen Gibraltar und Suez liegen, keine Sicherheit gibt.

Nichts weniger als die Schaffung eines neuen Singapore in Alexandria oder Haifa würde der Königlichen Flotte Aktionsfreiheit im östlichen Mittelmeer geben. Ihre Funktion in einem Krieg mit Italien könnte nur die sein, eine Ozeanfernblockade aufrechtzuerhalten, und die britischen Streitkräfte in Ägypten oder am Suezkanal müßten über das Kap der Guten Hoffnung versorgt werden.

Diese Veränderung in den Bedingungen im Mittelmeer, die durch das Anwachsen der italienischen Rüstung hervorgebracht ist, bedeutet nicht unbedingt, daß Italiens Haltung gegenüber England notwendigerweise feindlich

sein wird. Das wachsende Interesse, das Italien an seinen afrikanischen Kolonien und an der Sicherheit der Verbindungswege mit ihnen hat, stammte ursprünglich aus der so gut wie tatsächlichen Ausschließung der italienischen Einwanderung durch die Vereinigten Staaten. Wie Mussolini es einmal ausdrückte: „Italien kann seine Menschen nicht ernähren, es muß sich ausdehnen oder explodieren." Das Mittelmeer bedeutet für Italien so viel, wie der englische Kanal für Großbritannien. Es ist natürlich, daß die italienische Nation danach strebt, sich in den Gewässern zu behaupten, die ihre Küsten bespülen.

Britische Minister haben erklärt, daß die Interessen ihres Landes in diesem Meere sich auf freie Durchfahrt beschränken. Solange England mit Italien in guten Beziehungen steht, werden diese Interessen nicht beeinträchtigt. Sie wurden im Jahre 1935 nur deswegen gefährdet, weil die britische Regierung sich auf einen Streit mit Italien über Dinge mehr des Prinzips als der Praxis einließ.

Die Sicherheit der Verbindungswege des britischen Imperiums verlangt eine Politik der Freundschaft, nicht der Feindschaft gegenüber Italien. Ungeachtet der Verärgerung durch den letzten Versuch, die italienische Aktion in Abessinien zu verhindern, ist ein gutes Einvernehmen mit Mussolini über die britischen Durchfahrtsrechte durch das Mittelmeer noch möglich.

Ein Versuch, Italien daran zu verhindern, die Vorteile seiner geographischen Lage auszunutzen, würde fruchtlos sein und einer Macht nicht anstehen, die so viele künstlich hergestellte Vorteile gleicher Art in der ganzen Welt behauptet hat. Auch gibt es keinerlei Grund anzunehmen,

daß Italien nach irgendeiner Verbesserung seiner natürlichen Lage auf Kosten Englands strebt.

Seit der spanische Bürgerkrieg begann, hat Mussolini jede Absicht geleugnet, einen Versuch machen zu wollen, um in Spanisch-Marokko oder auf den Balearen oder auf dem Festland von Spanien Flotten oder Luftstützpunkte für Italien zu bekommen.

„Eine solche Idee hat nicht einmal die Schwelle meiner Gedanken überschritten", versicherte er mir. „Ich würde keine Achtung vor einem Staatsoberhaupt haben, das auch nur daran denken würde, irgendeinen Teil seines nationalen Gebietes hinwegzugeben."

Am 4. November 1936 sah ich Mussolini in Rom, nachdem Lord Halifax im Oberhaus eine Rede gehalten hatte, in der er den englischen Wunsch nach einer Erneuerung der guten Beziehungen mit Italien ausdrückte.

„Reden wie diese werden so bald vergessen, wenn ihnen keine Taten folgen", sagte ich. „Ich habe Euer Exzellenz oft in der gleichen Weise über England sprechen hören. Könnten Sie irgendein praktisches Mittel vorschlagen, diesen freundlichen Gesinnungen auf beiden Seiten konkrete Form zu geben?"

Die klar umrissene, dem gesunden Menschenverstand entsprechende Art von Mussolinis Denken zeigte sich in seiner prompten Antwort auf diese Frage, von der er vorher nichts gewußt hatte.

Er antwortete mit drei Worten auf englisch. „A gentleman agreement", sagte er.

„Würde das ein Abkommen bedeuten, das die anglo-italienischen Einflußsphären im Mittelmeer festlegt, oder meinen Sie einen Nichtangriffspakt?" fragte ich.

Der Duce machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Solche Dinge würden nur zu neuen Komplikationen führen", sagte er. „Es gibt neuerdings schon viel zuviel Paktmanie. Ich möchte sie nicht vermehren. Was ich möchte, daß ist etwas Einfaches und Klares von der Art, wie es das faschistische sowohl als das britische Temperament schätzt.

Es bestehen keinerlei Gegensätze zwischen den Interessen Englands und Italiens im Mittelmeer. Sie ergänzen sich. Keine der beiden Nationen kann sich den Luxus leisten, auf diesem Meere der Feind der anderen zu sein.

Ein ‚gentleman agreement' würde die Interessen beider Beteiligten schützen, und es sollte so gefaßt werden, daß es alle anderen Mittelmeerstaaten garantiert."

Ein so freimütiger und vernünftiger Vorschlag hatte nach seiner Veröffentlichung in London unmittelbaren Erfolg und schuf einen Ausgangspunkt für diplomatische Verhandlungen, die das „gentleman agreement" nach weniger als zwei Monaten, am 3. Januar 1937, verwirklichten.

Entsprechend dem Wunsche Mussolinis war das Abkommen sehr kurz, es enthielt nur ungefähr 300 Worte. Großbritannien und Italien sicherten sich zu, die bestehende Lage nicht zu verändern und die gegenseitigen Rechte und Interessen im Mittelmeer zu respektieren.

Es wurde festgesetzt: „Freiheit der Einfahrt, der Ausfahrt und der Durchfahrt durch das Mittelmeer ist von lebenswichtigem Interesse sowohl für die verschiedenen Teile des Britischen Reiches wie für Italien, und diese Interessen sind in keiner Weise unverträglich miteinander." Beide Mächte erklärten, daß sie keinerlei Wunsch hätten, den Status quo in Hinsicht auf die Gebiets-

souveränität in den Mittelmeerländern zu verändern, und sie verpflichteten sich, die gegenseitigen Rechte und Interessen in diesem Gebiet zu achten.

Das war eine realistische Maßnahme, die die Anerkennung einer Veränderung in den strategischen Bedingungen im Mittelmeer in sich schloß; und sie klärte die Atmosphäre, indem sie die anglo-italienischen Beziehungen aus dem Bereich der Verdächtigungen in den der Tatsachen übertrug.

Britische Touristen, die von Rom zurückkehrten, erzählten wilde Geschichten: Sie hätten Landkarten in die Mauern der Stadt gemeißelt gesehen, auf denen das italienische Imperium, wie es Mussolini erträumte, so dargestellt war, daß es sogar das Vereinigte Königreich umfaßte. Solche Geschichten bezogen sich auf eine der in Stein gemeißelten Landkarten, die die Via del Impero schmücken; aber es kann nur Unkenntnis des Italienischen gewesen sein, was solche Beobachter daran hinderte, die Inschrift zu lesen; denn diese weist die Karte aus als eine Karte des römischen Imperiums in den Tagen des Kaisers Augustus, ungefähr vor 2000 Jahren.

Wenn man sieht, wie unbekümmert falsche Berichte über lebende Staatsmänner in Europa heute übernommen werden, so genügt das, um den Glauben an alle Berichte der Vergangenheit zu erschüttern.

Man glaubt z. B. allgemein, sogar in gut unterrichteten Kreisen in England, daß Mussolini sich im März 1937 zum Protektor der Moslems in der ganzen Welt erklärte. Da ich bei jeder Gelegenheit anwesend gewesen bin, bei der er von der Moslemreligion sprach, kann ich bezeugen, daß er tatsächlich nichts derart gesagt hat. Die

Geschichte hat ihren Ursprung darin, daß er als ein Geschenk von den Arabern Libyens ein Schwert annahm, dem man den phantasievollen Namen „Das Schwert des Islam" gegeben hatte.

Die Zeremonie war romantisch; sie fand statt zu Pferde in den palmenbewachsenen Sanddünen an der Grenze der Wüste Sahara. Mussolini empfing das Schwert von einer Abordnung von Häuptlingen, reckte es hoch über seinen Kopf und hielt dann eine Rede, in der er sagte: „Die mohammedanische Bevölkerung Libyens weiß, daß sie unter der italienischen Trikolore Frieden und Wohlfahrt haben wird, und ganz besonders, daß ihre religiösen Bräuche auf das peinlichste respektiert werden."

Kein Regierungshaupt hätte unter ähnlichen Bedingungen einen vorsichtigeren und überlegteren Ausspruch tun können, und Mussolini fuhr fort, ausdrücklich alle die ehrgeizigen Absichten zurückzuweisen, von denen die öffentliche Meinung in England glaubt, daß er sie bei dieser Gelegenheit verkündet habe.

„Diese meine Reise ist eine imperialistische", sagte er, „in dem Sinne, der diesem Wort von männlichen Völkern immer gegeben worden ist, jetzt gegeben wird und immer gegeben werden wird.

„Es ist keine geheime Absicht dabei und nichts Aggressives gegen irgendeine andere Nation. Innerhalb und außerhalb des Mittelmeers wünschen wir in Frieden mit jedermann zu leben und mit allen Nationen zusammenzuarbeiten, die die gleiche Absicht zeigen."

Obwohl Libyen in eine starke Basis für alle italienischen Waffenarten verwandelt worden ist, ist der Charakter dieser Anordnungen nicht notwendigerweise aggressiver als die viel größeren Anlagen und Vorkehrungen,

die die britische Regierung in Singapore ausgeführt hat.

In allen Unterredungen, die ich mit Mussolini in Libyen hatte, übermittelte er mir den Eindruck, als konzentriere er seine Energie auf die friedliche Entwicklung dieser Kolonie. Er nahm mich mit zu einem der Modellsiedlungshäuser, die in Abständen von fünf Meilen an der großen neuen Küstenstraße gebaut worden sind. Jedes Haus hat Raum für zwei Familien; die Baukosten betragen 1600 £ (20000 RM.). Die Leute, die in ihnen leben, sind von Italien herübergebracht.

Der Duce war so stolz über den Komfort, den man für sie geschaffen hatte, daß er mir sogar das Brausebad zeigte, mit dem jede Familie versehen ist. Marschall Balbo, der nach uns gesucht hatte, fand Mussolini, wie er den mit Ziegeln belegten Boden überschwemmte, indem er heftig an der Kette zog.

„Sie haben alles, was sie brauchen, sogar ein Gewehr zu ihrer Verteidigung, obwohl das unnötig ist, da die eingeborene Bevölkerung völlig friedlich ist", sagte der Duce.

„Und mit Rundfunkgerät sind sie schließlich wirklich nicht so einsam", sagte ich.

Aus dem Ausdruck auf Mussolinis Gesicht ersah ich, daß ich über einen Mangel in der Ausrüstung dieser Siedler gestolpert war. Er dachte einen Augenblick nach, dann rief er: „Balbo!" Der Generalgouverneur kam herbei und schlug die Hacken zusammen. „Es wäre gut", sagte Mussolini, „jedes dieser Häuser mit einem Radiogerät zu versehen. Wollen Sie 250 Stück bestellen."

„Noch heute abend, Duce", war die Antwort. Die Promptheit, mit der sie erfolgte, bewies, mit welcher

Schnelligkeit die Dinge unter einer autoritären Macht erledigt werden.

„Was für ein großartiges Land würde Libyen für eine Ferienmotorkarawane sein!" sagte Mussolini sinnend. Dann fuhr er fort: „Wenn wir nur diese Wüste in ein Meer verwandeln könnten, dann würde es das ganze Klima Nordafrikas ändern und eine Regenmenge nach sich ziehen, die es möglich machen würde, daß 100 Millionen Europäer von den Erzeugnissen des Landes leben könnten. Die Sahara vom Mittelmeer her zu überfluten ist nur eine Frage der Überwindung technischer Schwierigkeiten. Ich habe sie schon geprüft. Wenn es zu machen ist, werde ich es machen."

Ich glaube, daß Gedanken dieser Art viel eher als Eroberungsträume in Mussolinis Denken vorherrschen. Er ist ein zu praktischer und zielbewußter Staatsmann, um sich schwärmerischen Ideen hinzugeben.

Ungefähr zwei Jahre, bevor das Gentleman's Agreement unterzeichnet wurde, machte er eine Bemerkung über die britische Außenpolitik mir gegenüber, die zeigte, daß er deren Charakter vollständig versteht:

„Die Außenpolitik Großbritanniens ist immer klar, weil sie traditionell festgelegt ist", sagte er. „Sie beruht auf der Tatsache, daß Großbritannien jederzeit freie Fahrt über die Meere haben muß. Der Besitz von Gibraltar, Suez und Singapore ist deswegen lebenswichtig für England. Ich glaube nicht, daß jemals in England ein Buch über die Grundsätze der britischen Außenpolitik geschrieben worden ist, weil sie von jedermann so klar verstanden werden. Der Fehler der Deutschen im Jahre 1914 lag in ihrem Mangel an Verständnis dafür, daß, entsprechend diesen Grundsätzen, jede neue Macht, die sich den Küsten des englischen

Kanals näherte, von Großbritannien als Feind behandelt werden mußte."

Die guten Ergebnisse, die auf das „gentleman's agreement" hätten folgen können, wurden zeitweise zuschanden gemacht durch den Ausbruch von Spott und Hohn, mit dem ein Teil der britischen Presse die Teilniederlage begrüßte, die italienische Formationen, die der spanischen Nationalarmee beigegeben waren, im März 1937 bei Guadalajara erlitten, und andererseits durch den Verdacht, daß italienische Unterseeboote Anteil gehabt hätten an der Torpedierung ausländischer Schiffe, die im englischen Schiffsregister standen und den Zweck hatten, den Roten in Spanien Hilfsmittel zuzuführen.

Daß das britische Imperium durch so viele Gefahren der Vergangenheit seinen Bestand bewahrt hat, ist weithin der Bereitschaft und der Fähigkeit seiner Staatsmänner zu verdanken, neuen Tatsachen ins Auge zu sehen und sich veränderten Situationen anzupassen. Selten in der Geschichte ist eine neue Tatsache von solcher Bedeutung aufgetaucht wie der Wiederaufbau Deutschlands und Italiens zu hochgerüsteten und glänzend disziplinierten Staaten unter dynamischer Führerschaft.

Wenn dieser Prozeß von Härten im eigenen Lande und dem Bruch internationaler Verpflichtungen nach außen — von denen einige mit Gewalt aufgezwungen worden waren — begleitet worden ist, so sind das deutsche und italienische Volk der Meinung, daß solche Maßnahmen durch den Grundsatz „Salus populi suprema lex" gerechtfertigt waren.

Der Glaube, daß die vorwiegende britische Haltung gegenüber ihrem Versuch eines nationalen Wiederaufbaus voll Groll, skeptisch und aburteilend ist, hat sie erbittert,

während die Tatsache, daß diese Kritisiererei sich als machtlos erwiesen hat, den Erfolg der Pläne der Diktatoren zu verhindern, in vielen deutschen und italienischen Köpfen den irrigen und gefährlichen Eindruck erweckt, daß Großbritannien drauf und dran ist, in Weltfragen eine Macht zu werden, die sich ausgegeben hat.

Der sicherste Weg, die Möglichkeit eines Krieges abzuwenden, würde der sein, in engere und vertrauensvollere Beziehungen mit den „Diktatoren" zu treten, die die gesamten Reichtümer und Hilfsquellen zweier mächtiger und straff gespannter Völker in ihrer Hand haben. Wäre dies eher geschehen, so wäre der gegenwärtige Zustand der europäischen Unsicherheit niemals eingetreten.

Die Diktatoren haben nicht immer die gleichen Grundlagen für ihr Selbstvertrauen gehabt, die sie jetzt haben. Bei Beginn ihrer Herrschaft hätte ein freundlicheres Benehmen gegen sie von seiten Großbritanniens ihre Dankbarkeit hervorgerufen und vielleicht einen mäßigenden Einfluß auf ihre Politik ausgeübt.

Weil einige Dinge, die sie in ihren eigenen Ländern taten, angesichts der modernen britischen Methoden des Regierens Anstoß erregten, hielt man sie sich weit vom Leibe. Der persönliche Kontakt zwischen Mitgliedern der britischen Regierung und den neuen Behörden in Deutschland und Italien wurde bis auf ein Minimum eingeschränkt. Die wenigen britischen Minister, die Berlin und Rom besucht haben, gingen dorthin wie Parlamentäre, eher unter der Parlamentärsflagge zu einem Waffenstillstand denn als freundliche Abgesandte.

Das Ergebnis ist, daß sich die englischen Beziehungen zu den Diktatoren ständig verschlechtert haben. In den ersten Tagen, nachdem sie die Verantwortung übernom-

men hatten, strebten die Häupter dieser Regierungen nichts mehr an, als sich an die Seite von Großbritannien zu stellen, vorausgesetzt, daß ihnen der grundsätzliche Anspruch auf Gleichberechtigung zugestanden wurde. Sie haben heute unabhängige Pläne entwickelt, und ihre Bemühungen um die britische Freundschaft haben sich abgekühlt, weil sie nicht erfüllt wurden.

Außenpolitik kann nur nach ihren Ergebnissen beurteilt werden, und die Außenpolitik, die von der britischen Regierung in den letzten Jahren befolgt wurde, hat nur eine wechselseitige Verständigung zwischen allen unseren möglichen Feinden — in Mitteleuropa, dem Fernen Osten und dem Mittelmeer — mit sich gebracht, die sich sogar noch zu einer engeren und feindseligen Koalition entwickeln kann.

Doch England und Deutschland sind immer noch der Schlüssel zu der europäischen Lage. Ein Übereinkommen zwischen ihnen würde eine sichere Friedensgarantie zwischen den Nationen Westeuropas bedeuten.

Es ist zu spät, Deutschland mit Gewalt zu entwaffnen; es dürfte nicht zu spät sein, es durch Freundschaft zu entwaffnen. Dies kann jedoch niemals erreicht werden, solange ein großer und einflußreicher Teil der britischen öffentlichen Meinung sich weigert, Deutschland etwas anderes zuzutrauen als übelwollende Absichten.

Wie viele andere Völker auch das nationalsozialistische und faschistische Regime nicht mögen, niemand kann leugnen, daß sie Deutschland und Italien zu größerer Kraft und zu größerem Selbstvertrauen erhoben haben, als die andern Länder jemals gekannt haben. Die Methoden, mit denen sie ihr nationales Leben wieder aufbauen, sind

ihre eigene Angelegenheit und — ganz im Gegensatz zu Sowjetrußland — hat keine dieser beiden Regierungen versucht, ihre Ideen und Grundsätze anderen Völkern aufzuzwingen.

Diese neuen nationalen Gebilde in die europäische Familie einzupassen, ist zur Zeit die dringendste Aufgabe, vor der die Menschheit steht. Sie kann nur mit Sympathie und Verständnis durchgeführt werden.

Jedes große menschliche Unternehmen hat Unvollkommenheiten. Mißbräuche und Unterdrückung kommen unter demokratischen sowohl wie autoritären Regierungen vor. Bisher ist in anderen Ländern die Tendenz dahin gegangen, den Blick ausschließlich auf die Nachteile der Diktaturen zu richten und das solide, obwohl weniger auffällige Gute zu übersehen, das sie geleistet haben.

Es ist nicht durch Täuschung oder Humbug, sondern durch konkrete Wohltaten erreicht, daß Hitler und Mussolini die glühende Hingabe ihrer Völker errungen haben. Kritisiererei an den Diktatoren und ihrem Werk führt zu nichts, aber ein unvoreingenommenes Studium der Energie und der Vaterlandsliebe, mit denen sie ihre Landsleute erfüllt haben, dürfte jeder Nation in der Welt wertvolle Lehren erteilen.

Nachwort zur deutschen Ausgabe

Den Leser dieses Buches bitten wir zu bedenken, daß das vorliegende Werk geschrieben wurde von einem Engländer und in der Hauptsache für Engländer. Manches was für uns heute bereits selbstverständlich ist, erscheint deshalb für England noch außergewöhnlich. Des weiteren möchten wir darauf hinweisen, daß Ward Price sein Buch in der ersten Fassung vor dem Anschluß Österreichs geschrieben hat. Er hat nun im Jahre 1938 bei einer Neuauflage den aktuellen Teil überarbeitet. Inzwischen ist aber Verschiedenes, besonders auf dem Gebiet der Außenpolitik, durch die Ereignisse wieder überholt worden. Auch bei der Erwähnung der Leistungen von Kraft durch Freude und des Reichsarbeitsdienstes haben die Zahlen jetzt keine Gültigkeit mehr, ebenso wie auch der Aufbau der deutschen Wehrmacht und der Westbefestigungen in den letzten Monaten nicht mehr berücksichtigt werden konnten.

Holle & Co. Verlag.